Nr. 2 fehlt

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 | 31. Januar 1984 | Nr. 1

Aus unserem mundartlichen Wortschatz

Von Fritz Scheerer

Bei einem Gang durch unsere Dörfer fallen die gepflegten Häuser und Straßen auf. Selbst wenn bei dem landesweiten Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden" noch nie ein erster Preis errungen wurde, ist in den letzten Jahrzehnten ein Verschönerungsprozeß festzustellen. Aber nicht nur Häuser und Straßen haben sich verändert, sondern auch die Wohnbevölkerung nach Herkunft, Tradition, ihrer Beschäftigung und ihren Wohnverhältnissen. Geräumige und neuzeitlich eingerichtete Wohnungen wurden geschaffen, Großbetriebe mit wenigen Arbeitskräften entstanden. Mit Maschinen, die von einem Mann bedient werden, pflügt, sät und erntet man.

Grundlegend geändert haben sich die Formen des Zusammenlebens der Menschen, sowohl in der Familie als auch im Dorf. Selbst die Einheitlichkeit der Mundart, sowohl was die Lautformen als was auch den Wortschatz betrifft hat in den letzten Jahrzehnten Veränderungen erfahren. Manche Ausdrücke versteht die heutige Jugend nicht mehr. Film, Rundfunk, Fernsehen, Zeitung, Rückgang des Bauerntums usw. haben bewirkt, daß die frühere Einheitlichkeit der Mundart eines Dorfes zugunsten einer mit vielen schriftdeutschen Eigenheiten vermengten Schriftsprache verloren gegangen ist. Im folgenden sollen Beispiele aus dem Wortschatz des Lebens unserer Vorfahren angeführt werden, die bedroht oder bereits schon ausgestorben sind.

Machen wir zunächst einen Besuch in einem alten Bauernhaus. Durch die Haustür betreten wir den „Hauöhrn", von dem eine „Steage" in den Wohnstock führt und unter dieser eine Steintreppe, die „Kearsteage", hinunter in den gewölbten „Kear" mit den Mostfässern, der „Krautstand", der „Brothange" an eisernen Haken und den „Kartoffelhurten". Nur mit einer Kerze, einer „Ampel" oder Stallaterne konnte er beleuchtet werden. Das „Kraut" (Weißkohl) wurde in der „Schier" (Scheuer) oder in der Stube eingeschnitten, nachdem die „Krauthäuble" von den äußeren Blättern, mit einem „Bohrer" von den „Doasteln" (dem inneren Strunk) entfernt waren. Mit den nackten Füßen wurde in der „Stande" das geschnittene Kraut „eingestampft".

In der auf zwei oder drei Seiten holzgetäferten Stube war in der Fensterecke „der Bank" vor dem der Tisch mit einer Schublade stand, in der sich das Eßbesteck, das Tischtuch und der Brotlaib befanden. Um den gußeisernen Ofen oder den Kachelofen, die von der „Kuche" (Küche) aus geheizt wurden, in dessen „Brätkachel" das Essen warm gehalten werden konnte, waren drei „Ofenstängle" am „Plafond" befestigt. Das offene „Kemich" (Kamin) in der Küche dient als Räucherkammer, das sich nach oben verengte. In ihm wurden die „Speckseiten" und Würste zum Räuchern aufgehängt. Unterhalb des Kamins befand sich meist ein gemauerter Herd, in dem die Feuerstelle für die „Kochhäfen" mit Ringen abgedeckt werden konnten. Unter dem einfachen Küchentisch standen die „Saukübel", in denen man das Futter für die „Sauen" anrührte. Ein kupferner Wasserkübel mit „Wasserschapf", „Schüsselbritt" und ein kaum mannshoher Küchenkasten mit Schubladen und Fächern waren u. a. Ausstattungsstücke.

An die „Stube" und den „Hausgang" schlossen sich die „Kammern" an (Schlafzimmer für die Eltern und Kinder) mit den Betten, die meistens noch „Stroahsäcke" hatten. Die hintere Kammer war teilweise nicht nur für Vorräte aller Art, soweit sie nicht auf der Bühne und im Keller untergebracht waren. Ein Raum hinter der Küche, das „Kämmerle", war für „Ahne" und „Ähne" oder unverheiratete Verwandte.

Von der „Laube" (Hausgang), dem Gang im Wohnstock, führte eine schmale „Behnesteag" auf die Bühne (Speicher), den Vorratsraum für Haus und Hof, wo das ausgedroschene Getreide in den „Fruchttrögen" gespeichert wurde, bis es zur Mühle gebracht oder je nachdem zur Fütterung gebraucht wurde. An der Bühnendecke hingen die geräucherten „Speckseiten". Hier war auch der Aufbewahrungsort für Kästen und alle möglichen Geräte: „Reutern" (Getreidesiebe), Geräte für Flachsbearbeitung (Riffel, Breche, Hechel, Haspel), „Schieden" (geflochtene Weidenkörbe) usw. Da befand sich auch der „Hutzeltrog" für das Dörrobst (gedörrte Birnen, Zwetschgen, Äpfelschnitze). Für die Katzen war in der Bühnentür ein Durchschlupf. Auf der Bühne waren auch die Zwillichsäcke mit den aufgemalten Besitzernamen, gefüllt mit Weißmehl (aus Dinkel) und „Ruggemehl" (Schwarzmehl).

An den Wohnteil des Hauses schlossen sich Stall und Scheuer an und dann kam der „Schopf" (Geräteschuppen für Wagen mit all ihrem Zubehör) mit festgestampftem Erdboden. Der Stall hatte neben der Stalltür ein kleines Fenster. In der „Futterwand" (gegen die Scheune) waren die „Futterläden" für die Futterkrippen, durch die man mit dem „Kratten" (Futterkorb) das „Kurzfutter" „einegab". Vor jeder Fütterung wurde die Krippe von Futterresten gesäubert.

Unter dem Stallboden befand sich ein „Mistlachenloch", das mit „Flöcken" (Bohlen) abgedeckt war. Es wurde in regelmäßigen Abständen geleert. In späteren Zeiten war es nach außen mit einer Grube verbunden, in der ein „Gomper" (Pumpe) stand (für die Entleerung). Vor dem Haus war öfters ein Brunnen mit Trog, an den die Tiere zur Tränke gebracht wurden; war keiner vorhanden, so wurden sie an einen laufenden Brunnen des Ortes getrieben, in den das Wasser durch „Teucheln" geleitet wurde.

Die „Schier", die sich über zwei Stockwerke erstreckte, hatte ein Doppeltor, von dem das eine unterteilt war. In ihr stand auch die Futterschneidmaschine, die später durch einen elektrischen Motor angetrieben wurde. Ursprünglich mußte sie von Hand getrieben werden, dann in größeren Höfen durch einen „Göppel". Mittels einer am Gebälk befestigten senkrechten Leiter, der „Obertenleiter", kam man von der Scheuer über den „Heubaarn" bis in das „Grech" (oberste Bühne). Durch das „Obertenloch" mitten in der Scheuerdecke führte das Seil mit Haken an der einen Hälfte über das „Grechrädle" für das Hinaufziehen der Garben. Für das Heu hatte man die „Heuzange".

Das Futterschneiden gehörte zu den regelmäßigen Arbeiten im bäuerlichen Leben. „Lang eingegeben" (d. h. wie das Futter von der Wiese kam) wurde wenig. Fast immer wurde dem Futter Stroh beigegeben, das im „Strauhstuhl" (Strohstuhl) zerhackt wurde. Noch später wurde die Futterschneidemaschine Strohstuhl genannt. Zum Melkgeschirr gehörte der Melkstuhl mit vier Füßen. Die Butterherstellung aus dem Rahm im „Blotzfaß" nannte man „Blotzen". Die ausgelassene Butter („Rindschmalz") deckte neben dem „Schweineschmalz", das in Steingutschmalzhäfen aufbewahrt wurde, den Fettbedarf der Küche. Die benützten Geräte für die Arbeit auf den Feldern wie „Haue" (Hacke), „Schorschaufel" (Spaten), „Seagis" (Sense), Sichel, „Kumpf" (Wetzfaß), Rechen, Gabeln (teils auch aus Holz) usw. waren den heutigen Geräten ähnlich. Das typische Fahrzeug war der Wagen, der beliebig verändert werden konnte. Beim Vorderwagen konnte in die Deichselgabel „der Deisel" (die Deichsel) eingesteckt werden. Durch den Waagnagel wurde die Waage für den Zug eingehängt. Die „Micke" (Bremse) wurde mittels des „Micketriebels" betätigt. Am Hinterwagen waren etwas größere Räder. Sie waren durch die „Landwieg" mit der Vorderachse verbunden. Man konnte einen langen Wagen (Leiterwagen) oder kurzen Wagen aufbauen. Den Wagenaufbau nannte man „G'stell", dessen Seiten die Wagenleitern waren. Bei Heu- und Garbenladungen war ein „Wiesboom" (Wiesbaum), Spannseile und „Wellnägel", mit denen man die Spannwellen drehte, nötig. Andere wesentliche Teile des Wagens, die kaum anders wie heute ausgesehen haben, sollen hier nicht weiter beschrieben werden. Die kurze Form des Wagens war der „Mistwagen", mit dem man auch kleinere Lasten beförderte. Man brauchte ihn vor allem bei der Kartoffelernte und zum Mistführen. Zum Ausführen der „Mistlache" wurde der Wagen umgebaut und das hölzerne Faß auf dem Wagen befestigt, das ursprünglich mit der „Schapf" gefüllt wurde, später mit einem „Gomper".

Sofort nach der Äärnt (Ernte) wurden die „Stupfeläcker" (Stoppelfelder) „gestürzt", d. h. flach umgepflügt. Erst im Herbst wurde tief gepflügt und das Saatgut aus dem umgehängten „Zwillichsack" gleichmäßig über die gan-

Veranstaltungen 1984

Exkursionen:

9. April: Lehrerfortbildung in Schömberg, Stadtführung (Klek)
20. Mai: Neuffen, Hohenneuffen, Urach (Klek)
12.–15. Juni: Ottenhöfen, Straßburg, Baden-Baden (Wedler)
27.–29. Juli: Ostalb: Aalen, Ellwangen, Wendtal (Krauß)
16. September: Geol. Exkursion im Zollernalbkreis (Dr. Maulbetsch)
21. Oktober: Blaubeuren, Kleines Lautertal (Markert)
10. November: Hauptversammlung im Schloß Lautlingen

ze Fläche im richtigen „Säschritt" ausgeworfen.

Zur Erntezeit wurde die „Frucht" mit dem „Hudel" (Sense mit Holm) gemäht und von einem Gehilfen des Schnitters in einer „Sammlet" „arvelweis" (armvoll) geordnet ausgebreitet. Trat Regenwetter ein, so mußte man die „Sammleten" „umkehren", wobei vor allem beim „Korn" (Dinkel) Vorsicht geboten war, daß die Ähren nicht abbrachen. Mit dem „Hecklerechen", einem Rechen mit wenigen langen Zähnen, wurden die „Ärvel" der Sammlet zum „Binden" zusammengezogen. Die „Heckle" wurden angetragen in die „Garbenseile" (noch früher in die „Wieden"). Bei 5 – 7 Heckle wurde die Garbe gebunden. Dann kam das Aufladen mit einer zwei- bis dreizinkigen Gabel. Der „Lader" legte die Garben so, daß sich immer zwei Garben mit den Ähren überdeckten und daß ihre Strohseite nach außen zeigte. Daheim wurde der Garbenwagen unter das „Obertenloch" gestellt, die Garben einzeln „angeschlagen" (eingehängt) und zum „Baarn" hochgezogen.

Nach der Herbstarbeit kam das Dreschen mit dem „Pflegel" (Flegel), beim Korn mit der Eisenwalze, von dem das Stroh „aufgeschaubt" wurde. Das „Putzen" des Getreides erfolgte ursprünglich mit der Wurfschaufel, später mit der Putzmühle, bei der die leichte Spreu, leichte pflanzliche Teile und Staub durch den Luftstrom hinter die Mühle geblasen wurden. Die gereinigte „Frucht" wurde nach „Viertele" (Simri) gemessen, bevor sie in den „Fruchttrog" (auch Fruchtdaat genannt) weggetragen wurde.

Heu und Öhmd wurden mit der Seages gemäht und dann „gezescht", d. h. die Mahden mit dem dreizinkigen „Heugäbele" locker ausgebreitet. Abends wurde das angedörrte Gras zu „Schöchle" zusammengetan, die man am andern Tag „auseinandertun" (ausbreiten) mußte. War es dürr, so wurde es „geholt", indem es zuvor zu „Riedern" (langen Reihen) „zusammengetan" wurde. War alles Heu mit der Heugabel auf dem Wagen, wo wurde der Wagen „gespannt" (s. oben) und an den Seiten „abgerecht". Das „Heustampfen" auf dem „Heubaarn" war für die Kinder immer ein Fest.

Das Mähen „von Hand" war eine anstrengende Arbeit. Meist wurde es in den frühen Morgenstunden ausgeführt, solange das Gras vom Tau noch feucht war. Seine Sense behandelte der Mäder mit dem Wetzstein. Er hörte aus dem Wetztakt die Antwort: „I wetzdr it, i haubdr it, du kannst mi wetze wie du wit!"

Im Frühjahr wurden die „Erdäpfel" mit der „Haube gesetzt" oder bei größeren Bauern „in die Fuhr" gelegt. Zu ihrer Erntezeit brachte man das Mittagessen oft in einem „Kratten" (Korb) auf dem Kopf auf das Feld. Dazu wurde gegen den Druck ein „Bausch" auf dem Kopf getragen. Eine Vesperpause wurde bei dem „Drieläuten" im Gegensatz zum „Viereläuten" nicht mehr gemacht. Zur Freude der Kinder wurden die „Stoarzeln" (Kartoffelkraut) auf dem Acker verbrannt.

Die „Plötschen" (Blätter von den Rüben) verwendete man als Viehfutter. Das „Kraut" (Weißkohl) wurde nach der Rübenernte „eingeheimst" (eingeerntet), bevor das Dreschen begann.

Um das Haus war der „Krautgarten" und außerhalb Etters die „Länder", wo man „Ziebla" (Zwiebeln), Bohnen, Erbsen, Lauch usw. pflanzte. Die „Träuble" (Johannisbeeren) schlossen sich meist an den Krautgarten an.

Im Obstgarten standen mächtige Birn- („Wadel-, Fäßlesbirnen, Schweizer Wasserbirnen"), Pflommen-, Kriesen- (Kirsche), hohe Apfelbäume, von denen man etwas Tafelobst pflükken, "Gwinnen" konnte, das in den umgehängten Sack kam, der vorsichtig in eine „Schied" entleert wurde. Äpfel und Birnen, die beim Schütteln nicht fallen wollten, wurden mit dem Haken „heruntergestupft".

Das „Holzmachen" oder „in den Wald gehen" geschah noch in den Wintermonaten. Nur wenn Rinde für die Gerber von den Fichten geschält wurde, wenn die Stämme im „Saft waren", im späten Frühjahr. Die „Stökke" (Baumstumpen) wurden mitsamt den Wurzeln ausgegraben. Das „Stockholz" wurde dann im Winter zu Kleinholz gemacht. Die Äste wurden im Hof in einem „Reishaufen" aufgeschichtet und hernach meist von den Frauen „vermacht". Die entstandenen „Büschele" waren ein begehrtes Anfeuerholz oder gaben im großen Stubenofen beim Verbrennen warm. Das gespaltene Holz, die „Spächle", wurden den Sommer über schon aufgeschichtet, „aufgebeigt". Das getrocknete Holz wurde im Herbst auf die Bühne oder ins Holzschöpfle gebracht.

Neben dem Standardessen, dem Sauerkraut, das öfters in der Woche aufgetischt wurde, spielten Mehlspeisen in Form von „Grühr" (Schmarren), Pfannkuchen, Waffeln, „Küchle" mit Dörrobst, „Knöpfle" eine Rolle. Braten gab es höchstens an Sonn- und Feiertagen, Gsälzbrot, wenn Besuch kam. Ein Fest war der Schlachttag mit der Metzelsuppe. Most war das Hausgetränk.

Das Brot wurde meist wöchentlich in vielen Häusern im eigenen gemauerten Backofen gebacken. Der Brotteig wurde in „Molden" oder Backschüsseln geknetet, über Nacht mußte er beim „Treiben" aufgehen, es wurde deshalb Hefe, Sauerteig beigegeben. Mit Hilfe der hölzernen Backschaufel wurde er in den strohgeflochtenen „Laibkrättle" vorgeformte Laib „eingeschossen". Bei festlichen Anlässen wurde ein Hefenkranz oder ein Gugellupf gebacken.

Vieles hat sich im letzten Jahrhundert, vor allem in den letzten Jahrzehnten, geändert. Es sind hier nur wenige Beispiele angeführt. Nicht einmal das eigene Mehl wird in den meisten Familien verbraucht. Das Getreide wird gegen Mehl mit fremdem Mahlgut getauscht. Die holzgeheizten Backöfen sind fast völlig verschwunden. Nur noch wenige bakken ihr Brot selber, stehen noch fest in der Tradition. Aber trotz aller Veränderungen lebt die Dorfgemeinschaft weiter und wird bewußt in Vereinen gepflegt.

Der Owinger Aufstand 1584

Von Fritz Scheerer

Im Staatsarchiv Sigmaringen befindet sich ein Aktenstück aus dem Jahre 1590 das den Owinger Aufstand im Jahre 1584 aus herrschaftlicher Sicht beschreibt: „Die lehentragende und leibeigene Paurschaft (Bauernschaft) zue Owingen, der Grafschaft Hohenzollern aigenthumblichen zuestendig, an die zwey- oder dreyundsibenzig mann sein mit zusammenverbindung, vorhin beschlossnem rath und haimblicher conspiration am 23. augustii des jahres 84 bey nächtlicher weyl einmüetiglich von irer angebornen herrschaft, von weib und kind ausgerissen uns entloffen . . . . ." Die Revolte der 73 Männer ist zwar kein spektakulärer Aufstand, aber er zeigt uns doch die wirtschaftliche und rechtliche Lage des Bauernstandes und gibt ein Bild damaliger Volkszustände, die sich zum Teil erst nach der Revolution von 1848/49 änderten.

Owingen, in einer Weitung des Eyachtales mit seiner Muschelkalk- und Keuperlandschaft und der früheren permanenten Hochwassergefahr, „hat ein gefährlich thal zu heuen und ehmden (öhmden). „Mögen inen leichtlich durch das gewässer schaden geschehen" (Fronbuch 1579). 1094/95 werden Adelige genannt, die sich nach Owingen nennen und dem Kloster St. Georgen Besitz schenkten. 1132 gab Heinrich von Stauffenberg all seinen Besitz zu Owingen dem Schwarzwaldkloster, das hier von Berthold von Dornstetten weiteren Besitz erhielt. Diesen Besitz verkaufte Abt Heinrich 1438 an Konrad von Bubenhofen. Im Jahr 1462 verkaufte Erzherzog Albrecht von Österreich an die Brüder Hans und Konrad von Bubenhofen „unsern wyler" Oberowingen (bei der Weiler Kirche) und den Hof zu Unterowingen und andere nicht genannte Güter. Dadurch wurden die Herren von Bubenhofen die Hauptgrundbesitzer zu Owingen. Es waren insgesamt 16 Höfe. 1539 ging der Ort mit der Haimburg an die Zollern über. Bei der Teilung der zollerischen Herrschaft 1576 fiel nach dem Tod von Karl I. die alte zollerische Herrschaft um Hechingen und damit auch Owingen an Graf Eitelfriedrich IV., nunmehr den I. von Hohenzollern-Hechingen, während das Owingen benachbarte Stetten bei Haigerloch an die Haigerlocher Zollernlinie kam.

Eitelfriedrich und seinem Sohn Jos Niklas I. gelang es nun, das Gebiet, das eine Summe von Eigen- und Lehenbesitz, von Hoheitsrechten und Ansprüchen war, zu einem Herrschaftsterritorium umzugestalten, in dem die Grafen von Zollern „monopolisiert" waren. Sie besaßen nun Gerichts-, Grund-Leibherrschaft usw. Eine Ausschaltung fremden Einflusses konnte weitgehend vollzogen werden. Eine ähnliche Entwicklung zeigte sich bei der Leibeigenschaft (die damit verbundenen Abgaben: von der Hochzeit an zu Fastnacht eine Henne, beim Tod das beste Pferd oder der beste Ochse, falls beides nicht vorhanden das beste Kleid). Beim Verkauf einer Herrschaft kamen die Leibeigenen des Verkäufers in die Leibeigenschaft des Käufers. Untertanen zu Owingen, die 1543 „frei" genannt werden, tragen im Verzeichnis von 1548 die Bezeichnung „kein Herr".

Jeder Untertan der Herrschaft hatte Fron zu leisten. Beim Kastner, der dem herrschaftlichen Fruchtkasten vorstand, waren alle Getreideabgaben, grundherrschaftlichen Gülten und Zinsen abzuliefern. Dazu kamen noch Abgaben wie Umgeld vom Weinverbrauch, die Ledigzahlungen, „weglösen", „abfarth", „handlohn" usw.

Bei der Kanzlei der Herrschaft mußte der Ehekonsens nachgesucht, mußten Käufe und Verkäufe von Liegenschaften angezeigt werden. Vom herrschaftlichen Prestigekonsum schreibt Walter Bernhard (in „Hohenzollerische Erbteilung im Jahre 1576", S. 27): „Für Graf Eitelfriedrich, einen typischen Fürsten der Renaissance mit ausgeprägtem Sinn für Repräsentation und Prachtentfaltung, mußten die Hechinger Verhältnisse unerträglich sein. Er begann schon bald nach Regierungsantritt, Hechingen zu einer großartigen Residenz auszubauen. Das prachtvolle, zu Beginn des 19. Jahrhunderts leider abgebrochene Schloß wurde 1598 Schauplatz der berühmten Hochzeit seines Sohnes . . . . . und die einmalige St. Luzenkirche sind die beredten Zeugnisse dafür. Als Musikliebhaber und Kunstmäzen machte er Hechingen darüber hinaus zum Sitz eines glanzvollen Hoflebens, das die finanziellen Möglichkeiten überstieg". Obwohl er von seinem Gemahlinnen beträchtliche Summen erbte, hinterließ er bei seinem Tode 182 000 Gulden Schulden, „für die jährlich 9 265 Gulden 23 Kreuzer Zins aufgebracht werden mußten".

Owingen gelang noch 1538 unter der Herrschaft Fritz Jakobs von Anweil gegen Zahlung eines jährlichen Fronschillings von 70 Gulden die Ablösung der Frondienste, nur die Leistung von militärischen Diensten im Kriegsfall und die Lieferung von einem Klafter Holz an die Herrschaft durch jeden, der in Owingen seine Wohnung hatte, sowie Unterhalt von Brücken und Stegen zu dem Schloß Haimburg waren ausgenommen. Dieser Fronvertrag wurde 1540 von Jos Niklas anerkannt.

Anders unter Eitelfriedrich, der Umbauten im Schloß in Hechingen und andere Bauten plante. Mit allen Gemeinden wurden 1579 Fronverhandlungen durchgeführt mit dem Ergebnis, sie mußten einen zusätzlichen Frontag pro Woche anerkennen und weitere Fronleistungen erbringen. Die Owinger beriefen sich aber auf ihre Rechtsposition, sie hätten auf ewige Zeiten keine zusätzliche Fron zu leisten, sie seien eine arme Gemeinde, sie hätten ein gefährlich Tal usw. „und bitten daher untertä-

nig, sie als gehorsame arme underthanen" gnädig zu bedenken. Sie bestanden auf ihrer Rechtsposition und machten Fronleistungen von der eigenen Entscheidung abhängig.

Als Eitelfriedrich verschiedene Bauten in Angriff nahm, mußten die Gemeinden entsprechend den neuen Verträgen einen Tag pro Woche für den Schloßbau fronen: Baumaterial nach Hechingen transportieren, Taglöhner Gips graben, in den Steinbrüchen Steine brechen, behauen usw. Dies führte zu vielen Hindernissen, Widerwärtigkeiten und Beschwerden. Ähnlich Owingen: „Derweil dem Vogt zu Owingen auferlegt worden, all tag zehen man in die steingrübgen Zimbern zu schicken, er aber, wan man jage, 20 man auf das jagen schicken mueß, welche inen den taglöhnern, da sie als zu zway ort gebraucht worden, schwerlich fallen thue". Aber alle Bitten hatten keinen Erfolg. Die Antwort des Grafen lautete: „Hat dich wohl beschissen. Wir wollen machen, wies uns gefelt" (Elbs). Fronverweigerungen waren die Folge und dann meist hoch verhängte Strafen bis zu 10 Pfund Heller (etwa ein Monatslohn eines Maurers).

Owingen machten den Vorbehalt, zu leisten, was ihnen möglich sei (Rechtsposition). Doch ohne Erfolg! Vielmehr forderte Eitelfriedrich die Vorlage des Fronbriefes, den er dann behielt und behauptete, er sei ungültig, weil er kein Siegel habe, er sei gefälscht. Dafür wurden die Owinger gezwungen, 500 Zimmerhölzer allein in Fron anderthalb Meilen wegs gen Hechingen zu führen. Nachdem die Owinger als arme erschreckte Leute, aus Furcht zunächst so weiter machten, ging ihnen aber 1583 erstmals die Geduld aus: sie verweigerten die Fron, als sie in einer Woche zweimal zur Fron sollten. 23 Fronpflichtige, vor allem die reichen Bauern, verweigerten die Anordnung und leisteten Widerstand. Sie wurden mit 5 – 10 Pfund Heller, einige sogar mit 125 Pfund bestraft.

Auf diese verschärfte Durchsetzung der Fronforderungen unternahm Owingen erneut Anstrengungen, seinen Fronbrief wieder zu erhalten und schickte eine Abordnung mit vier Mann nach Rottweil, um beim Hofgericht zu erkunden, welche Rechtsmöglichkeit es für sie gebe. Doch diese Abordnung kehrte ohne Erfolg zurück. Neue Beschwerden nicht nur wegen der Fronen ergaben sich durch Verbot des Besuchs ausländischer Märkte. Obwohl der Haigerlocher Markt vor der Türe lag, sollten sie den Hechinger Markt besuchen, der drei Stunden weit weg lag.

Hinzu kam das Verbot des Besuchs der (Bann-)Mühlen in Stetten und statt dieser die für sie abgelegene Wüstenmühle zu Hechingen zu besuchen sei. Der Graf beharrte trotz Beschwerden auf seiner Anordnung. Daraufhin demonstrierten die Owinger Bürger mit einer gemeinsamen Mühlenfahrt nach Stetten. Jeder der Beteiligten wurde vom Grafen Eitelfriedrich mit 10 Pfund Heller bestraft, das den Wert des bei der Mühlenfahrt geladenen Getreides wohl bei weitem überschritt.

Der Graf gab nicht nach. Am 23. August 1584 schickte er 5 gräfliche Diener nach Owingen, um Conrad Fritz zu verhaften, der zu den Vieren des Dorfgerichts gehörte und einer der reichsten Bauern war (ca. 24 ha Land). Als die gräflichen Bediensteten ihn abführen wollten, kam es im Dorf zur Rebellion. Es entstand in Owingen ein Volksauflauf, so daß Fritz nicht nach Hechingen abgeführt werden konnte, sondern in Owingen im Rathaus verbleiben soll. Die hier versammelten Männer beschlossen, daß er noch in der gleichen Nacht das Dorf und die Ortschaft verlassen soll. „Mit diesem Austritt praktizierten die Owinger erstmals kollektiv eine Form des Widerstandes". (Elbs).

Nun wandten sich die Owinger an die benachbarte Herrschaft Hohenberg in Rottenburg, die sich aber nicht der Angelegenheit annehmen wollte. Sie wurden an die Juristenfakultät Tübingen verwiesen, wo sie bei Dr. Nikolaus Varnbüler Gehör fanden. Es wurde auf seine Veranlassung ein Ausschuß von 8 Mann gewählt. Die Owinger wandten sich auch an den Grafen Wilhelm von Zimmern sowie an Eitelfriedrich, der sich aber in keiner Weise „mit den aidvergessen leuten in lange unnötige disputation einzulassen nit gemeint". Auch Herzog Ludwig von Württemberg suchte zu vermitteln. Doch Eitelfriedrich blieb hart, er bezüchtigte die Owinger des Landfriedensbruch, auf den die Todesstrafe oder Landesverweisung stehe. Die Owinger hätten sich „auf gnad und ungnad einzustellen". Er gab ihnen dazu 8 Tage Frist und warnte sie vor einer Klage beim Kaiser.

Die Owinger jedoch, die sich größtenteils in und um Tübingen aufhielten, schickten auf Anraten des Tübinger Juristen eine Abordnung an den Kaiserhof in Prag (Lude Stehelin, Hans Matt, Martin Han und den Wirt Hans Edelin). Diese konnten den Kaiser selbst sprechen. Mit dem kaiserlichen Bescheid erreichten sie die Einsetzung einer Schiedskommission. Eitelfriedrich verlangte jedoch die fußfällige Abbitte und das Versprechen, dergleichen ihr Leben lang „nimmermehr zu thun" und sich dem Lehengericht zu unterwerfen.

Am 8. November 1584 kehrten die „Ausgetretenen" nach Owingen zurück, da ihnen Kaiser Rudolf bis zum Entscheid der Schiedskommission Straffreiheit zugesagt hatte. Sie wiederholten nochmals ihre Beschwerden (Besuch der Stettener Mühle, „gesetzlich abgeledigten und erkaufften fron"). Eitelfriedrich bestand aber auf seine Forderungen (s. oben). Auf dem Marktplatz zu Hechingen mußten sie kniefällig Abbitte leisten. Jeder der „Ausgetretenen" hatte wegen der Mühlenfahrt 10 Pfd. Heller an Strafe zu zahlen. Michael Cammerer und Conrad Fritz wurden als „rädelsführer" auf die Festung Hohenzollern gebracht. Das Ganze war eine Machtdemonstration des absolutistischen Fürsten.

Bei den verschiedenen von der Kommission angesetzten Verhandlungen lehnte Eitelfriedrich ab, 1586 erschien er nicht einmal. Für die folgenden Verhandlungen war die Ergebnislosigkeit schon vorprogrammiert. Er setzte seine Strafaktionen fort. 1587 ließ er Michael Cammerer und Conrad Fritz „als ufrührer, ufwickler und rottierer" durch das Stadtgericht verurteilen. Sie wurden „ouff zwantzig meil wegs" aus der Grafschaft verwiesen und ihre Güter eingezogen.

Alle Schlichtungsbemühungen des Grafen von Zimmern waren erfolglos. Eitelfriedrich setzte seine Strafaktionen gegen die Owinger fort. Ihre Vertreter (4), die einer Ladung keine Folge geleistet hatten, ließ er erst gegen Zahlung von je 20 Pfund Heller Strafe frei. Alle Vermittlungsversuche zur Beilegung des Konflikts von Helfenstein und Rottweil usw. lehnte Eitelfriedrich ab, selbst Anweisungen des Kaisers. Erst am 24. Juni 1590 schickte er Vertreter zum Kommissionstag nach Schömberg, die aber nicht berechtigt waren, Zugeständnisse zu machen. Auch diese Verhandlungen scheiterten.

Nun versuchte Helfenstein außerhalb der Schiedskommission einen Vergleich zu erreichen. Doch Eitelfriedrich (u. a.): „Sy müessen thun, was andere meine underthanen thuen oder es mueß ein anders volgen". Bei dieser Stellungnahme endete die kaiserliche Schiedskommission. Erst 1596 nach einer erneuten Abbitte der Owinger kam eine gewisse „Aussöhnung" zustande, indem die Herrschaften auf alle Fronleistungen verzichteten, lediglich die oben angegebenen Beschränkungen (Kriegsfall usw.) verblieben. Der Fronschilling von 84 Gulden wurde aber auf 313 Gulden erhöht und war in vier Raten zu leisten. Für Frondienste bei Bauarbeiten bestand zudem kein Bedarf mehr, da sie beendet waren. Den Verzicht ließ sich Eitelfriedrich gut bezahlen. Owingen mußte seine „Befreiung" von Frondiensten teuer bezahlen. Es war aber für die nächsten Jahre befriedet.

Literatur u. a.: Bernhard, Walter, Graf Eitelfriedrich I von Hohenzollern-Hechingen (1545–1603)
Eisele, Karl Friedrich, Studien zur Geschichte der Grafschaft Zollern Elks, Eberhard, Owingen 1584
Stemmler, Eugen, Hechingen und das Zollernland in der Geschichte.

Bemerkenswertes zur gotischen Schömberger Kirche mit romanischem Turm

Von Anton Grözinger

Anläßlich der Neuordnung der Rechtsverhältnisse in der obern Grafschaft Hohenberg wurde um 1580 unter ‚Gaistliche Lehen und Pfründen' für die Stadt Schömberg in einem Rodel vermerkt: Daselbsten zu Schemberg hat der Herr Propst, und Stift zu Waldkirch, die Colatur der Pfarr zu verleihen, zu Schemberg, ist der Hailig Apostel sanct Peter der Pfarr daselbsten (so vor der Stadt heraußen steet) Patron, und in der Capell in der Stadt ist unsere liebe Frau Patron.

Die Zehntrechte in der Stadt waren in sehr früher Zeit in der Weise geregelt, daß die Pfarrei 5 Neuntel des Großzehnten (Getreide und Bohnen), Klein-, Blut- und Neubruchzehnten genoß, während der Landesherrschaft, die zugleich das Patronatsrecht hatte, 4 Neuntel des Großzehnten als Laienzehnten zugeordnet waren.

Im Jahre 1749 begann für die Bürger und für den Bürgermeister der Stadt Schömberg ein beinahe 100 Jahre dauernder Streit mit dem Stift Waldkirch. Das Stift erkannte die innere Kirche nicht als Pfarrkirche an.

Wie bereits erwähnt, hatte Schömberg früher zwei Kirchen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts soll, so wird berichtet, die innere Kirche an Bauschäden gelitten haben. Vieles deutet darauf hin, daß es sich nicht um die Kirche, sondern um den alten Turm gehandelt hat, der in den Baukomplex der gotischen Kirche mit einbezogen war, jedoch ganz eindeutig der romanischen Epoche zugerechnet werden muß.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit war der Turm, evtl. zusammen mit anderen Baulichkeiten, der Sitz eines Geschlechtes, das der heutigen Stadt Schömberg seinen Namen gab. (1,2) Leider wurde der mächtige Eckquader wenige Tage nach der Freilegung des Turmfundamentes trotz Zusage an das Landesdenkmalamt durch Herrn Schneider, das Fundament zu erhalten, weitgehend zerstört. Es ist erstaunlich, mit welchem Verständnis maßgebliche ortsfremde Persönlichkeiten die Fundamente bewertet haben.

Am 15. 11. 1749 wurde im Auftrage der Stadt der alte Turm auf seinen baulichen Zustand untersucht. Der Sachverständige gab folgendes Gutachten ab: ‚Der Thurm, der auf einer Anhöhe gebaut ist, hat sehr schwache und nichtsnutzige Fundamente, weil die Steine auf denen das Fundament eingegraben ist, vollkommen unterhöhlt und vom Winterfrost vergefrezzt worden (vrezzen = verezzen, alte Form für fressen), mithin aus Abgang eines dauerhaften Fundamentes an dem baufälligen Thurm nichts repariert werden kann.'

Ein anderer Bericht über den Turm schildert den Zustand wie folgt: ‚Der Thurm ist so ruinös, daß er leichtiglich bewegt und von einem Mann über den Haufen geworfen werden könnte. Die Glocken würden in größter Gefahr hängen, weil der Giebel alle Stund niederfallen und die Glocken zerquetschen würden.'

Aus einer kolorierten Federzeichnung mit Erläuterungen aus dem 18. Jahrhundert, die den Grundriß der Kirche mit dem Turm nach Westen ausgerichtet zeigt, geht auch eine Einfriedung hervor, die den früheren Adelssitz gegen den übrigen Lias-Bergsporn abgrenzte.

Die Liebfrauenkapelle innerhalb der Mauern war ein Bau im Spitzbogenstil mit 4 Säulen und Kreuzgewölben. Die Länge wird mit 75 Schuh und die Breite mit 40 Schuh er-

wähnt. Durch die Bemühungen von Robert Licht, Verm.-Techniker, ist nun bekannt, daß es sich um württ. Schuh in der Maßangabe handelt. Diesen Bemühungen ist es auch zu verdanken, daß die Maße des Turmfundamentes mit ca. 2 m Stärke genannt werden können. Durch den Grafen von Hohenberg kam der Kirchensatz an das Haus Österreich. Im Jahre 1489 wurde die Schömberger Pfarrkirche und deren Patronat an das Chorstift Waldkirch abgetreten. Aber erst 1729 wurde die Pfarrei dem genannten Stift einverleibt (inkorporiert).

Auf eine besondere Weise ist das Chorherrenstift Waldkirch in den Besitz der Schömberger Pfarrei gelangt.

Das Haus Österreich hatte seit längerer Zeit das Patronatsrecht über die Pfarrei Schömberg. In derselben Zeit besaß das Haus Österreich im Breisgau auch ein Hofgut, das die österreichische Erzherzogin vom Chorstift Waldkirch zu Lehen hatte. Es wurde nun ein Tausch vereinbart; der Erzherzog von Österreich trat dem Chorstift das Patronatsrecht über die Pfarrei Schömberg ab, dagegen entsagte das Chorstift seiner Landesherrlichkeit über das Hofgut. Seit dieser Zeit hatte das Stift Waldkirch das Recht den Pfarrherrn vorzuschlagen.

Die Kosten für den Turm, d. h. für eine großangelegte Reparatur, waren auf 4 232 fl. (Florin-Gulden) angesetzt.

Das Haus Österreich und die Kirchengemeinde waren bereit, ihre Pflichten zu tragen. Waldkirch dagegen war nicht bereit, das Anliegen der Kirchengemeinde um Übernahme von fünf Neuntel zu erfüllen.

Der Vertreter der Schömberger Interessen war Stadtpfarrer Matthias Ketterer. Ein harter Kämpfer für die Interessen der Kirchengemeinde. Der Vertreter des Chorherrenstiftes Waldkirch war der Ansicht, daß nicht die innere, sondern die äußere Kirche den Charakter der Pfarrkirche hätte und deshalb komme eine Kostenübernahme nicht in Frage. Die innere Kirche wurde vom Stift als eine private Stadtkapelle bezeichnet.

Zur Baufälligkeit berichtete der Magistrat: neuerdings habe sich der Turm unter einem starken Knall von der Kirche losgelöst. Die Schömberger Vertretung entschloß sich, die Streitfrage durch eine Art ‚Volksabstimmung' (dies vor 200 Jahren!) zu entscheiden.

Den wahlberechtigten Bürgern wurde die Frage gestellt, welche der beiden Kirchen als Pfarrkirche zu gelten habe. Die Bürger stimmten mit einer Ausnahme für die innere Kirche als Pfarrkirche.

Der Bürger Johann Tod erwähnte: ‚es fiele ihm schwer, wenn er jetzt in die äußere Kirche sollte verwiesen werden, da er doch in der inneren Kirche getauft worden sei.' Erwähnenswert ist die Äußerung des Valentin Karrer: ‚er sei bereits 50 Jahre Mesner hier gewesen und habe allezeit, so oft er der Ungewitter wegen (in der äußeren Kirche) habe läuten müssen (selbstverständlich auch in der Nacht) mit Furcht und Schrecken sich habe dahin begeben.'

Sicher wäre es kaum zu einem derart langwierigen Streit mit dem Stift Waldkirch gekommen, wenn der heute noch vorhande Rodel zur Einsicht vorgelegen hätte. Dieser Urbar muß über sehr lange Zeit, auch über den Stadtbrand 1750, sich in besonderer Verwahrung befunden haben.

Im Jahre 1818 wurde der Turm abgetragen und die Liebfrauenkirche im selben Jahr nach einem bemerkenswerten Vorfall für baufällig erklärt. Genau 20 Jahre später wurde die sehr schmucke Kapelle ein Opfer der Spitzhacke.

Quellennachweise:

1) Zul.-Arbeit: Ursula Hehl
2) Kreisbeschreibung: Band II, Seite 738

Die Quadratur des Kreises

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

Die Schönheit einer Landschaft bewundert man vom Gesamteindruck her oder man läßt ihre ornamentalen Einzelheiten auf sich wirken, Die Züge dieser uns faszinierenden Umwelt, ihr Gesicht als Wesensausdruck eines eigentümlichen Insgesamt, vermögen in uns frohe Resonanz zu schaffen, vor allem angesichts unserer Heimat, und damit Aktivitäten zu wecken, deren Art und Kraft von den subjektiven Bedingungen unseres Erlebens abhängen. Wir können uns also von den Wahrzeichen einer großen Schöpfung beeindrucken lassen; im Nachvollzug wird daraus ein integrierendes Kernstück der von uns gelebten Welt.

Das Heimaterleben kann eine Kunst sein, der man im Alltag meist zu wenig Beachtung schenkt. Echte Kunst ist ihrem Wesen nach eine Differenzierung im Erleben und Gestalten, gleichzeitig aber auch die Fähigkeit zu einer übergeordneten Zusammenschau. Das bedeutet, daß ein mehr gefühlsmäßiges Naturerleben auch von rationalen Erwägungen begleitet sein kann. Daraus wird dann die wünschenswerte Totalität des Lebensvollzugs, in der Wissenschaft zum Beispiel die Fähigkeit, aus der Forschung einen immer wieder versuchten Brückenschlag zwischen nützlichem Vordergrundswissen und metaphysischen Rätseln zu bewerkstelligen. Man stößt dabei auf Probleme, die zunächst nur theoretisch interessant erscheinen, aber wegen ihrer Konsequenzen eben mehr als nur Gedankenspielereien sind. Zu solchen praktisch längst bewältigten, theoretisch aber nicht lösbaren Aufgaben zählen in der Elementargeometrie die „Trisektion" (Dreiteilung des Winkels); die als „Delisches Problem" bekannte Verdoppelung des Würfels und die „Quadratur des Zirkels", die uns hier im Blick auf den Heimatgedanken beschäftigen soll.

Aus dem lateinischen quadrus = viereckig wurde „Quadrat", bekanntlich ein rechtwinkliges, gleichseitiges Viereck. „Quadratur" bedeutet dann, eine ebene, irgendwie umgrenzte Figur in ein inhaltgleiches Quadrat umzuwandeln. Unserem Wort „Zirkel" liegt das lateinische circulus = Kreislinie zugrunde; die „circulatio" ist somit der Kreislauf; der „circus" der Ring, die Rennbahn. Im Mittelhochdeutschen hat das Wort „kreis" die Bedeutung von „durch Schranken abgegrenzter Kampfplatz", dann aber auch „magisch-religiös, von „Zauberring". Im modernen Sprachgebrauch ist der „Kreis" auch eine Menschengruppe oder ein irgendwie gekennzeichneter Aktionsbezirk. Man sieht also, daß etwa die Benennung „Zollernalbkreis" sprachlich nicht nur das geometrisch ideale Rund ist, und daß die „Quadratur des Kreises" sich nicht nur auf den Flächenvergleich mit dem Quadrat als Basis bezieht.

Beim Salomonischen Tempelbau ging man davon aus, daß der Säulenumfang das genau Dreifache des Säulendurchmessers sei. Inzwischen hat man längst festgestellt, daß die hier maßgebende Kreiszahl Pi nicht 3,0, sondern 3,14159 . . . ist. Man hat dieses Pi auf über 700 Dezimalstellen berechnet, man verwendet aber in der Praxis meist nur den Wert Pi = 3,14 und Pi-Viertel = 0,7854. Demgemäß ist bei 100 mm Kreisdurchmesser der Kreisumfang U = 100 · 3,14 = 314 mm und der Kreisinhalt F = 0,7854 · 100 · 100 = 7854 qmm. Und eben weil dieses Pi „beliebig viele" Dezimalstellen hat, gilt es als eine „transzendente" also nichtalgebraische Zahl. Darauf hat 1882 der Mathematiker Ferdinand von Lindemann (1852–1935) hingewiesen. Wörtlich bedeutet „transzendent" soviel wie „die Grenzen der Erfahrung überschreitend". Bei Theologen und Philosophen findet sich auch die Lesart „außerhalb der natürlichen Welt" und, erkenntnistheoretisch, „außerhalb des Bewußtseins liegend".

Dem Wort „Quadratur" begegnen wir auf verschiedenen Gebieten. In der Astrologie ist damit der „Geviertschein" gemeint, der Aspekt zweier Gestirne bei einem Längenunterschied von 90 Grad. In der Höheren Mathematik ist die Quadratur die Integration, die Berechnung von Flächen, die von gewissen Kurven begrenzt sind. Die „Quadratur des Kreises" entspricht, wie gesagt, seiner Verwandlung in ein flächengleiches Quadrat, eine nur mit Zirkel und Lineal exakt nicht lösbare Aufgabe. Weil aber das Wort „Kreis" nicht nur geometrisch das ideale Rund, „die sich in den Schwanz beißende Schlange" sondern auch „Gebiet, Bezirk, Wirkungssphäre" bedeutet, so ist mit Bezeichnungn wie „Altkreis Balingen" und „Zollernalbkreis" auch noch auf andere Beziehungen hingewiesen.

Nach dem Kreisreformgesetz von 1973 wurde der Altkreis Balingen mit dem Großteil des Kreises Hechingen zum „Zollernalbkreis" zusammengeschlossen. Gemäß den amtlichen Angaben hatte der Altkreis Balingen zuletzt 96 000 Einwohner auf einer Fläche von 478 qkm. Im Zollernalbkreis waren es rd. 175 000 Einwohner auf 918 qkm in 25 Gemeinden.

Schluß folgt

Von dem Zehnten

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Wie der Zehnten oft den Besitzer wechselte, soll das Beispiel Leidringen zeigen. 1179 gehörte der halbe Großzehnt dem Schwarzwaldkloster St. Georgen, das um 1372 ihn an die Herren von Falkenstein verlieh. Diese versetzten ¼ ihres Großzehnten an die Herren von Rosenfeld, die diesen Anteil 1408 an St. Georgen verkauften. Andere Falkensteiner Anteile kamen an die Frühmesse und den hiesigen Heiligen. Nach der Reformation hatten Württemberg und der Heilige je ¼ und St. Georgen die anderen zwei Viertel. Teile der Markung gehörten zu benachbarten Zehnten, besonders nach Isingen. Novalzehnten fielen 1553 an Württemberg. Auch der Kleinzehnten war geteilt. Die Zehntscheuer, die 1843 die Gemeinde kaufte, brannte 1923 ab.

Noch mehr aufgesplittert waren die Zehnten in Rosenfeld, dessen Zehntmarkung Rosenfeld-Isingen-Steinbrunnen-Erlaheim äußerst kompliziert war. Schon im 15. Jahrhundert war der Großzehnt in viele Anteile zersplittert. Als Lehenherren erscheinen die Klöster Reichenau, St. Georgen und die Herren von Zimmern, während als Lehensträger Bürger von Rosenfeld, Oberndorf und Rottweil erscheinen, dann die Herren von Rosenfeld, von Bubenhofen und von Falkenstein, später die Rosenfelder Frauenpflege, die Reichsstadt Rottweil, das Hochstift Konstanz, die Johanniter-Kommende Rottweil, der Leidringer Dinghof usw. Größere Stücke der Markung gehörten zum Leidringer oder Bickelsberger Großzehnten. Auch der Kleinzehnt ging nicht einheitlich an die Isinger-Rosenfelder Pfarrei. Rosenfeld zeigte also beim Zehnten die größte Zersplitterung.

Die Markungen Schömberg, Ratshausen und Weilen u. d. R. bildeten seit dem Spätmittelalter einen gemeinsamen Zehntsprengel. Der Großzehnt gehörte zu 5/9 der Pfarrei Schömberg bzw. dem Stift Waldkirch und der Herrschaft Hohenberg zu 3/9, während das restliche Neuntel durch verschiedene Hände ging. Auch verschiedene Kaplaneien und Pfarreien (3) erhoben kleine Teile des Großzehnten. Die Zehntscheuer war in österreichischem Besitz und dem der Pfarrei. Schwierig war dann nach 1840 die Auseinandersetzung für die vielen Zehnten.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".

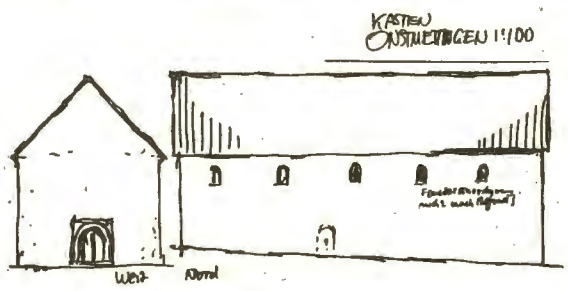
Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 | 29. Februar 1984 | Nr. 2

Der Onstmettinger Fruchtkasten

Von Alfred Munz

Onstmettingen bestand bis ins 19. Jahrhundert aus zwei Ortsteilen, Oberhofen und Unterhofen, von denen jeder eine Kirche hatte. Die Ph.-M.-Hahn-Kirche, früher eine Marienkirche, war das Gotteshaus für Unterhofen, ein „Kasten" genanntes Gebäude die ursprüngliche Kirche für Oberhofen. Letztere hatte als Schutzpatron den Heiligen Sylvester und war Johannes dem Täufer geweiht. Wie sie einmal ausgesehen hat, zeigt der Rekonstruktionsversuch von Dipl. Ing. Scholkmann vom Landesamt für Denkmalspflege.



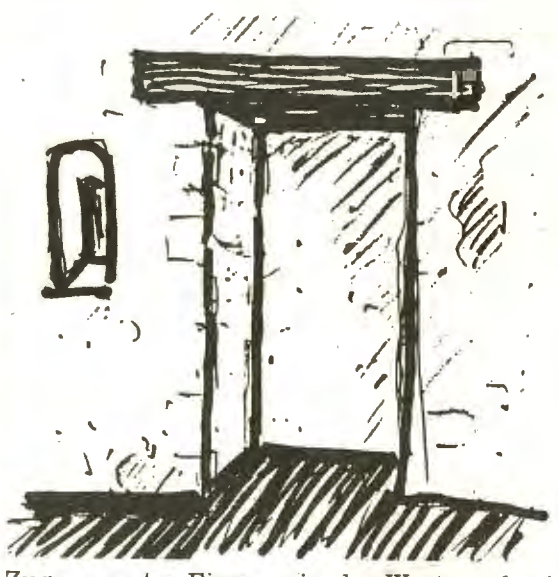
In der Raster'schen Chronik – Aufzeichnungen eines aus Onstmettingen gebürtigen Lehrers um die Jahrhundertwende – ist nun vermerkt, daß die Johanneskirche „nach allgemeiner Annahme" ums Jahr 940 gebaut wurde. Das wäre ein bestaunenswertes Alter, denn es gibt wenige Gebäude in unserem Bereich, von denen aus so früher Zeit bis in unsere Tage herein wesentliche Teile erhalten sind. Auf welche Überlieferung sich die Jahreszahl 940 stützt, ist allerdings nicht bekannt. Die Untersuchungen des Kastens durch die Restauratoren lassen, wie später zu berichten sein wird, die Datierung jedoch als möglich erscheinen.

Bei der Johanneskirche ist zuerst der Standort interessant. Am Fuß des „Bergle" errichtet, war sie hochwassersicher. Das Tal war ja größtenteils Ried. Man hatte von ihr eine Aussicht talabwärts, dann zum Stich, also dem Paß ins Albvorland, aber ebenso in Richtung Nägelehaus und zur Bubenhalde. Es gibt in Onstmettingen im Tal keinen zweiten Standort, der solche Ausblicke gewährt. Von überall her war das Gotteshaus als Landmarke und Richtpunkt zu sehen. Das Gelände ist noch nicht so steil, daß man nicht einen Friedhof hätte anlegen können, und bestes Wiesen- und Gartenland (Killwiesen = Kirchwiesen) umgaben Kirche und Pfarrhaus. Noch die letzten Sonnenstrahlen fielen vom Stich her auf die Mauern. Eine vorzügliche Lage für ein Gotteshaus.

Die Kirche St. Johann wurde auch „Frühmeßkirche" genannt. Johannes Sauter (Sauterle-Wanger) wußte noch, daß bis in unsere Tage herein das „Frühmeß-Wegle" zum Kasten hinaufführte. Sicher ist auch, daß zur Johanneskirche ein Friedhof gehörte. Bei Kanalisationsarbeiten kamen beim Kasten mehrere Skelette zum Vorschein. Mit dem „ummauerten Gärtlein", das 1577 erwähnt wird, war der aufgelassene Friedhof gemeint.

Eine Zeichnung des Chronisten Raster zeigt und den Kasten um die Jahrhundertwende.

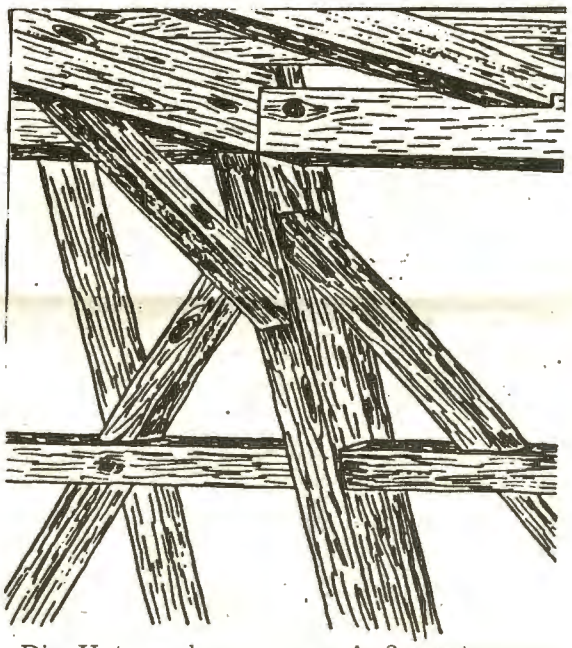
Im Jahr 1983 wurde der „Kasten" fachmännisch untersucht. Unter anderem wurden 19 Putzproben entnommen und mikroskopisch ausgewertet. Für Restaurator Lorch aus Sigmaringen ergab sich im wesentlichen folgendes: Aus der Zeit der Erbauung der Kirche St. Johann kann eine Putzschicht nachgewiesen werden, die das Bruchsteinmauerwerk im Erdgeschoß und im 1. Obergeschoß (das war der romanische Kirchenraum) an allen vier Wänden überdeckt. Das bedeutet, daß es sich bei der Kirche um einen rechteckigen Saalbau handelt. Sie war von Anfang an so lang und breit wie heute der Kasten. Es gab keine An- oder Erweiterungsbauten. Aus der Bauzeit stammen das romanische Fensterchen in der Südwand, der heute zugemauerte Eingang in der Westwand mit der kleinen Maueröffnung und die Wandmalerei an der Ostwand. Diese erstreckt sich über die ehemalige Kirchenwand, also das Erdgeschoß und 1. Obergeschoß. Es handelt sich um eine Kalkmalerei mit sitzenden Heiligen, die von einem Ornamentband eingerahmt werden. Bis jetzt wurde die Malerei nur stichprobenweise freigelegt. Sie wurde stellenweise im 1. Obergeschoß durch den späteren Fenstereinbruch und den Kamineinzug zerstört. Die mikroskopische Untersuchung der Farben ergab, daß für die Malerei die Farben Ägyptischblau, Grüne Erde, Roter Ocker und Lampenschwarz verwendet wurden. Für uns ist die Farbe Ägyptischblau besonders interessant, weil sie in der Regel nur in sehr früher Zeit, vor dem Jahr tausend, verwendet wurde und wir hier einen ersten Beweis haben, daß der Kasten vielleicht doch um das Jahr 940 gebaut wurde.



Zugemauerter Eingang in der Westwand mit ebenfalls zugemauerter Maueröffnung.

Aus der Zeit der Umwandlung der Johanneskirche in einen Fruchtkasten im 16. Jahrhundert ist im Inneren ebenfalls der Wandputz erhalten. In dieser Bauphase wurden die romanischen Fensterchen zugemauert und überputzt. Die neuen Fenster im 1. und 2. Obergeschoß erhalten alle eine Segmentbogenform aus Backsteinen, die Fenster im Erdgeschoß und in den Dachgeschoßen der Giebel einen geraden Sturz.

Besonders eindrucksvoll ist das Gebälk im Dachstuhl. Es stammt aus der Zeit des Umbaus der Kirche zum Fruchtkasten, also – die genaue Jahreszahl ist nicht bekannt – der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts.



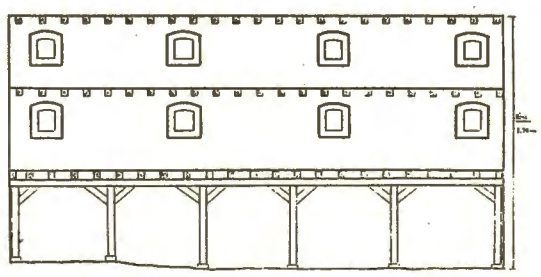
Die Untersuchungen am Außenputz ergaben, daß aus der Erbauungszeit Reste einer stellenweise noch flächig vorhandenen Putzschicht nachgewiesen werden können. Es handelt sich dabei um den gleichen Putzmörtel, wie er bei der Erbauung im Innenraum verwendet wurde. Eine durchgängige Putzschicht überdeckt großflächig das Bruchsteinmauerwerk des Gebäudes. Die Oberfläche weist eine Kalktünche mit Ritzung und farbiger Eckquaderung auf. Diese hatte eine dunkelgraue Farbe mit weißgelblichem Fugenstrich.

Ab der Reformation wurde für Onstmettingen nur noch ein Gotteshaus für erforderlich gehalten. Die Johanneskirche, als das kleinere, wurde deshalb 1577 an Herzog Ludwig (also den Staat) um 30 Gulden verkauft. Wir erfahren nun auch, daß die Johanneskirche einen Dachreiter mit einer kleinen Glocke hatte. Diese wurde 1541 auf den Turm der Marienkirche, also der heutigen Ph.-M.-Hahn-Kirche, verbracht. Wir können also davon ausgehen, daß spätestens zu diesem Zeitpunkt der Gottesdienst in Oberhofen eingestellt wurde. Die Glocke aus der Johanneskirche war bis zum Jahr 1609 die einzige in Onstmettingen. Sie überstand alle Kriege und hängt noch heute im Glockenstuhl der Ph.-M.-Hahn-Kirche. Sie dürfte also über 600 Jahre alt sein.

Nach dem Verkauf an den Herzog wurde die Kirche, wie bereits erwähnt, zu einem Fruchtkasten umgebaut. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Onstmettinger ihren Zehnten nach Ebingen abzuliefern. Im Lagerbuch vom Jahr

1560, das sich im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart befindet, heißt es, daß der „große Zehnte zu Onstmettingen . . . in der Herrschaft Kasten gesammelt, eingeführt und ausgedroschen und alsdann von denen von Onstmettingen gen Ebingen auf den Kasten genommen in Fron ohne der Herrschaft Entgeltung".

Für den neuen Verwendungszweck als Fruchtkasten wurden nicht nur, wie im Bericht der Restauratoren mitgeteilt, die Kirchenfenster zugemauert und andere Fenster eingesetzt, sondern in den Kirchenraum auch eine Zwischendecke zum Lagern von Getreide eingezogen, auf die dicken Mauern ein weieres Stockwerk gesetzt und im nunmehr steil angelegten Dach zwei Bühnenstockwerke untergebracht. So hatte man vier Lagerböden für das Getreide, das das Land zum Verauf, für den Fruchthandel mit der Schweiz und Notzeiten hier einlagerte. Eine Rekonstruktionszeichnung zeigt den nunmehrigen Innenausbau des Fruchtkastens (ohne Dachgeschoße).



An dieser Stelle ist anzumerken, daß der Kasten von unten bis oben reine Steinmauern hat (also keinerlei Fachwerk), was in alten Zeiten teuer war und deshalb nur bei bedeutenden Gebäuden anzutreffen ist, die vor Feuersgefahr besonders geschützt sein sollten.

Als sich Handel und Verkehr änderten, wurde der Fruchtkasten nicht mehr benötigt. 1849 konnte ihn die Gemeinde zurückkaufen, 1861 wurde er an Balthes Wißmann weiterveräußert und eine Korsettweberei darin eingerichtet.

In den Jahren 1890 – 1900 erfolgte der Umbau zum Wohnhaus. Der Kasten wurde als Bauernhaus eingerichtet, mit Stall und Keller versehen. 1953 kaufte ihn die Gemeinde erneut und verwendete ihn als Wohnhaus. Kritisch wurde die Situation für den Kasten erstmals in den 60er-Jahren. Er war reparaturbedürftig, und 1972 hatte der Gemeinderat erstmals zu entscheiden, ob es nicht das beste wäre, ihn abzubrechen. Auf Betreiben von Bürgermeister Bauer und Ortsbaumeister Blepp entschloß sich der Gemeinderat zu seiner vorläufigen Erhaltung. Um den weiteren Verfall zu verhindern, wurde das Dach neu gedeckt.

Mitte der 70er-Jahre gab es in Onstmettingen genügend Wohnraum. Es tauchte der Gedanke auf, den Kasten als Heimatmuseum einzurichten. 1978 wurde er von seinen letzten Bewohnern geräumt. Aber da kam das große Erdbeben und beschädigte das Gebäude schwer. Mit mehreren Balken mußten die beiden Giebel abgestützt werden.

Der Kasten sah erbärmlich aus, und die Frage „abreißen oder erhalten" schien rasch beantwortet zu sein. Die meisten Bürger, die sich zu dieser Frage äußerten, waren für Abreißen.

Zunächst aber hatte man anderes zu tun. Die vielen Erdbebenschäden mußten behoben werden. Dann aber hatte man sich nochmals Klarheit darüber zu verschaffen, was man da auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen wollte. Der Zeitgeist hatte sich nämlich gewandelt. Bedeutung und Wert historischer Gebäude wurden neu erkannt, nachdem das Gesichtslose vieler Neubauten die Menschen, vor allem die Jugend, immer mehr aufschreckte und unzufrieden machte. Von Betonwänden ging eben weder Behagen noch Gemütlichkeit aus.

Am 8. Oktober 1980 beschloß der Ortschaftsrat einstimmig, sich für die Erhaltung des Kastens einzusetzen. Im November 1983 gab auch der Stadtrat sein Einverständnis zum Erhalt des Gebäudes.

Der heutige Stand der Dinge ist: Der Kasten steht unter Denkmalschutz. Er wird bis zu einer vorgesehenen Jubiläumsausstellung im Jahr 1989, dem 250. Geburtstag von Ph. M. Hahn, in einer seiner historischen Ansichten erneuert und einem kulturellen Zweck zugeführt.

Rekonstruktion der Fruchtkasten-Ansicht.

Von den Fluren um Weilstetten und Roßwangen

Von Fritz Scheerer

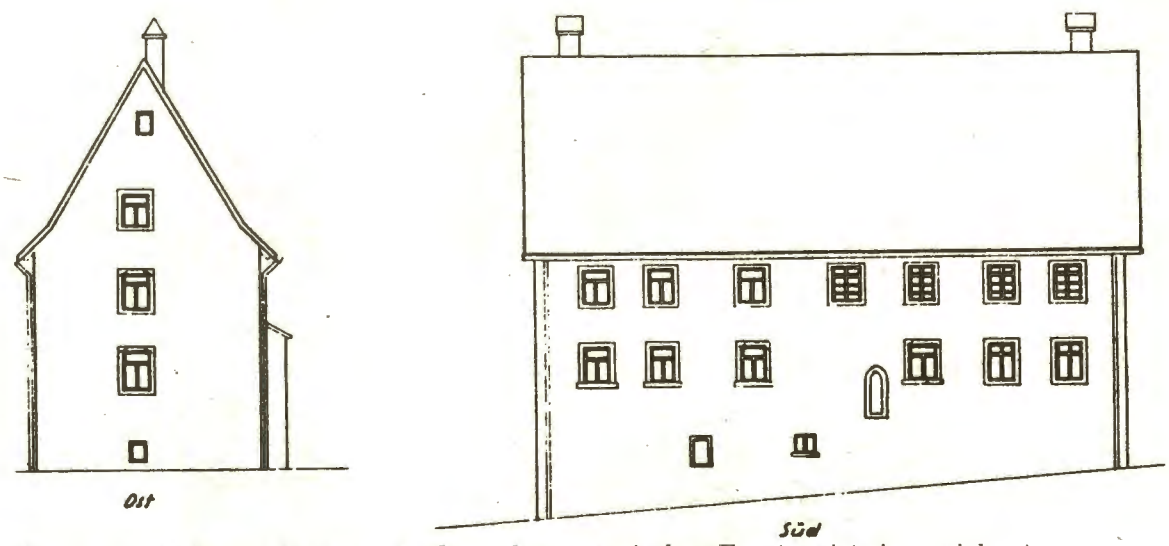
Am Albtrauf zu Füßen des Lochenhörnle, der Lochen, des Schaf- und Plettenbergs erstrecken sich Weilstetten und Roßwangen, deren Markungen sich vom oberen Schwarzen Jura bis unmittelbar unter die fast senkrechten Weißjurawände hinaufziehen. Die Lage vor dem Hintergrund der mächtigen Berggestalten und inmitten freundlicher Obsthaine wird mit Recht oft gerühmt.

Die Südgrenze der Markungen verläuft entlang der scharf abgesetzten Kante des Albtraufs vom Lochenhörnle zum Lochengründle, von wo sie unter den Felsen der Lochen zum Lochenbrunnen zieht und auf Roßwanger Markung unter den Weißjurasteilhängen von Schaf- und Plettenberg weiterläuft. Wir kommen so auf Höhenunterschiede von 350 bis 400 Meter („Hölderle" 561 m, Lochenhörnle 956 m).

Der Gesamtbereich der Markungen deckt sich im wesentlichen mit dem Einzugsgebiet des bei Endingen in die Steinach mündenden Wettbachs, des Hühner- (Kuhner-) bzw. Dorfbachs und des Lochenbachs. Diese haben in ihrer Arbeit von der tieferliegenden Flußgabel Eyach-Steinach begünstigt, im Gegensatz zum Gebiet rechts der Eyach (Hirschberg), die Braunjurastufe vor der Alb ganz weggeräumt, so daß die auslaufenden Traufhänge unmittelbar in die weite Vorlandfläche am Austritt der Eyach aus der Alb übergehen. Der Braune Jura bildet hier nur noch den Sockel des Albkörpers. Auf beiden Markungen kommt den obersten Schichten des Schwarzen Jura, dem Posidonienschiefer, nur eine Bedeutung nordöstlich des Ziegelwasens und in einem schmalen Streifen nördlich Roßwangen zu. Bis auf diese Schichten von den Bergen herunterziehend sind weite Teile mit einer Decke Weißjuraschutt überzogen.

Das Alter der unteren Schuttdecken, die einst bis Balingen reichten, geht weit in die Eiszeiten zurück, in eine Periode vermehrter Niederschläge und stark gesteigerter Erosion. Bedeutende Schuttmassen wurden von Wettbach und Lochenbach der Eyach zugeführt, die dann oberhalb Balingen breite Schotterterrassen aufschüttete (im Balinger Industriegebiet „Gehrn" = langgezogenes, dreieckiges Stück, Zwickel am breitesten). Diese Bäche mit ihren Quellästen lösten die Schuttdecke in einzelne Flächen und Streifen auf, so daß die schweren Tone des untersten Braunjura, der Opalinuston (von der Ziegelei Frommern abgebaut), freigelegt wurden (Ried, Kuhwasen, Hart, Langer Wasen, Kelleregert, bei Roßwangen: Gebenhart, Degenhart, Ried, Alte Egerten). Den Storchenbühl und den Burgbühl schützt eine Kappe Weißjuraschicht vor Abtragung. Die Bergnasen von Withau, Wittum, Heiligenrain, Buhren usw., die flachen Ebenen und Hänge von Jäuchle, Grauenstein, Geißland zeigen noch einen in der Richtung des Gehänges geneigte Decke von Weißjurabrocken. Unterhalb der Stirn der Albberge sind dann die Hänge vollständig mit Schutt bedeckt. Wo der zu Rutschungen neigende, quellenreiche oberste Braunjura, der Ornatenton, in Mitleidenschaft gezogen ist, gleitet auch heute noch der Schutt weiter talabwärts (Rutschungen beim Bau der Lochenstraße in den letzten Jahren). Da wo der untere Braunjura vom Schutt entblößt ist, haben wir flache mit Wiesen und Obstbäumen bedeckte Gehänge, die nach oben steiler werden und heute meist mit Wald bestockt sind. Im obersten Braunjura und den untersten Mergeln des Weißjura mit ihrer feuchtigkeitsliebenden Flora (Schachtelhalme, Binsen, Dotterblumen usw.) findet sich öfters kümmerlicher Waldwuchs. Rutschungen sind keine Seltenheit (s. oben), die auch die darüber liegenden Kalke in Mitleidenschaft ziehen. Diese brechen ab und stürzen nach. Unter den Absturzwänden des Hörnle im „Rübenhau" sind die Hänge nicht allzu steil, so daß auf ihnen mächtige Blöcke zurückbleiben konnten („Felsenmeer"), die dem Waldbild unter der senkrecht abfallenden Felswand einen malerischen, fast wilden Zug verleihen. Die Schwammstotzen und Felswände der Wohlgeschichteten Kalke (Weiß) liegen schon auf den angrenzenden Markungen.

Die Eigenschaften der Böden, die ihre wirtschaftliche Bedeutung ausmachen, werden



Heutige Ansicht des Kastens. Die Lage des romanischen Fensters ist eingezeichnet.

vor allem bedingt durch die chemische und physikalische Beschaffenheit der im Untergrund anstehenden Gesteinsschichten, aus deren Verwitterung sie hervorgegangen sind. Die aus der Verwitterung des Posidonienschiefers hervorgehenden Böden haben eine gewisse Ähnlichkeit mit denen des untersten Lias und werden daher von der Landwirtschaft voll in Anspruch genommen. Bei einigermaßen tiefgreifender Verwitterung entstehen feinerdereiche, warme Böden („Hölderle"). Die mitten im Braunjura liegenden Schuttdeckenreste liefern mittelgute, wenn auch teilweise verlehmte Kalkböden, so entlang der Straße nach Frommern: „Grauenstein", „Geißland", „Jäuchle" und südöstlich „Böle". Doch sind diese Fluren heute teilweise überbaut.

Die Opalinustone verwittern zu einem zähen Ton, der einen schweren, kalten Boden abgibt und zu Ackerland nur bei Mangel an besserem Boden verwendet wird. Treffliche Dauerwiesen bezeichnen fast die ganze Zone der Opalinustone. In der Nähe ihrer Obergrenze stellt sich mit dem Steilhang der Wald ein, etwa von der 700 Meter Höhenlinie ab. Weil die Böden dieser Tone auf den Markungen Weilstetten und auch bei Roßwangen überwiegen, nehmen die Wiesen in der landwirtschaftlichen Bodennutzung den ersten Platz, rund 70% ein. Auf das Ackerland entfällt nur ein starkes Viertel. Als noch keine Industrie vorhanden war, mußten für Ackerland auch weiterhin schwere Lehmböden in Kauf genommen werden. 1873 waren so noch fast 60% Acker- und Gartenland und nur 40% Grünland. Ausgedehnte und gute Wiesen finden sich in „Ried" (Name!), „Kuhwasen", „Hart", „Kelleregert", „Langer Wasen". Sie tragen an den unteren Hanglagen üppige Obstbaumbestände, so daß Weilstetten im Kreis mit einer Baumdichte von 26 Obstbäumen auf je 1 ha landwirtschaftliche Nutzfläche, weit über dem Kreisdurchschnitt lag. In Roßwangen erstreckt sich der Bereich der Wiesen über „Gebenhardt", „Alte Egerten", „Ried", „Brühl", „Storchenbühl" (Weiteres über die Flurnamen s. unten).

Werden der Markungen

Um die Flurnamen der hier flach auslaufenden Hänge des Albtraufs zu verstehen, ist aber nicht nur das Verständnis des geologischen Aufbaus und der damit zusammenhängenden Landschaftsformen erforderlich, sondern auch das Werden der beiden Markungen.

In jüngster Zeit, am 1. Oktober 1936, ist der Zusammenschluß von Weilheim und Waldstetten vollzogen worden. Beide Orte sind alte Siedlungen, die spätestens im 6. oder 7. Jahrhundert entstanden sein müssen. Waldstetten wird als „Walahsteti" erstmals 793 erwähnt. Dieser Ortsname deutet auf eine Siedlung von Welschen, Romanen, hin. Weilheim wird mit Sicherheit erstmals 838 als „Wilon" erwähnt, vielleicht auch schon 797 in einer Schenkung an das Kloster Reichenau als „Wolste (t)". Der Ortsname „Weil" deutet auf römische Baureste, eine römische Villa, hin, was auch Funde immer wieder bestätigen. (Letztmals 1953 im „Heimgarten") und wahrscheinlich auch der Flurname „Steinmäuerle" 1,2 km westlich Waldstetten, nördlich der hier einst verlaufenden Römerstraße Sulz-Hasenbühl-Ebingen-Laiz.

Waldstetten wird noch 1343 bei einem Verkauf eines Hofes von Konrad von Tierberg an Ulrich Zürn, Bürger zu Balingen, „Walstetten" geschrieben, während es dann 1406 in einer andern Urkunde des Klosters Stetten bei Hechingen u. a. heißt: „In Waldstetten bei der Steinernen Bruck am Wasen, stoßt an die Wiese der Endinger und an der Heiligen Acker von Frommern". Es wurde also vor 1400 fälschlich mit „Wald" zusammengebracht, wie andere Walchen-Orte (Waldsee usw.). In der Urkunde von 1343 heißt Weilheim „Wylen under Lochen".

Rechts der Straße zur Lochen findet sich der Flurname „Hart". In einem St. Galler Rodel des 13. Jahrhunderts wird zwischen Weilheim und Frommern ein Ort „Harde" genannt. Dieser Ort bestand wahrscheinlich schon um 1130, denn die Gräfin Udilhild, Gemahlin des Grafen Friedrich von Zollern, schenkte damals dem Kloster Zwiefalten u. a. eine Hube in „Harde". Wenn bei dieser Schenkung die Aufzählung der Orte geographisch geordnet ist, handelt es sich um das gleiche „Harde". Von Weilheim aus führte der „Harthweg" in die Nähe des Ziegelwasens, wo sich südlich davon heute noch die Flur Hart befindet. Der Weiler muß jedoch bald nach 1300 abgegangen sein, nur der Name blieb erhalten. Er bedeutet Weidewald, was auch mit dem danebenliegenden „Kuhwasen" übereinstimmt. Durch die Einverleibung des größten Teils dieser Weiler-Markung erhielt die einstige Markung Waldstetten einen großen südwestlichen Zipfel. Alt ist hier auch der Name „Dorfbach", eines Gewässers, das diesen Markungsteil entwässert, obwohl kein Dorf mehr vorhanden war. Die Waldstetter Ziegelhütte, von der der Ziegelwasen seinen Namen hat, entstand erst im 16. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert siedelten sich um die Ziegelhütte mehrere Familien an, 1905 kam ein Sägwerk hinzu und in den letzten Jahrzehnten weitere gewerbliche Bauten und Wohnhäuser. Auch die Markung Roßwangen dürfte durch Teile eines abgegangenen Weilers, nämlich **„Degenhard"** („Degen" = weites Feld, „Hard" = Weidewald) vergrößert worden sein. Heute ist dieser Markungsteil an der westlichen Grenze entlang größtenteils Wald. Der Namen der Siedlung ist nur im Waldnamen erhalten geblieben. 1269 wird hier der Degenhardshof, zu dem eine Mühle gehörte, erstmals erwähnt. Beide dürften in späterer Zeit Überreste eines Weilers gewesen sein. Der Hof wird 1409 letztmals und zwar im Besitz des Ebinger Dekans erwähnt (Lagerbuch Erzingen A 395: „Wiesen bey des Degans Hoff von Ebingen liegent"). 1490 wird daneben ein „Erzinger Brühl" genannt („Brühl" 1439 erstmals erwähnt = ausgedehnte Wiesen, meist im Besitz eines Herrn). Nicht weit davon wird eine Flur mit „See" bezeichnet. Hier dürfte ein Wasserstau für die Mühle bestanden haben oder ist eine seichte Stelle gemeint.

Gliederung der Flur

Die landwirtschaftlich genützten Ackerflächen lagen innerhalb oder außerhalb der eigentlichen Flur. Das der Fruchtfolge der Dreifelderwirtschaft (Winter-, Sommerfrucht, Brache) unterworfene Saatfeld war innerhalb in Esche oder Zelgen aufgeteilt. Während Weilheim eine große Markung mit Wald besaß, war die Waldstettens klein und ohne Wald. Die Ackerfläche der letzteren war in die drei Zelgen „Zwischen den Dörfern", „In der Ow" (Breite) und „Uffm Berg" eingeteilt, die von Weilheim in „Vorm Holz" (Breite), „Gsteingen" und „Am Berg". Nach dem Lagerbuch von 1690 umfaßten die Äcker in der „Breite" 87, in „Gsteingen" 81 und in der Zelge „Am Berg" 47 Morgen. Für Roßwangen sind seit 1460 die drei Zelgen „See", „Roßberg" und „Tal" (oder „beim Bild hinaus" = Bildstock) bezeugt. Zusätzliches Ackerland wurde hier durch Rodung gewonnen, wie die zahlreichen Flurnamen mit dem Grundwort „Reute" beweisen („In der Reute", Thomas-, Stuben-, Rüben-, Bauren-, Storchen- in der Wildenhansenreute, im Reuteteich" usw.) oder Stockenwies und Stockenacker und „Auf dem Brennete".

Die Öffnung am Dorfzaun von Roßwangen und Weilheim war durch „Stangen" (Flurname) und „Gstangen" abgeriegelt. Der „Roßberg" wird erstmals 1480 erwähnt. Im Ort gibt es eine „Roßgasse" (1580) und einen „Roßgarten" (1737). Der Ortsname Roßwangen, der 1094 „Rosiwanc" lautet, wird daher wohl „Roßweide" bedeuten.

Dürrwangen, Frommern und Weilheim bildeten im Mittelalter eine gemeinsame weltliche Urmarkung. So besaßen Weilheim, Waldstetten und Frommern noch um 1900 auf dem Ziegelwasen einen Acker, bei dem eine große Linde stand, als gemeinschaftliches Eigentum. Allmendteile der Gemeinde Frommern fanden sich bei der Wirtschaft „Zum Ritter" auf dem Ziegelwasen. Der Frommerner Anteil rührt wohl daher, daß Güter in Hardt ursprünglich zum St. Galler Maierhof (Fronhof) in Frommern gehörten. Davon dürfte auch der Name „Maierwiesle" stammen. Gegenüber dem Maierwiesle wird also nie ein Mönchshof gestanden sein. Das bäuerliche Anwesen „Maienwiesle" ist erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden. Das hohe Alter der Zusammengehörigkeit wird garantiert durch ein Stück der gemeinsamen Grenze, das der einstigen römischen Straße entlangführt und durch typische Grenznamen von andern Teilen getrennt ist. Gegen Laufen zu findet sich der „Marbach" (1505 Markbach = Grenzbach). Im Nordteil der Roßwanger Markung verläuft der „Dietensteig", der vielleicht ein Teilstück des schon 1309 genannten Dietensteigs beim Balinger Elektrizitätswerk Eppler ist. Dieser war zugleich Dekanatsgrenze. Die Grenze der ehemaligen Grafschaft Scherra, zu der auch Weilstetten und Roßwangen gehörten, war in ihrem Norden wahrscheinlich durch Grenzsteine, vielleicht Forstmarksteine markiert, so ein „Herchenstein" bei Täbingen (1712 „zu Herchen"), den „Wendelstein" bei Erzingen (1381), der „Grauenstein" bei Weilheim (1699 „Grafenstein") und bei Roßwangen durch den „Dietensteig" (s. oben).

Im Jahr 1613 wird mit Frommern eine Vereinbarung getroffen, wonach die Weidedistrikte von der „Buoramer Lachen bis zum Esbach" (insgesamt 48 Morgen) weiterhin gemeinsam wie früher benützt werden sollen. In einem zweiten Brief wird weiter festgestellt, daß die „Mayerschaften der drei Gemeinden Frommern, Weilheim und Waldstetten seit uralten Zeiten eine gemeinsame Weide bei der Ziegelhütte der Stadt Balingen, der „Ehespach" genannt, besitzen, dann „auf allen Äckern und Wiesen so Hardtrecht haben, von der Suderin Bronnen uffhin bis ins Hard hinein und bis in die Breite und Mayerwiesen".

Die Ziegelhütte im Espach wird 1494 erstmals erwähnt. Sie wurde 1651 um 550 Gulden an einen Ziegler verkauft. Der Name Espach dürfte mit dem mhd. êwe = Gesetz, Gemeindegrenze zusammenhängen und wird ein zwischen Äckern und Wiesen gelegenes ortsnahes Gelände für Weide- und Zugvieh gewesen sein (ähnlich wie „Espan"). Mit „Buren" (Buhren) werden auffällige Erhebungen bezeichnet. 1431 vertauscht Kloster Stetten „Egerten" (unbebaute und ungenützte Ackerstücke, Roßwangen „Alte Egerten") und ein Holz (Wald) zu Wannental u. a. gegen 2 Jauchert „uf Buran im Frommerner Bann".

Namen für Sonderfluren

Im Hochmittelalter bestand in Roßwangen ein Fronhof, von dem noch 1737 Reste vorhanden waren („Hofäcker" in Weilheim). Zu ihm gehörte wohl auch der 1439 erstmals erwähnte „Brühl", das Wiesenland eines Grundherrn und die „Braike" (Breite) (1737), größere Akkerstücke, ebenfalls im Besitz eines Grundherrn. Der Roßwanger „Brühl" der Pfarrei, der „Pfarrbrühl", ist heute noch in seiner ursprünglichen Form als 4 ha großer Block erhalten und hebt sich aus dem Gewirr der vielen kleinen Parzellen deutlich ab, die nur 5 bis 20 a groß sind.

Das Gericht tagte zu Roßwangen vielleicht auf einem Hügel am westlichen Ortsrand in Richtung Endingen, wo sich die Flurnamen „Lehrwasen" und „Lehrgärtle" (in Endingen 1508: „uf der Ler") finden. Über die Burg auf dem „Burgbühl" sind genaue Nachrichten vorhanden. Die Ritter Walger von Bisingen beurkundeten 1255, daß sie vor längerer Zeit in Roßwangen eine Burg erbaut hätten (WUB 11,490). Näheres darüber siehe Kreisbeschreibung Bd. II S. 723.

Das „Widum", „Witum" war ein der Kirche gewidmetes Gelände (Widumhof, Widumwald, Widumwasen). Der „Holgenwald" beim Minkhof, der „Heiligenrain" unterm Lochenstein (heute Staatswald) gehörten einst zum Vermögen des Kirchensatzes, als dessen Eigentümer der Kirchenheilige galt, später die Kellerei Balingen. Bemerkenswert ist der Name des 3 Morgen großen Heiligenwaldes „Lochenkrindeln", der offenbar ein Grindelwald, d. h. ein eingehegter Wald war. Das „Killwiesle", der „Kilchacker" waren im Besitz der Kirche.

Der obere Ortsteil von Weilheim hieß 1664 „Hepperzell" (Altsteuerbuch) 1664, S. 482 ff.). Dieser Name erinnert vielleicht an eine Zelle,

an eine Niederlassung von Mönchen, die allerdings schon früh wieder abgegangen sein muß. Die Namen „Stollenau" und „Ballisgarten" dürften auf Eigennamen zurückgehen.

Flurnamen der Weiden

Die früheren Zeiten kannten einen ausgedehnten Weidebetrieb, von dem nur die Schafweide als die anspruchsvollste übrig geblieben ist. Auf dem Weidewald bei den verschiedenen Hardt (Hart, Gebenhart, Degenhart) oder Buren und Espach wurde schon hingewiesen. Die „Setze" war eine Schutzstelle für die Weidetiere, wo sie sich zur Ruhe setzen konnten. „Im Gaisbärtle" (Roßwangen) oder „Geisland" (Weilheim) weideten die Geißen, die früher als anspruchslose Weidetiere viel gehalten wurden. Sämtliche Nutztiere wurden früher auf die Weide getrieben, die größtenteils Allmende war. Die Gemeinden Waldstetten und Weilheim besaßen 1732 265 Morgen, 1820 336 Morgen Allmenden auf Buhren, Kälberbohl usw. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann man mit der Aufteilung der Allmenden. Durch Aufforstung gewann die Gemeinde Weilheim im späteren 19. Jahrhundert erstmals 24 Morgen Wald. Nach der Aufhebung der Viehweide um 1870 wurden noch weitere Weiden aufgeforstet. Sehr oft diente auch der „Hirtenteich" und der „Lange Wasen", eine grasbewachsene Fläche, die für den Anbau wenig geeignet war, als Weiden.

Im Lagerbuch von 1690 ist über die Allmenden folgendes verzeichnet: „Der Mittelbohl, 16½ Morgen groß, ist eine schlechte Allmend . . . Der Kälberbohl, 15 Morgen, ist ein sauer, mittelmäßiger Wasen . . . Der Sankembühl, eine mittelmäßige Allmendweid, aber nur für das rinderhafte Vieh, ist 26½ Morgen groß . . .", beim Wasen „in der Lochen" heißt es, „daß der Hullemuzgraben (ein kleines Flekkenwäldlein) in dem genannten Areal eingeschlossen ist."

Flurnamen der Bodenbeschaffenheit und Geländeform

In den Namen für die natürlichen Verhältnisse haben wir Zeugnisse für die enge Beziehung zwischen dem Menschen und dem ihm zugewiesenen Lebensraum. Vielgestaltig ist die Art und Beschaffenheit des Bodens, der Geländeform mit ihrem bunten Wechsel von Erhebungen, Senkungen und ebenem Land, der Ausdehnung und Lage, Größe und Form von bebauten und unbebauten Flurstücken. In scharfer Beobachtung und Sachkenntnis schuf der Mensch dafür schlagkräftige Bezeichnungen.

Schluß folgt

Aus der Landschaftsgeschichte des mittleren Schwarzwaldes

Von Fritz Scheerer

Wer von einem unserer hohen Albberge, sei es von der Lochen oder vom Plettenberg, Ausschau nach Westen hält, dem bietet sich über einer langsam ansteigenden Ebene des Schwarzwaldvorlandes von der Hornisgrinde (1164 m) bis zum Feldberg (1493 m), der bis in den Sommer hinein einen Schneemantel trägt, ein großartiges Panorama. Gegen die Mitte des Bildes senkt sich nach rechts über die Triberger Höhen (Kesselberg, Brend, Kandel) hinweg das Kinzigtal ein. Darüber schieben sich Bergketten hintereinander (Staufenkopf, Rippoldsauer Höhen), überragt von Hundskopf, an den sich Kniebis, Schliffkopf und Hornisgrinde reihen.

Die Kinzigtalmulde, in der die Bergeshöhen auf 800 – 900 m absinken (Mooswaldkopf 879 m), trennt den großen Schild des südlichen Schwarzwaldes (Feldberg, Blauen, Kandel) von dem niedrigeren des nördlichen, der seine höchste Höhe in der Hornisgrinde erreicht (s. oben). In dieser Mulde steigen die Schichten nicht unmittelbar an, sondern die tektonische Kammlinie des Schwarzwaldes ist ein gutes Stück nach Osten verschoben, etwa bis Feldberg – Kandel – Brandenkopf – Hundskopf – Roßbühl – Schliffkopf – Hornisgrinde.

Von höchster Bedeutung für die Landschaftsgestaltung wurde der tiefe Einbruch aller Schichten drüben im Westen, im heutigen Rheintal, der Vogesen und Schwarzwald nach ihrer Art und ihrem geologischen Aufbau in spiegelbildlich sich entsprechende Mittelgebirge zertrennte.

Von der neu entstandenen tiefen Senke griffen die Wasser die hochstehenden Gebirgsrümpfe durch einreißende Täler an, die sich rückwärts immer weiter einschnitten und so die Wasserscheide zu ungunsten des zurückliegenden Einzugsgebiet des Neckars immer weiter nach Osten verschoben. So hat ein noch heute fortdauernder Kampf einander „feindlicher" Flußgebiete die Oberflächenformen des Raumes geschaffen. Ein Wettstreit der westwärts gerichteten jüngeren Kinzig und ihrer Zuflüsse gegen die schwächere alte Eschach! Deutlich sieht man, wie die wilde Kraft der heraufgreifenden Nebenbäche der Kinzig (Aischbach, Rötenbach, Kirnbach, Kaibach, die Schiltach mit ihren Nebenbächen usw.) dem Hochland immer weiteres Land entreißen, die Grenze der Wasserscheide immer weiter nach Osten zu ihren Gunsten verlegen. Ein Gewirr von westwärts gerichteten Tälern zerkerbt, zerfurcht und zergliedert den Rumpf eines einst buntsandsteinbedeckten Hochlandes in ein formenreiches und vielgestaltiges Gebirge (Blick vom Zollhaus!).

Ein klassisches Beispiel bietet sich auch bei Aichhalden, das beim Blick von Osten her in weitem, flachen Hochland, von Westen aber, aus der Gebirgswelt vom Schiltachtal her gesehen (Erdlinsbach!), auf freier, tief in die vielgestalteten Waldtälter herabblickende Bergshöhe gelegen erscheint. Vom Zollhaus schweift der Blick hinunter in das tief eingeschnittene Kinzigtal mit dem hellen Silberband des stattlichen Schwarzwaldflusses, über dem die verwirrende Fülle der Gipfel des Grundgebirges mit ihren Buntsandsteinkappen steht und darüber sich, in den dunstigen Fernen jenseits des Rheintales, die Umrisse der Vogesen sich abzeichnen (Donon usw.). Vom Rhein her folgten die Siedler den breiten, fruchtbaren Tälern bis dorthin, wo sie sich engten und die steilen Tannenhänge bis zum Flußspiegel hinabreichen. Anders vom Nekkar- und Donauland! Sanft steigt dort der Schwarzwald an; hinter dem Hecken- und Schlehengäu die Buntsandsteintafel des Schwarzwaldes. Auf den weiten Hochflächen boten sich der Anlage von Wegen keine größeren Hindernisse. Die Streifen unwirtlichen Gebietes wurden hier immer schmäler.

Das Kinzigtal mit seinem breiten Grunde war von altersher ein bedeutender Verkehrsweg. Im ihm zog die Römerstraße, von der ein gepflasterter Weg steil bergan gegen den „Brandsteig" führte und von dort nach dem Römerkastell Waldmössingen, einem Straßenknotenpunkt, der mit Rottweil verbunden war. Oberhalb Schiltach geht man noch heute vielfach unmittelbar auf dem aus groben Steinen gefügten römischen Pflaster. Auch bei Waldmössingen dient die einstige Römerstraße als Weg („Totenweg"). Hier liegen auch die großen geschlossenen Dörfer (Dunningen, Waldmössingen, Hochmössingen, Bösingen, Winzeln, Dorf-Orte usw.), die guten Ackergrund, weite Gemarkungen und schönen Waldbesitz haben.

Ein vorgeschichtlicher Weg führte von Schiltach über das Zollhaus. Daß diese Wege gut gewesen sind, kann man nicht behaupten („Staig"). Rücksicht auf Mensch und Tier kannte man nicht. Durch Vorspann wurden die schlimmsten Strecken überwunden. Im 18. Jahrhundert hatte man dann gelernt, Kunststraßen zu bauen. Politische Gründe spielten hier eine wesentliche Rolle. 1770 wurde durch das Höllental eine Kunststraße gebaut, auf der Marie Antoinette von Wien nach Paris reisen konnte. In den Revolutionskriegen erstellten österreichische Pioniere die erste Murgstraße. Allmählich stiegen die Straßen in die Täler selbst hinab. Brücken und Tunnel, Stützmauern und Sprengungen nahm man gern in Kauf, wenn dadurch die Straßen ihren Zweck besser erfüllen konnten.

(Fortsetzung folgt)

Die Quadratur des Kreises

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter (Schluß)

Die Bevölkerungsdichte von 190 je Quadratkilometer ist hier verhältnismäßig gering gegenüber dem Landesdurchschnitt von 255. Sie betrug 1880 im „Oberamt Balingen" 107, wobei freilich die politische Abgrenzung des Bezirks heute eine andere ist. Interessant sind einige 1871 über das Balinger Gebiet gemachten Angaben: Flächenraum 32 189 ha; mittlere Höhe ü. d. M. 772 m; Flächeninhalt sämtlicher Gewässer 224 Morgen (je 0,315 ha); Wasserbahn der Eyach 56 km; im ganzen Oberamt 7930 Haushaltungen in 31 Orten. Die Flächenmaßbezeichnung „Quadratkilometer" weist auf den Vergleich mit dem Quadrat hin. In der Benennung „Kreis Balingen" steckt der Vergleich mit einem geometrischen Kreis, für den sich der Durchmesser angeben läßt. Alle Flächenberechnung ist ja vergleichende Gegenüberstellung, und in diesem Sinne ergibt sich für den Altkreis Balingen, wollte man seine Fläche als Quadrat oder als geometrischen Kreis darstellen, die Quadratseite 21,9 km, der Kreisdurchmesser 24,7 km; für den Zollernalbkreis die Quadratseite 30,3 km, der Durchmesser 34,2 km. Die Angabe, daß der durchaus nicht einem Idealkreis entsprechende Umfang des Altkreises Balingen 152 km betragen habe, würde rein rechnerisch zu einer Quadratseite von 38 km und zu einem Kreisdurchmesser von 48,4 km führen.

Beschränkt man sich bei „Kreis" und „Quadratur" grundsätzlich nicht nur auf das Geometrische, dann lassen sich diese Begriffe in kulturgeschichtlichen Analogien noch mannigfach erweitern. Der Kardinal Nikolaus von Kues (1401–1464) hat vom „Quadrat der Seele" gesprochen: Dem Wasserspiegel gleich breitet sich das Seelenhafte sozusagen in der waagrechten Ebene aus, während der Geistpfeil senkrecht darauf nach oben strebt. Will man „Zirkel" mit „Rundum", mit „kreisrundem Wirbel" übersetzen und symbolisiert das „solide" Quadrat den „Frieden der vier Wände", die Geborgenheit, dann könnte die „Quadratur des Zirkels" auch die Rettung eines Schiffs bedeuten, das vor dem Orkan flüchtend in einen schützenden Hafen einlief. Zirkel, Wirbel – im Kreis weist die Geheimniszahl Pi, ein ätherisch-geistiges, ewig ungestilltes Element. Es ist mit Unsicherheiten behaftet, aber voll seelischen Auftriebs bis ins Unendliche, der den Menschen in die Transzendez, in höchste Sphären führen und damit trösten kann. Die „Quadratur des Kreises" wird dann zu einem symbolischen Phänomen, das, wie die heimatliche Landschaft, heilende Kräfte birgt und damit dem Menschen sublime Möglichkeiten für eine Höherentwicklung bietet. Heimat, „Heimatkunde" klingt dann wie eine Botschaft der Transzendenz . . .

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 — 31. März 1984 — Nr. 3

Der Ritt auf dem Esel

Einzug in Jerusalem

In allen vier Evangelien der Bibel (Matth. 21, 1–11; Mark. 11, 1–10; Luk. 19, 29–40; Joh. 12, 12–19) finden wir die Geschichte vom „Einzug Jesu in Jerusalem" mehr oder weniger ausführlich erzählt.

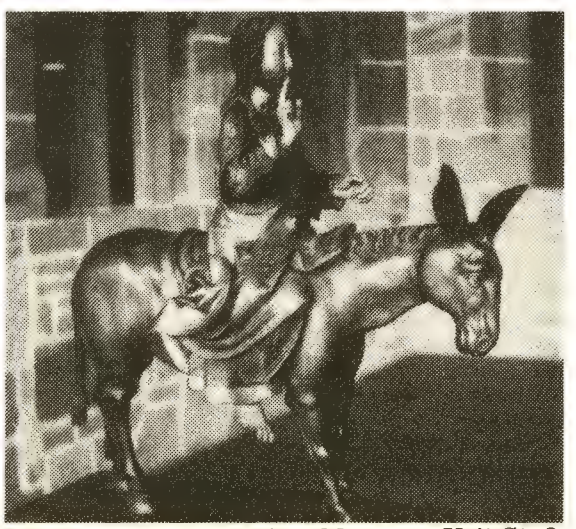
Schon aus dem 10. Jahrhundert ist eine Darstellung aus unserem süddeutschen Raum erhalten geblieben in dem **„Evangeliar Kaiser Ottos III."**, das in der Malerschule der Reichenau entstanden ist. Jesus reitet in buntem Gewand auf der eigenartig grazilen Eselin auf den Zöllner Zachäus zu, der auf einem Ölbaum steht, um Jesus, den Wunderheiler, besser sehen zu können. Die Bürger von Jerusalem breiten ihre Tücher aus, und vier der Jünger begleiten durch ihre Blicke und Gesten diesen von dem Malermönch dramatisch gestalteten Vorgang.

Evangeliar Ottos III.

In dem **„Perikopenbuch Heinrichs II."** (im 11. Jahrhundert auf der Reichenau entstanden) wird dieses Geschehen ähnlich dramatisch dargestellt, und hier erscheint auch das Eselsfüllen, das an der Mutter saugt. Aus dem Tor der Stadt treten die Bürger mit ihren Kindern heraus, die die Tücher legen, um Jesus zu empfangen.

Perikopenbuch Heinrichs II.

Ottobeuren um 1600



Nürnberg Germanisches Museum, Veit-Stoß-Schule um 1530

Beuren am Neuffen 1480

Daß diese Bilder und auch solche an den Wänden mancher Kirchen Anregung gegeben haben, bei den Prozessionen am Palmsonntag den Einzug in Jerusalem auch plastisch nachzuvollziehen, ist verständlich. Seit dem 12. Jahrhundert sind jedenfalls Palmeselgruppen nachzuweisen, und es sind gerade im oberdeutschen Raum noch viele davon erhalten geblieben, obwohl man in der Reformationszeit und dann in der Aufklärungszeit den Brauch als „Eselsfest" abgetan und lächerlich gemacht hat. Auch von kirchlicher Seite ist er teilweise verboten worden.

In manchen Kirchen sind Wände und Dekken ganz mit Szenen aus dem Alten und Neuen Testament bemalt, eine sogenannte „biblia pauperum", eine Volksbibel. Man wollte den Menschen, die nicht lesen konnten, auf diese Weise die Heilige Schrift anschaulich machen. Das galt auch für den Palmsonntag mit der Palmeselgruppe, die auf Räder gestellt oder an Handgriffen getragen, bei der Palmsonntagsprozession mitgeführt wurde: Jesus sitzt, von einem Mantel umhüllt, und mit segnender Geste auf dem Esel und reitet, wie die Schrift berichtet, in die Stadt.

Der Palmesel war nie Andachtsbild wie etwa die Pietà, die Madonna, die Christus-Johannesgruppe, die Schutzmantelmadonna, der Gnadenstuhl u. a. Der Palmesel von **Ottobeuren** erinnert mit seinem schlanken Kopf und den langen Ohren an die Reichenauer Buchmalerei. Er stammt allerdings aus der Zeit um 1600.

Noch älter, etwa um 1530 entstanden, aber qualitätvoller, ist der im **Germanischen Mu-**

seum in Nürnberg aufbewahrte Palmesel, der der Veit-Stoß-Schule zugeschrieben wird. (Veit Stoß wurde in Horb geboren und wirkte vornehmlich in Nürnberg).

Ein hervorragendes Kunstwerk ist die Gestaltung im Ulmer Museum von 1456, das aus Wettenhausen/Günzburg stammt und von Hans Multscher geschaffen wurde. Das älteste Beispiel aus dem 12. Jahrhundert ist in Berlin-Dahlem zu sehen, das noch ganz die romanischen Züge trägt, ebenso die Gruppe in München aus der Zeit um 1200.

Die meisten Darstellungen in unserer Heimat stammen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, so die in Hechingen, Rottenburg (aus Remingshausen), Schloß Wachendorf, Kirchberg, und dann die in **Beuren** am Hohenneuffen und in **Neuffen** selbst, die wir bei unserer Exkursion im Mai in Augenschein nehmen können. Der Beurener Palmesel wurde im 19. Jahrhundert im ehemaligen Heiligenhaus auf dem Dachboden gefunden, kam dann ins Rathaus und 1904 in die Kirche. Vor 30 Jahren wurde er gründlich restauriert.

Die nächstgelegene Palmeselgruppe aber ist in Dotternhausen zu sehen, und sie wird auch noch bei der Palmsonntags-Prozession mitgeführt als einzige im weiten Umkreis. Allerdings ist sie das Jahr über in einem Nebenraum der Kirche aufbewahrt und kann nur in der Zeit um den Palmsonntag besichtigt werden oder bei der Prozession selbst.

Kurt Wedler

Palmesel Neuffen 16. Jahrhundert

Die Herzöge von Teck am oberen Neckar und auf dem Kleinen Heuberg

Von Fritz Scheerer

Die von der zähringischen Hauptlinie abgezweigten Herzöge von Teck treten im Jahr 1187 in die urkundlich überlieferte Geschichte ein. Adelbert von Zähringen erscheint in diesem Jahre erstmals mit dem Titel eines Herzogs von Teck („Dux Adilbertus de Deche"). Der Besitz der Herzöge von Teck stammt größtenteils aus Zähringer Erbe. Das um die namensgebende Burg am Albtrauf, in der Nähe des zähringischen Stammsitzes Limburg bei Weilheim/Teck, liegende Gut bildete den Kern der Besitzungen und war von einem Kranz von Einzelbesitzungen umgeben. Diese sind in den nächsten Umreis des Schwerpunktes eingesprengt, liegen bei Eßlingen (Hedelfingen, Bernhausen), im Remstal (Stetten), auf dem Schurwald (Baltmannsweiler) und auf der Münsinger Alb (Dapfen, Dottingen, Seeburg) usw.

Eine zweite Häufung teckischer Besitzungen läßt sich im Raum des oberen Neckars, am östlichen Schwarzwaldrand und auf dem Kleinen Heuberg feststellen. Dieser Besitz zerfällt in die zwei Herrschaften Waseneck-Oberndorf und Rosenfeld, umfaßt Güter um und in Schramberg, die den Kern der späteren Herrschaft Falkenstein-Schramberg bilden, in Schiltach und Einzelbesitzungen in der näheren Umgebung Rottweils.

Es sind also zwei von einander getrennte Besitzkomplexe: am Albtrauf bei Kirchheim und am oberen Neckar, um die sich ein weiter Halbkreis von Streubesitzungen legt, der vom Neckarbecken (Marbach, Murr) in das Donautal (Untermarchtal), in den Hegau (Schienen, Beggingen am Randen), in die Ortenau, den Aargau (Kaiserstuhl am Hochrhein) und zum Thuner See reicht, um nur einige zu nennen. Im allgemeinen handelt es sich um keine Geschichte der Erwerbungen der Herzöge von Teck, sondern um Erbschaft von dem 1218 ausgestorbenen Zähringer Geschlecht. Nur ein geringer Zuwachs an Gütern erfolgte durch spätere Heiraten. In der räumlichen Ausdehnung ist der Besitz ein zum größten Teil zerrissenes Gebilde, dessen feste Zusammenfassung den Herzögen von Teck nicht gelungen ist.

Im folgenden wollen wir uns mit dem teckischen Besitz im Raum des oberen Neckars, des Schwarzwaldes in den Tälern der Schiltach und ihrer Zuflüsse und des Kleinen Heubergs befassen, der sich in den Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts als unzusammenhängendes Nebeneinander kleiner Güterkomplexe um Rosenfeld und Oberndorf darstellt. Im Umkreis von Rottweil liegen Einzelgüter in Seedorf, Dunningen, Gößlingen und Neukirch. Mit der Vogtei über das Kloster Alpirsbach sind örtliche Einkünfte in Gruol, Owingen, Weildorf und Wittershausen verbunden.

Die Herrschaft Rosenfeld

Der Kern der teckischen Herrschaft auf dem Kleinen Heuberg deckte sich wohl mit der Urpfarrei Isingen mit ihrer Martinskirche, die einen großen Zehnt- und Pfarrsprengel umfaßte, der noch bis zur Reformation Rosenfeld, Steinbronnen (abg.) und Erlaheim, um 800 mit einiger Sicherheit auch Binsdorf und Bubenhofen und vermutlich noch andere Orte umfaßte (Kreisbeschr. Bd. II S. 437). 786 gehörte Isingen zur Perihtilinbaar (SGUB. 1, 102) und kam bald darnach zu einer Grafschaft, die sich von Oberndorf nach Osten bis gegen Bisingen und Balingen (Ostdorf) erstreckte. Diese gelangte später an die Herzöge von Zähringen und von diesen an deren Nebenlinie, die Herzöge von Teck. Schon früh müssen Binsdorf, Erlaheim und Bubenhofen verlorengegangen sein. Später hat sich die Herrschaft in anderer Richtung wieder kräftig ausgedehnt und umfaßt so um 1300 Rosenfeld, Ostdorf, Isingen, Leidringen, Bickelsberg, Brittheim, Trichtingen, Aistaig, Wittershausen, Beuren (abg.), Vöhringen, Bergfelden, Renfrizhausen und Weiden. Im Osten verlief die Grenze am Weiherbach beim zweigeteilten Täbingen.

Auf dem Bergsporn, damals Markung Isingen, auf dem die heutige Rosenfelder Kirche steht, wurde im 11. oder 12. Jahrhundert eine Burg erbaut, an die sich um 1250 eine Stadt anschloß, die 1255 erstmals urkundlich erwähnt wird, als der Vicepleban Sifrid und der Schultheiß Berchtold von „Rosinvelt" neben Ritter Cun von Bubenhofen als Zeugen für das Kloster St. Blasien auftreten. Als Gründer werden die Herzöge von Teck angenommen. Doch zeigt das Rosenfelder Stadtsiegel von 1372 bzw. 1386 nicht die teckischen „Wecken" (Rhomben), sondern im roten Schild eine weiße Rose mit gelbem Samenstand und grünen Deckblättern. Die „Rose" könnte auf die Grafen von Eberstein verweisen, mit denen die Herzöge von Teck verwandtschaftliche Beziehungen hatten. Am 13. Dezember 1244 teilt Papst Innozenz IV. der Tochter des Herzogs von Teck mit, daß er ihre Ehe mit dem Grafen Otto von Eberstein trotz bestehender Verwandtschaft gestatte (Reg. Imp. 6, Nr. 7489).

Das erste teckische Siegel, auf dem der gerautete Schild zu sehen ist, stammt aus dem Jahre 1251, während das älteste, das dem Herzog Adelbert gehörte und vermutlich dem 12. Jahrhundert zuzurechnen ist, einen steigenden Adler zeigt. Es wäre so denkbar, daß der (zähringische) Adler das ursprüngliche Siegelbild war und daß die Rauten nicht schon bei der Abspaltung der Linie Teck, sondern erst später angenommen wurden und daß eine größere Erbschaft zu einer Änderung des Siegelbildes angeregt hat, etwa zur Abwandlung des mit Quadraten belegten, geschachteten Schildes der Herren von Sperberseck (im Lenninger Tal bei Gutenberg).

Die Geschichte des Hauses Teck ist die eines verarmenden Hochadelsgeschlechts. Denn früh begann der Ausverkauf des Besitzes. Im Laufe von zwei Jahrhunderten ist der ansehnliche Besitz bis auf geringe Reste zusammengeschrumpft. Daß die Auflösung früh einsetzte, läßt sich mit der ungünstigen Lage der Güter zueinander begründen. Nie haben sie ein räumliches Ganzes gebildet, und zudem fehlte es den Herzögen an Bargeld. Eine zu Ende des 13. Jahrhunderts vorgenommene Teilung beschleunigte den Niedergang. Herzog Hermann (gest. 1316) und seine vier Söhne, Ludwig, Hermann, Lutzmann und Friedrich, bekamen die Herrschaft Oberndorf (s. u.), nicht aber die Herrschaft Rosenfeld; die vier Söhne des 1292 verstorbenen Herzogs Konrad, Simon, Konrad, Ludwig und Friedrich, stützten sich auf das Lenninger Tal, besonders auf Owen. Die Söhne Konrads hatten aber anscheinend an dem für sie fernen Rosenfeld wenig Interesse, so daß die Söhne Herrmanns diese Herrschaft als Pfand von den Kirchheimer Verwandten erwerben konnten.

Schon im März 1287 weist Conrad, Herzog von Teck, dem Zisterzienserinnenkloster Wald 41 lb. hlr. (lb. = Pfund, hlr. = Heller) an, die er seinem verstorbenen Diener Cuonrad von Weckenstein (Kr. Sigmaringen) schuldig war, wobei er 4 lb. der Summe in bar bezahlt und zur Abgeltung der restlichen 37 lb. hlr. dem Kloster vom kommenden Jahr an seine jährlichen Einkünfte in Ostdorf (Osdorf) verpfändet, namentlich 15 lb. hlr. an dortigen Zinsen sowie 10 Mltr. (Malter) Dingel und 2 Mltr. Hafer aus dem Kelnhof, d. i. ein Vorratshof, in dem ein herrschaftlicher Finanzbeamter einen Verwaltungsbezirk betreut. (FHA. Sigmaringen Kl. Wald R 75, Nr. 524).

Am 24. März 1302 verkaufen Symon und Cuonrat, Herzoge von Teck, „mit Zustimmung ihres Bruders Luodewig, des Kirchherrn von Owen, an ihren Dienstmann Reinher von Rüti (bei Oberndorf), Ritter (der auch einzelne Besitzungen in Heiligenzimmern hatte, (WUB 9 Nr. 366), für 530 lb. hlr. Güter und Leute in Ustorff (Ostdorf), im besonderen die Kastvogtei mit Einkünften von 15 Mltr. Dinkel, Speichermaßes". Der Kirchensatz ist jedoch vom Verkauf ausgeschlossen. Sie verkaufen ferner ihr Vogtrecht in Lideringen (Leidringen), Bukkelsberg (Bickelsberg) und Usingen (Isingen) mit Gesamteinkünfte von 84 Mltr. Dinkel und 42 Mltr. Hafer in Speichermaß, weiterhin 7 lb. und 18 hlr. aus der Steuer aus dem Hoyberge (Heuberg). Dann werden 21 Bürgen aufgeführt, u. a. die Grafen von Hohenberg, Sulz, der Herzog von Urslingen. Die Herzoge behalten sich den Wiederkauf innerhalb von vier Jahren, vom kommenden 1. Mai an gerechnet, vor, der jeweils 14 Tage vor dem 1. Mai erfolgen kann (HStA. Stgt. WR 6589).

1303 erkennen die Herzöge von Teck den Streit mit Wernher von Zimmern als geschlichtet an. Die Herzöge verpflichten sich fortan, keine zimmerischen Leute als Bürger in Rosenfeld aufzunehmen (Zimm.-Kopialbuch S. 123, Donaueschingen). Und schon am 13. Januar 1305 erfolgte eine Verpfändung der Herrschaft Rosenfeld: „Symon und Cunrat, Herzoge von Teck, Gebrüder, versetzen mit

Zustimmung ihrer Geschwister den Gebrüdern Ulrich und Ulrich, Grafen von Wirtemberg, für 500 lb. hlr. das Städtlein Rosenvelt (Rosenfeld), die Burgen Burren (Beuren) und Aistaige (Aistaig), den Hoeberg (Heuberg), den Mulenbach (Mühlbach) und ihre Güter in der oberen Gegend mit allen zugehörenden Leuten, Gütern und Rechten, jedoch mit Ausnahme der Kirchensätze. Beim Tode der Grafen soll das Pfand an Eberhart von Wirtemberg fallen" (WR 11625).

Am 1. Mai 1306 erfolgte dann der Verkauf der Herrschaft Rosenfeld an den Oheim, den Grafen Eberhard von Württemberg, für 2000 m. s. (Mark Silber) (WR 11627). Die Herzöge mußten aber diese Gütermasse erst aus weiteren Verpfändungen an ihre Vetter Ludwig, Hermann, Lutzman und Friedrich, lösen, worüber am 16. 4. 1315 verhandelt wurde. Erst am 14. Dezember 1317 konnten Konrad und Ludwig von Teck endgültig ihre Güter in der oberen Gegend, die Burgen Aistaig und Beuren und die Stadt Rosenfeld mit allen dazu gehörigen Lehen und Kirchensätzen um 4000 lb. hlr. an Eberhard von Württemberg abtreten, der auch das Pfand der teckischen Vettern in Höhe von 350 m. s. ablöste (WR 11631). Die Kaufsumme soll aber erst fällig sein, wenn die Bürger von Rosenfeld sowie die auf den Burgen sitzenden Amtsleute dem Grafen gehuldigt haben (WR 11632). 1320 bestätigen die Herzöge, daß die Kaufsumme voll bezahlt sei. Damit war die Herrschaft Rosenfeld württembergisch geworden.

In Bergfelden verkaufte schon 1304 Herzog Simon mit Zustimmung des Herzogs Konrad sein Eigen für 250 lb. hlr. an Burkart von Bondorf, das des Baerlichen Hof, Hainrichs des Maiers Hof und Hermann Mulichs Lehen, Sandlachers Lehen usw. und den Zins aus Hermann Baems Gut umfaßte.

Die Herrschaft Oberndorf

Die Herrschaft Oberndorf umfaßte die Stadt Oberndorf und die umliegenden Dörfer Altoberndorf, Beffendorf, Bochingen und Waldmössingen sowie die Burg Waseneck. Sie bestand als leidlich geschlossenes Ganzes den teckischen Ausverkauf bis 1374. Möglicherweise war sie ein Schenkenlehen des Klosters St. Gallen (in Beffendorf schon 769 St. Galler Besitz). Sie war von Besitzungen der Herren von Zimmern, Hohenberg und Sulz bzw. Geroldseck umgeben. Wie unmittelbar die Nachbarschaft der Herren von Zimmern war, verdeutlicht sich an Winzeln, wo zimmerischer Besitz und geringfügige teckische Güter nebeneinander lagen. Vermutlich durch Heirat sind sulzische Rechte in Bochingen und Dornhan an die Herzöge von Teck übergegangen, denn Hermann von Sulz wird in dem Streit mit den Herren von Zimmern Oheim genannt. Ludwig von Teck beschließt 1271 die Befestigung von Dornhan und versichert, die Rechte des Klosters Alpirsbach, das 1095 von den Grafen von Sulz mitbegründet wurde, als weltlicher Mitbesitzer in Dornhan nicht zu schmälern.

Bei der zu Ende des 13. Jahrhunderts vorgenommenen Teilung der teckischen Herrschaft erhielt Hermann und seine vier Söhne die Herrschaft Oberndorf (s. o.) und die Kastvogtei des Klosters Alpirsbach, aber nicht die Herrschaft Rosenfeld und die Güter um Schramberg. Er wurde daher noch mit den weit abgelegenen Besitzungen um Marbach am Neckar bedacht, die er aber schon 1302 veräußerte. Er bekam auch Anteil am Stammbesitz in der Kirchheimer Gegend (halbe Stadt Kirchheim, halbe Burg Teck, die Burgen Hahnenkamm und Diepoldsburg sowie Rechte in umliegenden Dörfern). Seinen Verwandten verblieb die zweite Hälfte des Genannten sowie Alleinbesitz von Owen, Gutenberg, Heiningen und Boll. Diese Auflockerung hat den Verlust sämtlicher Besitzungen am Kirchheimer Albtrauf eingeleitet. Hermann verkaufte 1303 seinen Teil an die Herzöge von Österreich und zog sich endgültig nach Oberndorf zurück, wo er vermutlich im Frühjahr 1316 auch gestorben ist.

Durch den Verkauf des Herzstückes an Österreich waren zunächst die Pläne der Württemberger Grafen durchkreuzt. Eberhard der Erlauchte nahm aber 1319 seine Expansionspolitik wieder auf, indem er die österreichische Hälfte als Pfand an sich brachte. Allmählich gelang es ihm, die Habsburger ganz auszuschalten. Durch Schulden in die Enge getrieben, mußte Herzog Friedrich von Teck 1381 seine Hälfte um 17 500 fl. an Eberhard den Greiner verkaufen, 1383 Gutenberg und Owen an den Oheim verpfänden. Die Lösungssumme konnte der Herzog nicht einhalten. Kirchheim und Umgebung waren nun württembergisch.

Es war nicht viel, was Hermann seinen Söhnen hinterließ. Sie konnten nur für kurze Zeit die Herrschaft Rosenfeld als Pfand von den Kirchheimer Verwandten erwerben (s. o.). Ludwig, den ältesten, sehen wir bald im Gefolge Ludwig des Bayern. Lutzmann, der dritte Bruder, konnte sich in Oberndorf behaupten. Seine Gemahlin, Elisabeth von Froburg (Schweiz), eine Stieftochter Hermanns von Sulz, brachte 1311 den Meierhof mit dem Kirchensatz in Gößlingen und Einzelgüter in Zimmern unter der Burg mit in die Ehe (HStA. Stgt. H 14/15 Nr. 4). Hermann, der zweitälteste, war in Schiltach bescheiden versorgt. Friedrich erhielt die Kastvogtei des Klosters Alpirsbach und trat vorübergehend in den geistlichen Stand, übernahm aber dann 1334 die Herrschaft Oberndorf.

Lutzmann und Friedrich zeigten sich trotz ihrer ärmlichen Verhältnisse großzügig gegenüber den Klöstern Oberndorf und Alpirsbach. So trifft Elisabeth, Gräfin von Froburg, mit ihrem Gemahl Herzog Lutzmann 1323 die Übereinkunft, daß er innerhalb eines Jahres nach ihrem Tode dem Augustinerinnenkloster in Oberndorf 100 lb. hlr. vermache, damit ein Priester täglich eine Messe zum Seelenheil der Verstorbenen lese und an ihrem Grabe wöchentlich drei Stunden bete (HStA. Stgt. 52-54 Nr. 45). 1331 übertragen die Herzoge Lutzmann und Friedrich dem Abt Walther und dem Konvent des Benediktinerklosters Alpirsbach in Anbetracht der wirtschaftlichen Not des Klosters und zu ihrem eigenen Seelenheil das Patronatsrecht an den Pfarrkirchen in Gößlingen und Peterzell (Kr. Freudenstadt) mit allen Zugehörden (HStA Stgt. 14/15 Nr. 4). 1334 und 1336 übergibt Friedrich dem Kloster Alpirsbach Leibeigene. Auf das Vogtrecht an den Gütern des Klosters Alpirsbach in Gruol, Weildorf und Owingen verzichtet Herzog Friedrich 1342, „nachdem Cuonrad das Lamp von Weitingen die Einkünfte, die sich auf 5 Schf. (Scheffel) Korn, 10 Schf. Hafer, 15 ß (Schilling) Tüb. Pfg. und 5 Fastnachtshühner belaufen, dem Konventherrn Burckhard von Stöffeln am Frauenaltar der Klosterkirche zu Alpirsbach verkauft hat" (A 470 Nr. 380).

Der einzige männliche Nachkomme dieser Generation war der Sohn Hermanns, Hermann, der die Herrschaft Oberndorf und die Klostervogtei Alpirsbach erbte. Er scheint seinen Lebensunterhalt mit der Verpfändung von Gütern bestritten zu haben.

Schon 1323 bekennen Lutzmann und Friedrich, dem Kloster Alpirsbach für die Hube und das Widum in Peterzell und Römlinsdorf den Betrag von 126 lb. hlr. schuldig zu sein (A 470 Nr. 652), und 1324 verkaufen sie dem Augustinerinnenkloster Oberndorf im Tal für 166 1/2 lb. hlr. „Korngülten von insgesamt 18 1/2 Mltr. Oberndorf Gewäges (10 Mltr. in Beffendorf und 8 1/2 Mltr. in Fluorn). 1332 verpflichten sie sich, die 26 lb. hlr. die sie Jakob dem Juden, Bürger von Oberndorf, schulden, zwischen dem 22. und 29. März zu zahlen. Unter den Bürgern ist Eberlin von Balingen und Cuenzlin von Endingen (Bürger in Oberndorf).

Hermann selber, der nunmehrige Herr von Oberndorf, verpfändet 1347 „an Benz den Maier von Wassneck, dem er 88 lb. hlr. für ein Roß schuldet", eine Gült von 9 Mltrn. Roggen und Dinkel aus seinem Acker „das nugerut" in Waldmössingen und „Winzgal" (Winzeln) (A 470 Nr. 857) und 1349 an Wernher von Zimmern für 40 lb. hlr., die er diesem für ein Pferd schuldet, eine jährlich zu entrichtende Gült von 4 lb. hlr. aus der Dieselmühle (Zimm. Kop. S. 125).

Am 4. Mai 1349 schuldet Hermann dem Rottweiler Bürger Ablin Gieray 65 lb. hlr. für Zehrung und ein Pferd und verpfändet ihm dafür sein Vogtrecht von einem Hof in Beffendorf. Und schon am 4. Juni desselben Jahres bekennt er, Gieray 370 lb. hlr. schuldig zu sein. Er versetzt ihm deshalb sein Vogtrecht aus dem Hof und den Gütern des Cuonrat Ratgeb zu Beffendorf. Die Oberndorfer Juden erfreuten sich unter ihm des besonderen Schutzes, da er bei ihnen verschuldet war. So verpflichtet er sich 1334 „gegenüber Jakob dem Juden, Bürger von Oberndorf, die entliehenen 20 lb. hlr. am kommenden 1. Mai zurückzuzahlen und setzt dafür Bürgen", unter denen auch Eberhard von Balgingen (Balingen) ist (B 203-6 Nr. 132). 1357 erkennt er „die Ansprüche an die Bürger Trutwin und Hainrich Hage, Bürger zu Rottweil, die sie auf den großen und kleinen Zehnten aus des Albarshof in Altoberndorf geltend gemacht haben". Er gesteht ihnen den Zehnten zu (Zimm. Kop. S. 122).

Die Bürger von Oberndorf scheinen mit Hermann schlechte Erfahrungen gemacht zu haben; sie befürchteten eine Verpfändung der Stadt. Sie fanden es daher ratsam, sich Sicherheiten geben zu lassen. Herrmann ist 1363, im Besitz des St. Gallischen Schenkenamtes, der Klostervogtei Alpirsbach und der kleinen Herrschaft Waseneck, bei Hinterlassung von Schulden als letzter Herzog der Oberndorfer Linie gestorben. Cuonrad der Bok, Bürgermeister zu Rottweil, teilt daher dem Grafen Rudolf von Sulz, Hofrichter zu Rottweil, mit, er habe den Hainrich Boeklin vom Veringertal in die Güter des verstorbenen Herzogs Hermann von Teck und seiner Gemahlin Anne von Signau eingesetzt. Hainrich Boeklin habe als Ersatz für 300 lb. hlr. folgende Güter sechs Wochen lang und drei Tage lang innegehabt: „Wassenegg die Burg, die Dörfer Messingen (Waldmössingen), Bochingen, Beffendorf, Altoberndorf, Wittershausen, Brandeg die Burg mit allen Zugehörden und dem Loeschatz" (LRA Innsbruck, I 3604).

(Fortsetzung folgt)

Aus der Landschaftsgeschichte des mittleren Schwarzwaldes

Von Fritz Scheerer (Schluß)

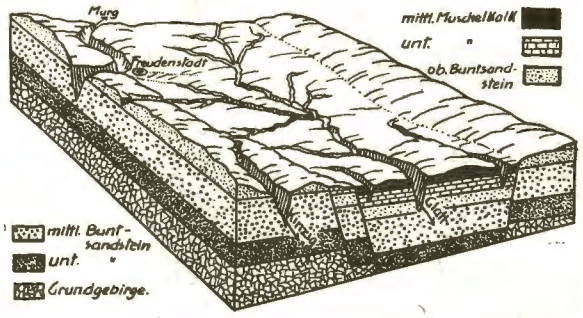
Mit den Eisenbahnen hätte es eigentlich ähnlich sein müssen. Aber weit gefehlt! „Fremdnachbarliche Beziehungen" gaben den ungünstigsten Bahnen die größte Bedeutung. Die Höllentalbahn muß bei Hinterzarten eine Meereshöhe von 890 m ersteigen und hat große Steigungen zu überwinden. Die Triberger Schwarzwaldbahn ist mit ihren zahlreichen Kehren und Kehrtunnels (32) eine reine Kunstbahn und untertunnelt die Paßhöhe (877 m) in 843 m Meereshöhe. Trotzdem hat sie den stärksten Verkehr. Weit niedriger ist die Paßhöhe der Murgtalbahn bei Freudenstadt (730 m), deren Vollendung nur durch die Grenzpfähle erst in den 20er-Jahren unseres Jahrhunderts erfolgte und die von Baiersbronn bis Freudenstadt einen steilen Anstieg überwinden muß (ursprünglich Zahnradbahn). Alle diese Verkehrslinien stellt die günstige Überquerung des Schwarzwaldes bei Loßburg weit in den Schatten. Ein kurzer Tunnel führt unter der 665 m hohen Wasserscheide aus dem Nekkarland in das Kinzigtal (655 m hoch). Ein günstigerer Schienenweg über den Schwarzwald ist nicht vorhanden. Trotzdem ist gerade er immer stiefmütterlich behandelt worden. Heute droht ihm die endgültige Stillegung. Nur nach dem ersten Weltkrieg spielte er während der damaligen Besatzungszeit eine größere Rolle.

Wie ist nun dieser beste Schwarzwaldpaß entstanden? Verschiedene Ursachen wirkten

hier zusammen: innere und äußere Kräfte, Gebirgsbildung und Abtragung. Auffallend ist der sanfte Anstieg des Schwarzwaldes von der Neckar- und Donauseite her und dann der Steilabfall gegen das Rheintal. Gewaltige Kräfte des Erdinnern wölbten und kippten das Gebirge langsam empor, aber keineswegs gleichmäßig. Das Mittelstück sank als Oberrheingraben ab (auf das hier nicht weiter eingegangen werden soll). Wenn wir genauer hinsehen, so müssen wir aber das Bild etwas modeln. Denn die Schwarzwaldtafel steigt nicht bis zum Rheintalgraben an, sondern biegt schon vorher etwas gegen diesen ab. Die Linie dieses Abbiegens bezeichnet man als die tektonische Kammlinie des Schwarzwaldes. Sie verläuft von der Hornisgrinde über Hundskopf, Wolfach, Kandel zum Feldberg (s. oben). Im Kinziggebiet biegt sie besonders weit nach Osten aus. Dazu kommt noch die Einsattelung von mindestens 300 m in der Kinzigtalmulde, wo die hohen Berge fehlen.

Als weiteres kommt als landschaftsbildend der sogenannte Freudenstädter Graben hinzu, wo uns der Schwarzwald von Osten her plötzlich als Gebirge entgegentritt (s. Abb.). Die Verwerfung zieht am Fuß der Berge entlang. Ihren Saum, die Tiefenlinie, benützt die Bahn von Freudenstadt nach Loßburg. Um rund 100 m ist das Vorland gegenüber dem Hochschwarzwald abgesunken, so daß bis vor die Tore Freudenstadts der Muschelkalk reicht (Ziegelei!). Vom Friedrichsturm bei Freudenstadt erkennen wir deutlich den steilen Abfall an dieser Verwerfung oder bei Lauterbad gegen Westen das enge Tal der Lauter, das sich bei dem Eisenbahnviadukt plötzlich weitet und in ein flaches Vorland übergeht.

Haben innere Kräfte den Paß von Loßburg vorgebildet, so vollendeten äußere das Werk. Die Abtragung durch das rinnende Wasser gestaltete daraus die heutigen Formen. Die Kinzig konnte in der vorgebildeten Mulde ihren „Siegeszug" antreten und große Gebiete erobern, ihre Quellen weit nach Osten vorschieben. Ihre Nebenbäche Aischbach, Quellbäche des Rötenbachs haben im Muschelkalk ihren Ursprung. 15–20 km hinter der Kammlinie liegen Quellen der Kinzig. Über 600 qkm ihres Einzuggebietes liegen auf dem Ostabfall des Schwarzwaldes. Das alles ist erobertes Land. Sie fließt in den Schwarzwald hinein. Die Kinzig hat das Gebirge in der ganzen Breite durchsägt. Sie hat den Kamm lokal ausgeschaltet. Hier fällt der Rhein mit seinem kürzeren Arm, seinem „eigenen Geschöpf", dem Neckarsystem in die Flanke. Der Weg aus dem Stufenland führt in den Schwarzwald hinab, nicht hinauf. Große und Kleine Kinzig schmiegen sich bis Schenkenzell mehr dem Verlauf der Eschach an, als dem unteren Kinzigtal. Genau so weisen Forbach, Obere Murg und Tonbach hinüber in das Glattgebiet (s. Zeichnung).



Blockbild des Freudenstädter Grabens. Links der Schwarzwald, im Graben hat sich noch Muschelkalk erhalten. Der Graben wird zur Glatt nach Südosten entwässert. Die Lauter einziger Zufluß der Glatt. Die Murg hat ihr bei Freudenstadt die Quellflüsse entrissen. Bei Loßburg ist die Kinzig noch ein kleiner Bach.

In Loßburg hat man lange die Kinzig um erobertes Gebiet betrogen, denn die Kinzigquelle leitete man künstlich den linken Talhang entlang zum Loßburger Sägewerk und damit zum Fischbach und von da zur Lauter-Glatt und dann zum Neckar. Aber das war nur ein letzter Akt des Dramas. Es läßt sich nachweisen, daß die obere Eschach einst ein Einzugsgebiet von mehreren 100 Quadratkilometern besaß, das heute zur Kinzig entwässert wird. Flußgerölle und die Größe der alten Talschlingen bei Dunningen-Lackendorf beweisen es. Das ganze obere Kinziggebiet gehörte einst zum Eschach- bzw. Donaugebiet, da die Eschach früher durch die Spaichinger Pforte zur Donau floß (s. Heimatk. Blätter 1979, S. 202). Den ganzen Ostabhang des mittleren Schwarzwaldes, bis zur tektonischen Kammlinie, entwässerte die Ureschach. Die Kinzig, die heute bis Schiltach ein Einzugsgebiet von 266 km² hat, beraubte die Eschach ihrer wasserreichen Quellbäche. Nur die Lauter blieb der einzige Rest, der heute noch nach Osten entwässert wird.

Von Norden drang die Murg, die Kinzig von Süden erobernd vor. „Was die Kräfte der Tiefe (s. oben) begonnen, das rinnende Wasser hat es fortgeführt" (Georg Wagner). Mitten im Gebirge öffnet sich nun im mittleren Schwarzwald ein Tor zum Rhein. Durch dieses Tor strebte Württemberg in seiner Geschichte immer wieder dem Rhein zu. Schon am Ende des Mittelalters kam Alpirsbach unter württembergischen Schutz. Nach Schiltach, Gutach, Hornberg griff es später mit seinen Grenzpfählen noch weiter in dieser Richtung. Erst in napoleonischer Zeit wurde Württemberg wieder in der breiten Pforte im Gebirge zurückgedrängt, da die Grenzpfähle nach Napoleons Gnaden gesetzt wurden. Heute aber, da die Pfähle beseitigt sind, flutet der Verkehr durch die Pforte hinüber und herüber (Bundesstraße 294).

Von den Fluren um Weilstetten und Roßwangen

Von Fritz Scheerer (Schluß)

So bezeichnet er den Untergrund in „Auf dem Schweichel" (Roßwangen) oder in den „Rotenländer". Das Sumpfgebiet benannte er „Riet" (Ried), „Sulz", „Schlatt" oder „Rohr". Die „Binke" ist ein Graben, Schacht. Wie treffend ist der Name „Blotter" für trüben, morastigen Grund oder der Name „Auf dem See". Der Geländeabfall tritt bald stärker, bald schwächer ins Auge und fand daher im Volksmund nach den Graduntерschieden seine Benennung. Berg bedeutet vielfach nicht nur die Lage auf dem Berg, also in der Höhe, sondern die am Berg, also am Hang und steht dann im Gegensatz zu Tal. Der Hang kann so „Halde" heißen. Der „Bühl" („Deutenbühl", „Burgbühl", „Scheibenbühl", „Schöner Bühl") ist mittelgroß. Der „Bohl" („Kreuzbohl", wahrscheinlich mit einem Bildstock, „Kälberbohl" usw.) bezieht sich auf rundliche Erhebungen, bei denen das „Böle" ein kleiner Bohl ist. Wie scharf war die Beobachtung beim „Jäuchle", einem Durchgang zwischen zwei Anhöhen. Die Steigen führten steil aufwärts. So führte die Lochensteige zwischen Schafberg und Lochen steil hinauf. Erst die 1847 in Notstandsarbeit erstellte Lochenstraße brachte in weit ausholenden Kurven einen besseren Übergang ins Bäratal. Der 1691 erwähnte „Wahlensteig" dürfte ein vorgeschichtlicher Weg sein, der von Balingen über „Walstetten" zur Lochen führte und in Ostdorf seine Fortsetzung hatte.

Waldnamen

Wie Namen ausweisen, muß früher an unseren Bergen nicht ausschließlich reiner, ziemlich artenarmer Nadelwald bestanden haben. Wir haben „Eichensteig", „Buchsteige", „In Erlen", „Im Buchwasen", „Buch", „In Eschen". Der „Hau" ist eine Hiebabteilung im Walde, also ein Waldstück, indem der Reihe nach das ältere Holz herausgeschlagen wurde („Rübhau"). Das „Rüb" ist nach Michael Buck ein Erdrutsch oder Felsensturz. Früher war der Roßwanger „Withau" beim Lochenbrunnen gemeinsames Eigentum der Gemeinden Erzingen und Roßwangen, bis nach den Verträgen von 1573 und 1677 der Erzinger Anteil ausgeschieden wurde. Ein jäher Abhang oder ein Felssturz wird als „Schrot" oder „Schroten" bezeichnet.

Unter den Büschen und Sträuchern werden besonders der Holder („Hölderle") und die Hasel (Haselnußstrauch) erwähnt (Eigenschaftswort „hesel" in „Hesselberg"). Von den Wäldern auf Roßwanger Markung gehörten 1840 etwa 45 Morgen dem Freiherr von Cotta, 48 Morgen der Gemeinde und dem Heiligen und 368 Morgen den Bauern. Der „Lumpenwald" wird, sofern nicht im verächtlichen Sinn für einen verkommenen Menschen gebraucht, ein ziemlich wertloser Fetzen Wald gewesen sein. Anders ist es bei dem „Streitwald", dessen Grenzen öfters umstritten waren.

Mit dieser Beschreibung sind bei weitem nicht alle Flurnamen der beiden Markungen aufgezählt. Allein auf Markung Roßwangen konnten noch vor Jahren 128 Flurnamen gesammelt werden, von denen aber schon wieder einzelne abgegangen sind. Manche können auch heute nicht mehr eindeutig erklärt werden, da sie ihres ursprünglichen Sinnes beraubt sind. Es dürfte aber trotzdem interessant bleiben, sich mit dem Wert und Gehalt der Namen auseinanderzusetzen. Der heimatliche Raum atmet dann den Geist unseres Volkstums in Vergangenheit und Gegenwart, verbreitet Licht über Sprache, Sitte und Geschichte unserer Vorfahren.

Sumpfdotterblume

(Cáltha palústris)

Wer kennt sie nicht, die weithin in ihrem goldenen Gelb leuchtende Sumpfdotterblume, im Volksmund auch „Bachkäther" oder „Schmalzblume" genannt. Ihr Name sagt schon aus, daß sie in sumpfigem Gelände sich wohlfühlt, aber auch an Bachrändern (wie auf dem Bild) oder überhaupt auf feuchtem Grund. Der „Dotter" deutet auf die Farbe der Blüte, die vom zeitigen Frühling bis in den Sommer hinein ihre gelbe Pracht zeigt. Fünf ungeteilte, bis zu drei Zentimeter große Blütenblätter bilden den Schutz für die Stempel und die vielen Staubgefäße. Die meist sieben Fruchtkapseln springen nach der Reife nur nach einer Seite auf und tragen je bis zu 12 Samen. Die großen dunkelgrün glänzenden Blätter sind herz- oder nierenförmig und am Rand deutlich gekerbt. Obwohl die Pflanze giftig ist und von Weidetieren nicht gefressen wird, und der Bauer sie deshalb nicht liebt, werden in manchen Gegenden die grünen Knospen gesammelt, in Essig gelegt und als „Deutsche Kapern" verwendet. K. Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 | 30. April 1984 | Nr. 4

Ausdruckskunst mit leuchtenden Farben

Reichenauer Buchmalerei

Wenn man die Bilder der Buchmalerei vom 8. Jahrhundert an betrachtet und vor allem die ausgereiften Werke des 11. Jahrhunderts sieht, dann staunt man über die Aussagekraft, Lebendigkeit und die Farbgebung dieser Malerei, die nun schon über 1000 Jahre und älter ist. Oft ist zwar die Buchmalerei des neunten und der folgenden Jahrhunderte Nachahmung von christlichen Vorlagen aus Byzanz und Italien, aber es zeigt sich in den vielen Malschulen dieser Zeit doch bald ein ausgeprägter individueller selbständiger Charakter. Deutlich tritt bei dieser Malerei die Betonung der Linie hervor. In die Linie wird aller Ausdruck und alle Energie der Form hineingelegt. Und dazu gehören auch die Schöpfungen der Reichenauer Maler, die man zu den höchsten und eigentümlichsten Leistungen der mittelalterlichen Kunst zählen darf.

In dieser Kunst des frühen Mittelalters ist nicht die Wirklichkeit, die Welt der Erscheinung maßgebend, es kommt ihr nicht auf das Abbild der Natur an, sondern auf die Erfassung des geistigen Gehaltes, auf das Sinnbild. Erst in der Zeit der Ausdruckskunst hat man diese Bilder wieder richtig verstanden.

Otto III. mit geistlichen und weltlichen Würdenträgern (Ende 10. Jahrhundert).

Das Bild stammt aus dem Evangeliar Ottos III. Es ist ein Idealbild der irdischen Majestät. Die Vereinfachung des Kompositionellen wird hier wirksam, Abstraktion der Form auf wenige Linien, Klarheit der Über- und Unterordnung der Teile. Spätantike Einflüsse sind noch spürbar.

Der Evangelist Lukas

Stärker und lebendiger sind in diesem Bild desselben Evangeliars die Bewegung und die Fülle des Geschauten, das beinahe grünewaldisch anmutet. Lukas erscheint in einer Glorie und trägt in seinen ausgebreiteten Armen die

Otto III. mit geistlichen und weltlichen Würdenträgern, Ende 10. Jahrhundert.

Evangelist Lukas um 1000

Fülle und den Glanz der himmlischen Erscheinungen: Engel und Propheten des Alten Testaments und inmitten das Symbol des Evangelisten, den Stier. Unten trinken die Tiere des Waldes aus dem Quell des lebendigen Wassers. Der großartige Reichtum dieses Bildes und die beinahe dämonische Gewalt des ganzen sind primär reichenauisch. Die selbständige

Verkündigung an die Hirten

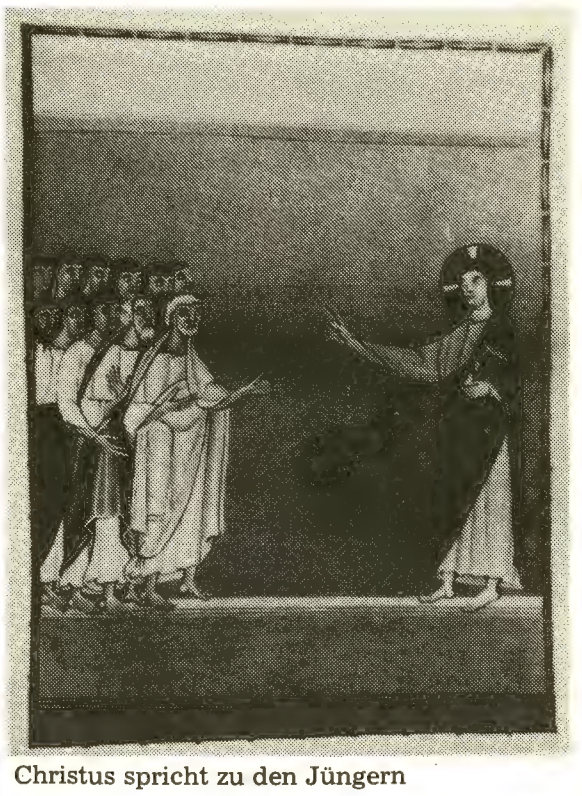
Kraft und innere Größe dieser Malerei zeigt sich hier schon sehr deutlich.

Verkündigung an die Hirten (1007 oder 1014).

Dieses Bild aus der Prachthandschrift, dem Perikopenbuch, das Heinrich II. für sein neugegründetes Stift in Bamberg auf der Reichenau herstellen ließ, stammt aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts. Eine neue weitergeführte Auffassung zeigt sich hier: monumentale Vereinfachung, große Formen, die sich meist vom einfachen Goldgrund abheben, höchste Ausdruckskraft der Gebärde, Majestät und Größe des Göttlichen, im Engel dokumentiert, die Menschen kleiner und empfangend in der Gebärde der Hände ausgedrückt, die Linienführung.

Christus spricht zu den Jüngern (1007 oder 1014).

Diese Belehrung der Jünger durch den Meister ist wohl nie zu einer solch spannungsreichen künstlerischen Aussage gelangt wie auf diesem Bild. Die Ausdruckskraft des Mittelalters erreicht in dieser Intensität ihren Höhe-

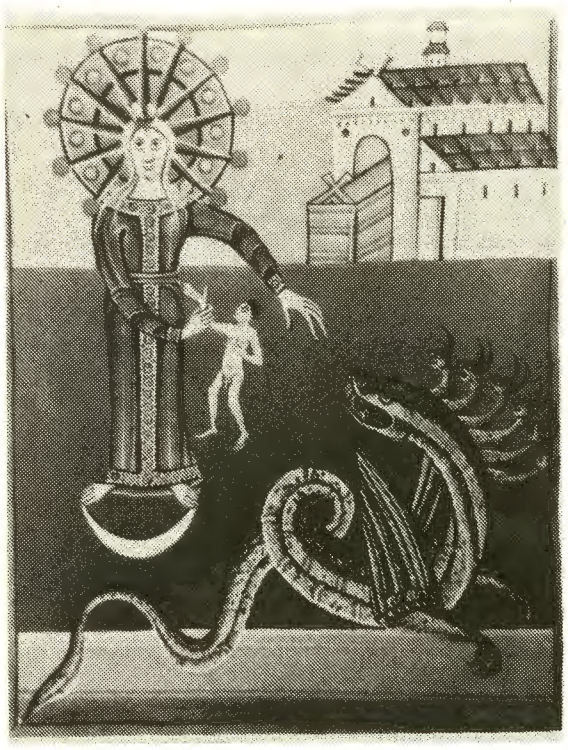


Christus spricht zu den Jüngern

punkt. Der Künstler arbeitet mit betonten Richtungskontrasten und mit dem Gegensatz von leerer und gefüllter Fläche. Die Szene spielt sich vor dem Goldgrund ab, über dem der blaue Himmel und unten die grüne Erde sichtbar werden. Dieses Bild stammt ebenfalls aus dem Perikopenbuch.

Das apokalyptische Weib (um 1018).

Die Bamberger Apokalypse, die in der Bibliothek in Bamberg aufbewahrt wird, stammt auch aus der Malschule der Reichenau und ist ebenso eine Stiftung Kaiser Heinrichs II. an sein neugegründetes Stift in Bamberg. Die Handschrift enthält 50 großartige Abbildungen, die jeden Betrachter faszinieren. Hier erscheint die Weltenmutter, das apokalyptische Weib, von dem es in der Offenbarung 12 heißt: „Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel: ein Weib mit der Sonne bekleidet,



Das apokalyptische Weib

Der Strom des lebendigen Wassers.

Fotos: Wedler

und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen . . . Und es erschien ein ander Zeichen im Himmel, und siehe ein großer roter Drache, der hatte sieben Häupter und zehn Hörner . . . Und der Drache trat vor das Weib, das gebären sollte, auf daß, wenn sie geboren hätte, er ihr Kind fräße. Und sie gebar einen Sohn, ein Knäblein, der alle Heiden sollte weiden mit eisernem Stabe. Und ihr Kind ward entrückt zu Gott und seinem Stuhl . . ."

In den Sprüchen Salomos Kap. 8, 22-23 wird die Weltenmutter gleichgesetzt mit der Weisheit, die von Anfang an, vor der Erschaffung der Erde, da war. In der griechischen Mythologie ist Gäa die Erdenmutter, allerdings in anderer Deutung.

Hier überrascht wieder die Darstellung und die Reduzierung auf das Wesentliche. Das Kind ist schon ein ausgewachsener Mann, der die Menschheit vertritt und von der Erdenmutter vor dem Drachen in Schutz genommen wird. In der spätgotischen Malerei und Plastik wird die „Gottesmutter", also Maria, sehr oft auf der Mondsichel stehend, und einigemal, so z. B. im Münster zu Überlingen die Madonna aus dem Elisabeth-Altar, mit dem Sternenkranz um das Haupt dargestellt, eine Angleichung an das apokalyptische Weib, obwohl die Sinngebung jeweils eine andere ist. Die Weltenmutter ist das kosmische überirdische Wesen und ein Urphänomen menschlicher Entwicklungsprozesse.

Der Strom des lebendigen Wassers
(aus der Bamberger Apokalypse).

Dieses Bild zeigt oben in der Mitte vor dem blauen Himmel und vor dem Goldgrund den thronenden und segnenden Christus von zwei Engeln flankiert, die im Himmelsraum schweben. Der Strom des lebendigen Wassers fließt zu den Menschen und zu den Bäumen, die eigenartig stilisiert sind. In der Offenbarung 22, 1-9 heißt es: „Und er (der Engel) zeigte mir einen Strom des Lebenswassers, klar wie Kristall, der ging von dem Thron Gottes aus. Inmitten ihrer Straße und auf beiden Seiten des Stromes standen Bäume des Lebens, die zwölfmal Früchte tragen. Monat für Monat tragen sie ihre Früchte und die Blätter der Bäume dienen den Völkern als Heilmittel . . . Und sie werden sein Angesicht schauen, und sein Name wird auf ihren Stirnen sein . . ."

Es ist hier nicht der Platz, eine Deutung der Apokalypse zu geben, es soll vielmehr auf die Schönheit und Erhabenheit dieser Kunstwerke hingewiesen werden, die sich in den Büchern, im Gegensatz zu den Fresken dieser Zeit, ganz hervorragend erhalten haben. Auch in diesem Bild unterstreichen die Farben das Geschehen, das vom Gottessohn über die Erde und den Menschen zum helfenden Engel und damit wieder zum Himmlischen führt. In diesen Bildern wird nicht Realität im Sinne von Wirklichkeit aufgezeigt, sondern eine geistige Realität, die der Künstler versucht, sichtbar bildhaft auszudrücken. Linie, Gestalt und Farbe gelangen zu einem monumentalen, dynamischen Ausdruck, der jedem Betrachter Bewunderung abnötigt.

Kurt Wedler

Von unseren Burgen

Von Fritz Scheerer

Die auf bewaldeten Bergkuppen oder auf schroffen Felsabstürzen liegenden Burgruinen mit ihren verwitterten Bergfrieden und geborstenen Mauern zählen zu den beliebtesten Wanderzielen. Wer unsere engere Heimat durchwandert, kann feststellen, daß einst bei uns die Zahl der Burgen groß war. Auf den Höhen über dem Eyachtal um Burgfelden und Lautlingen häuften sich die Höhenburgen. Es mag ein stolzer Anblick gewesen sein, als noch von beinahe jeder Bergspitze eine Burg heruntergrüßte, allen voran die mächtige Schalksburg.

Innerhalb der Stadtmauern fanden sich Stadtburgen. Sie lagen in einer Ecke der Stadtbefestigung und verstärkten diese. Wir wissen zwar nicht, wann sie erbaut wurden. In vielen Fällen werden sie wohl mit der Stadtgründung vom Stadtherrn angelegt worden sein. Auf jeden Fall waren sie aber im 15. Jahrhundert vorhanden.

Alle diese Burgen sind Denkmäler mittelalterlicher Kultur und Kunst. Sie sind aus sehr realen Überlegungen entstanden. Der Anlaß zu ihrer Erbauung war stets der harte Daseinskampf, die Notwendigkeit sich vor Überfällen zu schützen und gleichzeitig Ausgangsbasen für eigene Angriffe auf gegnerische Stützpunkte zu schaffen. Verteidigung und Angriff bestimmten darum auch das Schicksal fast aller Burgen.

Wehrbauten gab es schon in den Frühzeiten der Menschheitsgeschichte. Wir kennen keltische und prähistorische Befestigungen, wie die Ringwälle auf dem Gräbelesberg. Auf deutschem Boden waren es die Römer, die als erste- bei ihren Verteidigungsanlagen die Steinbautechnik in ihren befestigten Truppenlagern, den Kastellen, mit Mauern, Toren und Türmen anwandten, so z. B. im Kastell Burladingen. Ammian Marcellinus berichtet, daß sich die Alamannen nach der Besitznahme unserer Heimat vor den heranrückenden römischen Heeren öfters auf schwer zugängliche Berggipfel zurückgezogen haben. Es wird sich dabei um ältere Wallungen aus keltischer Zeit handeln, die sie benützten. So muß die Lochen während des 3. und 4. Jahrhunderts aus Sicherheitsgründen von den Alamannen aufgesucht worden sein, wie die Funde der Ausgrabungen von 1882 (O. Fraas) und 1923 (Gößler, Bersu) beweisen. Auch der Runde Berg bei Urach und der seit ältesten Zeiten immer wieder bewohnte Goldberg bei Nördlingen sind im 6. und 7. Jahrhundert wieder belegt worden. Eine bronzene Riemenzunge aus alamannischer Zeit, die nach ihrem Verzierungsmuster dem 7. Jahrhundert zuzuweisen ist, dürfte für ein Aufsuchen der keltischen Fliehburg auf dem Gräbelesberg im frühen Mittelalter sprechen. 793 wird u. a. bei den Schenkungen Peratoldus (Bertholds) an das Kloster St. Gallen die „Nehhepurc) (Neckarburg) bei Rottweil genannt. Bei Straßberg wird 853 der Ort „Burc", der sich an eine ältere Burg angeschlossen hatte, mit einer Kirche der heiligen Verena erwähnt. Der Schenker schürft dem Abt ein, den Platz „je dilligentu ex studiosissimi" in baulichem Zustand zu halten. Auf eine ähnliche alte Burg mag der Ortsname Burgfelden hinweisen. Auch die Burg „Winzeln" hinter der Lochen, deren Name noch in der im Hochmittelalter auf dem Schwammstotzen errichteten Burg Wenzelstein steckt, dürfte mindestens schon im 10. Jahrhundert vorhanden gewesen sein, denn die edelfreien Herren von Winzeln, die eine Vorliebe für den Vornamen Landold zeigen, stammen mit einiger Wahrscheinlichkeit von dem um 991 verstorbenen Grafen Landold im Thurgau und waren nahe Verwandte der damals in Burgfelden herrschenden Habsburger und der Vögte der Reichsabtei Reichenau, die das Schwarzwaldkloster St. Georgen stifteten.

Diese ersten aristokratischen Herrensitze, die als Burgen angesehen werden können, waren wohl noch nicht ganz aus Stein erbaut, hatten aber Wall und Graben. Holz- oder Fachwerkbauten mögen ursprünglich auch die meisten Burgen des Ortsadels gewesen sein, der vom 11. Jahrhundert an bezeugt ist. So mag der Balinger Ortsadel, der 1140 mit „Arnoldus de Baldingen" erstmals erwähnt wird, wohl an der am Hang liegenden Flur „Burgenwand" (1565 Burckenwang) seine Burg gehabt haben. Eine ehemalige Burg in Leidringen könnte das um 1500 erwähnte, beim Dinghof gelegene „Steinhaus" gewesen sein, das vielleicht von dem mit den oben genannten Landolden verwandten Eberhard von Seedorf 1087 dem Kloster St. Georgen geschenkt wurde und das Kloster damit seinen ersten Besitz in Leidringen hatte.

Fränkische Befestigungen sind im 9. Jahrhundert die in der Bertholdsbaar errichteten Königshöfe, wie der an der Donau am Fuße des Fürstenbergs in Neidingen oder am oberen Neckar in Rottweil, Epfendorf usw. Sie werden als „villa" (Villa Nagaltuna) oder als „curtis" (großer Hof) genannt und waren durch Wall und Graben geschützt.

Die Ortsburgen wurden später fast alle aufgegeben. Die Herren von Balingen verzogen schon bald nach Rottweil, wo sie eine der führenden Patrizierfamilien wurden. Sie sind wohl zur Zeit der Stadtgründung (1255) vertrieben worden.

Mit dem Anwachsen der Macht des Adels und der Erweiterung seiner Herrschaftsbereiche, nicht zuletzt aber auch durch die unsicheren Verhältnisse und die stete Bedrohung durch innere und äußere Feinde wurden die Burgen umfangreicher und in ihren Verteidigungsanlagen stärker. Vom 11. Jahrhundert an erbauten die adligen Geschlechter steinerne Wehrbauten auf Bergen (Höhenburgen). Einzelne Ortsadelsburgen wie in Geislingen wurden zu starken Wasserburgen ausgebaut.

Die Höhenburgen richteten sich in ihrer Anlage zwangsläufig nach der Bodenbeschaf-

fenheit und nach dem ihnen durch den Berggipfel oder die Felsplattform zugewiesenen Raum. Dementsprechend wurden sie entweder weitläufig angelegt oder wiesen auf engstem Raum dicht aneinandergedrängte und oft bis zu fünf Stockwerke hohe Gebäude auf. Wo das Gelände es zuließ oder erforderte, legte man trockene Gräben um sie herum. Von Jahrhundert zu Jahrhundert mußten sich die Burgenbauer nach dem Stande der Angriffs- und Verteidigungstechnik richten. Innenarchitektonische Überlegungen, also insbesondere die wohnliche Gestaltung der Räume, waren anfangs Fragen sekundärer Bedeutung. Die behagliche, ja prachtvolle Einrichtung der Gemächer und die Schaffung von Festsälen blieben einer späteren Zeit vorbehalten und beschränkten sich dann vorwiegend auf Fürstensitze. Wir finden so neben kleinen Burgställen, wie z. B. Tiefenberg im Stunzachtal, große Steinhäuser, so auf dem Schloßberg zu Tailfingen, während die umfangreichste Anlage in unserem Gebiet, die Schalksburg, eine stattliche Doppelburg für die Grafen von Zollern und das Haus ihrer Ministerialen war.

Seine Blütezeit erlebte der Burgenbau im 12. und 13. Jahrhundert. Neben der verteidigungstechnischen Vervollkommnung der Burganlagen wurde jetzt in wachsendem Maße Wert auf Wohnlichkeit und repräsentative Ausgestaltung gelegt. Die Burg wurde Herrensitz und Herrschaftsmittelpunkt (Schalksburg). Zu ihrer militärischen Aufgabe kamen Funktionen als Wirtschaftszentrale und als administrativer Mittelpunkt. Sie ist Wohnsitz eines gehobenen Standes und Kern eines selbständigen politischen Territoriums von hoher Bedeutung (Schalksburg, Zoller, Hohenberg).

Im 15. Jahrhundert war die Zeit des Burgenbaus vorbei. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts gab es Pulvergeschütze, die zwar keine sofortige Entwertung der Burgen bedeuteten, aber die Zahl der sicheren Burgen einschränkte und eine neue befestigungstechnische Anpassung erforderte. Die Feuerwaffen schufen einen neuen Burgentypus. Die „Spornstellung", die eine Beschießung von der Hochfläche her zuließ, ist ungünstiger geworden. Bedeutung erhielten gipfelstehende Burgen, bei denen die ganze Gipfelfläche in den Burgenraum einbezogen werden konnte. Es entstanden geräumige Vorburgen, die Mauern mußten durch Rund- und Ecktürme mit Schießscharten flankiert werden (Hohennagold, Hornberg bei Tuttlingen usw.). Hinzu kam, daß die Städte den Burgen militärisch den Rang abzulaufen drohten, da sie den Vorteil der größeren Verteidigerzahl hatten und die Kosten für die Erhaltung der Wehranlage von der Stadt zu tragen waren.

Die meisten Höhenburgen wurden daher schon im 14. und 15. Jahrhundert wieder aufgegeben. Mit der Verdrängung des Adels aus unserem Bezirk blieben Burgen nur noch in den Städten und den wenigen ritterschaftlichen Orten. Diese wurden im Laufe der Zeit, wie in Geislingen, zu Schlössern umgebaut. Sie haben dabei ihren Wehrcharakter verloren. In den Städten wurden die Schlösser Amtssitze, in den Ritterorten waren sie noch Wohnsitze des Ortsadels (Geislingen, Lautlingen, Dotternhausen, Zimmern unter der Burg usw.).

Die Schalksburg

(Siehe auch Heimatkundliche Blätter von Februar und März 1955: „Mittelalterliche Burgen" von Wilhelm Wik).

Die Schalksburg dürfte um 1100 erbaut worden sein und war Mittelpunkt einer Herrschaft. Um 1250 kamen Burg und Herrschaft an die Grafen von Zollern, 1266 wird sie zum erstenmal als Grafensitz der Zollern genannt. In der Erbteilung Graf Friedrich des Erlauchten von Zollern im Jahre 1288 erhielt sein Sohn Graf Friedrich der Junge neben der Herrschaft Mühlheim an der Donau die Herrschaft Schalksburg. Dieser begründete die Nebenlinie der Zollern, die Zollern-Schalksburglinie, die mit Friedrich Mülli (gestorben 1408, Beiname von Mühlheim) endete. Das wichtigste Ereignis in ihrer Geschichte war 1403 der Verkauf der Herrschaft (Feste Schalksburg, Stadt Balingen und 16 1/2 Ortschaften) um 28 000 Goldgulden an den Grafen Eberhard den Milden von Württemberg. Damit hatte Württemberg eine Abrundung seines Besitzes im Balinger Raum erreicht (1317 Rosenfeld mit Kleinem Heuberg und Ostdorf erworben, 1367 Ebingen).

Die Zollerngrafen wohnten zunächst auf der Burg, die wahrscheinlich zu Ende des 13. Jahrhunderts zur Doppelburg für die Grafen und ihre Dienstleute, die Ritter von Schalksburg, ausgebaut wurde. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wohnten jedoch die Grafen vorzugsweise in Balingen, wo auch die letzten männlichen Nachkommen nach ihrem Tode beigesetzt wurden. Die Ritter von Schalksburg treten 1226 für die Grafen von Hohenberg und 1252 für die von Veringen auf. Nachweislich von 1266 an sind sie Dienstleute der Zollerngrafen. Der von 1347 bis 1385 bezeugte Burkhard von Schalksburg hatte ein festes Haus in Streichen und war dort ansässig (im „Schlößle" auf den „Hinterwiesen" oder auf dem Gewann „Bürgle"). Sein Sohn Werner nahm den Namen „von Rosenfeld" an. Im Mannesstamm blühte das Geschlecht bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts.

Wenige Jahre nach 1288 erscheint die Schalksburg als ein „wehrlich" Haus. Drei Gräben, teils in die Felsen eingehauen, schützten den einzigen Zugang, den schmalen Sattelweg von Burgfelden her. Hinter dem letzten Graben sicherte den Toreingang ein viereckiger Turm mit gewaltigen Bossenquadern, der 1960 wieder instandgesetzt und zum Aussichtsturm ausgebaut wurde. Von den Ringmauern sind nur noch Reste an der Westseite des Berges erhalten. Schon das Wappen der Ritter von Schalksburg mit einem Tor und zwei Türmen ist ein Zeichen der ehemals mächtigen mittelalterlichen Burg, des „Castrums Schalksburg".

Zur Einrichtung der Burg gehörten eine Bäckerei, eine Mühle mit Hand- und Pferdebetrieb und eine Schloßkapelle. Die Einwohner von Burgfelden, Laufen, Pfeffingen, Streichen, Zillhausen und Stockenhausen waren zu Baufronen verpflichtet. Diese bestanden in der Beifuhr aller Baumaterialen, also von Sand, Holz, Steinen, Kalk und ähnlichem. Später wurden auch die acht Dörfer Oberdigisheim, Tieringen, Hossingen, Meßstetten, Winterlingen und die drei Talgangorte zu Fronen herangezogen. Die Beschaffung des Brennholzes die im Fällen, Zuführen und Kleinschlagen des Holzes bestand, ist im 16. Jahrhundert neben den Weinfuhren die einzige generelle Burgfron. Um die Bedeutung der Fron für Brennholz zu ermessen, möge daran erinnert werden, daß Holz das einzige Brennmaterial war und daß die Heizung auf der sturmumwehten Burg mit ihren Steinhäusern große Mengen erforderte und die Heranschaffung auf den Berg mühsam war.

Durch den Erwerb der Gipfelburg Hohenkarpfen durch Württemberg (1444), der Burg Albeck bei Sulz (1478) und den Bau der ersten Festung auf württembergischem Gebiet, des Honbergs über Tuttlingen, im 15. Jahrhundert war das Spannungsfeld zwischen Württemberg und Habsburg, das 1381 die Grafschaft Hohenberg erworben hatte, weiter nach Südwesten verlagert. Die Schalksburg verlor dadurch ihre militärische Bedeutung. Sie wurde zwar nicht verkauft, aber 1458 an Ulrich von Rechberg um 12 000 Gulden verpfändet, wodurch die Möglichkeit bestand, sie wieder in Besitz zu nehmen.

Nach Ulrichs Tod geriet sein streitlustiger Bruder, der neue Pfandinhaber Hans von Rechberg, 1464 in eine Fehde mit Niklas von Zollern, in deren Verlauf die „Veste" nach zweimonatiger Belagerung gebrochen wurde. Nach dem Friedensschluß sollte sie auf Kosten der Rechberg wieder instandgesetzt werden. Doch wegen Mangels an Mitteln wird die Burg nur bescheiden wieder aufgebaut worden sein. Schon die niedrigere Pfandsumme (10 000 Gulden) unter Hans von Bubenhofen und unter Graf Eitel Friedrich II. von Zollern (nur 6000 Gulden) dürften Beweis hierfür sein. Zu dieser Zeit hat sich eine tragisch endende Liebesgeschichte auf der Burg zugetragen. Wolf Eisenbart von Falkenstein hatte als Burgvogt eine Schwester der Bubhofen zu bewachen, knüpfte jedoch mit ihr ein Liebesverhältnis an. Er wurde gefangen gesetzt und stürzte bei einem Fluchtversuch von den steilen Felsen in den Tod.

Bei der Verpfändung an die Bubenhofen schimmert die Spannung zwischen den Interessen des Pfandinhabers und des Pfandeigentümers durch: „Hans von Bubenhofen und sin Erben mögen sich das . . . Schloß wider menigklich begruchen und behelfen zu allen Ihren notdurft und geschäften", doch nicht gegen die Herrschaft Württemberg, „es wäre denn das wir selbs unterstanden, sie zu Unrecht zu vergewaltigen oder daß Inen die Verschreibung . . . von uns nit gehalten wurd". Der Einsatz der Burg im Interesse des Pfandinhabers ging dem Gebrauch des Landesherrn vor. Das Pfand war vererblich, kann aber nicht veräußert werden (WR. 6696).

Nach langem Streit mit den Zollern, die einige Zeit eine Hofhaltung auf der Burg eingerichtet hatten, löste Herzog Christoph 1554 das Pfand ein, und die Burg blieb fernerhin württembergisch. Aber schon 1556 faßte der Herzog den Entschluß, auf der Burg keine Arbeiten mehr zu unternehmen und sie abgehen zu lassen. Damit war ihr Schicksal besiegelt. Sie war dem Verfall preisgegeben. Für die umliegenden Dörfer diente sie als Steinbruch. Im Landbuch von 1624 heißt es bereits: „Schalksburg ein alt abgegangen Schloß, noch ziemlich viel Gemäuer, auch der Zwingel und Grab darum zu sehen, dabei 10 Mannsmahd Wiesen und ein Viehweid, darauf man auf die 12 Stück Vieh halten kann". Der Verfall war nicht mehr aufzuhalten. Heute zeugen nur noch Turm und Mauerreste von „verschwundener Pracht".

Niederadelsburgen

Die Tierberg. Die Burg auf dem Felsvorsprung über Lautlingen, nur durch einen breiten Graben von der Terasse zum Tierberger Hof getrennt, hatte keinen großen Umfang und war wahrscheinlich ohne Bergfried. Von ihr sind allerdings keine sichtbaren Reste mehr vorhanden. Da sie nur bescheidene Räume für Wohnzwecke hatte, wird vermutet, daß der Hauptsitz des weitverzweigten Rittergeschlechts bald nach Lautlingen verlegt worden ist. Auch von der Kapelle des Hl. Ulrich, die 1337 in einem Ablaßbrief genannt wird, ist nichts mehr erhalten. Nach 1630 müssen Burg und Kapelle abgegangen sein.

Um 1300 dürften die Herren von Tierberg auf einer nördlich von Lautlingen gelegenen Bergkuppe, dem Kugelbergle, eine zweite Burg, Wildentierberg, erbaut haben, die 1313 erstmals erwähnt wird. Der unterscheidende Namen „Altentierberg" kam erst 1338 auf. Eine weitere Burg, „Neuentierberg", wird 1362 genannt und stand entweder auf dem „Vogelfelsen", wo zwei Gräben von 8 auf 8 Meter vom Berg trennen, oder am Abhang des Heersbergs, auf der gegenüberliegenden Talseite. Zur Burg Wildentierberg wurde auf dem Ochsenberg ein Wirtschaftshof erbaut.

Alle drei Burgen gehörten nachweislich im 14. Jahrhundert den Herren von Tierberg, die in ihrem Wappen ein Reh oder eine Hirschkuh führten und sich in verschiedene Linien verzweigten. Bei der Erbauung der nur 4 km auseinanderliegenden Burgen ging es einfach darum, den verschiedenen Zweigen des sich rasch vermehrenden Geschlechts ritterwürdige Sitze zu verschaffen. Der althergebrachte Familienname „Tierberg" wurde auf die neuen Burgen übertragen.

Lichtenstein. Ähnlich, wenn auch in größerem Rahmen, steht es mit den vier Burgen Lichtenstein, die sich auf und vor der Alb finden. Bei Gauselfingen über dem rechten Fehlatal liegt eine Doppelburg, „Vorder- und Hinterliechtenstein", über Honau der bekannte Lichtenstein, eine dritte bei Neidingen und eine vierte bei Betra im früheren Kreis Hechingen. Alle vier Burgen gehörten ein und demselben Geschlecht.

Bubenhofen. Im Stunzachtal bei der Heiligenmühle finden sich Reste der einstigen Burg Bubenhofen, zu der ein Burgweiler mit eigener Markung, eine Mühle und eine Kapelle

der Hl. Agathe gehörten. Die Herren von Bubenhofen stammten aus Oberschwaben. Sie hatten bedeutenden Besitz in unserer engeren Heimat (Balingen, Geislingen, Dotternhausen, Roßwangen, Dürrwangen usw.), dann im Laucherttal und spielten in württembergischen Diensten eine große Rolle. Im Falle der Übertragung des Namens muß die ganze Anlage um 1200 erbaut worden sein. In seinem Wappen führte das überaus wohlhabende Geschlecht, das bis 1814 in der Gmünder und Göppinger Gegend, jedoch verarmt, blühte, zwei fünfmal gebrochene rote Querbalken in silbernem Feld. Die Burg wird nach 1430 abgegangen sein, gleichzeitig wohl auch der Burgweiler bis auf die Mühle (Heiligenmühle). Die Kirche war 1583 schon fast ganz verfallen. Im Namen der Wirtschaft „Zur Burg" wird die Erinnerung an den Herrensitz wachgehalten. Ein halbrunder Hügel und einige Gräben bezeichnen heute noch den Standort der Burg.

Roßwangen. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts erbauten die Ritter Walger von Bisingen, aus dem Geschlecht der Kerus, auf dem „Burgbühl" eine Burg. Um sich höhere Einnahmen zu verschaffen, hätten sie eine große Anzahl von Äckern mit Gewalt an sich gebracht, von denen die meisten dem Kloster St. Blasien gehörten. Nachdem die Burg zerstört und Baldabert gestorben war, hätten sie auf die Hälfte der widerrechtlich angeeigneten Güter zugunsten des Klosters verzichtet. Aus den restlichen Gütern entstand das spätere Rittergut Dotternhausen-Roßwangen, das einige Zeit die Herren von Bubenhofen besaßen.

Burg Rohr. Auf Bisinger Boden, wo noch heute die Flurnamen „Burgstall" und „Schlößlewald" vorhanden sind, wird 1303 die Burg Rohr erwähnt, die 1342 nur noch ein Burgstall war. Zu ihr gehörte ein Gut, das 1416 von Friedrich von Zollern an den Balinger Vogt Heinrich Sätzli verkauft wurde. Teile des Burgzubehörs sind der Engstlatter Markung einverleibt worden.

Hammerstal. Im Hochmittelalter erbauten sich die Herren von Anhausen (abgegangen bei der Böllatmühle) auf dem vorspringenden Sporn links des Eyachtales die Burg Hammerstal, die um 1500 Uelinsburg genannt wird. Von der Burg sind nur noch der Burggraben und der Namen übrig geblieben. Das Geschlecht der Uelin (Jehle) ist im Reutlinger Patriziat aufgegangen.

Illisburg. Nordwestlich von Endingen liegt die Höhe Illisburg, die 1508 Ulinsburg genannt wird. Sie dürfte eine Burg getragen haben, die nach den Uelin von Grosselfingen benannt war, die Erben des Endinger Ortsadels, der Sölren, sein können und die oben genannte Burg Hammerstal und in Endingen Rechte besaßen.

(Fortsetzung folgt)

Die Herzöge von Teck am oberen Neckar und auf dem Kleinen Heuberg

Von Fritz Scheerer (Schluß)

1371 verkauft dann Herzog Conrad von Urslingen dem Herzog Friedrich von Teck für 11 500 lb. hlr. Wassneck, Waldmössingen, Beffendorf, den Hof Herdern, Oberndorf das Dorf, Brandeck die Burg, Bochingen das Dorf und die Kastvogtei über das Kloster Alpirsbach, der dann 1374 dem Abt Jerg des Klosters St. Gallen durch seinen Oheim, den Grafen Friedrich von Zollern-Schalksburg, das Schenkenamt mit der Stadt Oberndorf und deren Zugehörden aufsendet und bittet, daß der Abt seinen Oheim, den Grafen Ruodolf von Hohenberg, dem er die Stadt Oberndorf verkauft hat, belehne (Wartmann 4 S. 167). Damit hatten die Herzöge von Teck im Raum des oberen Neckars ihren letzten Besitz verloren.

Die höchste Blüte erreichten die Herzöge von Teck im 13. Jahrhundert unter den Hohenstaufen und Rudolf von Habsburg. In dieser Zeit ist von ihnen wohl auch Oberndorf zur Stadt erhoben worden. Die Stadt hat daher das teckische Wappen im Siegel, das am alten Rathaus angebracht ist. Das ältest erhaltene Originalsiegel stammt aus dem Jahr 1317 (A 470 Nr. 543) und zeigt den geweckten Schild, das Spiegelbild des Schildes, den Hermann der Alte im Wappen hat und den vor ihm sein Vater Ludwig im Siegel führte. Ludwig tritt im Jahre 1272 als Stadtherr auf. Er befreit die Nonnen des Predigerinnenklosters Oberndorf, das in der **Stadt** bei der Michaelskirche liegt, mit Einwilligung der Bürger von der Steuer und von allen, der Stadt zu leistenden Abgaben (WUB 11, 5675). Hermann der Alte ist es auch, der am 10. September 1300 das Stadtrecht von Oberndorf, das „von alter har ist komen", bestätigt (WUB 11 Nr. 5517). Er und seine Söhne Ludwig und Hermann belassen der Stadt ihre Rechte und Freiheiten und wollen die übliche Steuer erheben (70 lb. Tüb. Pfg.). Darüber hinaus solle den Bürgern nichts gegen ihren Willen abverlangt werden. Bußen für Freveltaten, Stellung für Geleit usw. werden festgesetzt. Die ganze Fassung der Urkunde spricht dafür, daß Oberndorf lange vorher Stadt geworden war. Denn in einer Urkunde von 1277 wird Oberndorf „civitas" genannt, als Abt Volmar und der Konvent des Klosters Alpirsbach den Bürger Hermann Hack, genannt Hacke, von Oberndorf mit einer dortigen Mühle belehnt. Die Oberndorfer Familie Hack (Hagg) wird erstmals 1254 urkundlich erwähnt und dürfte mit den Maiern von Waseneck stammesverwandt sein. 1251 verkündet Herzog Ludwig von Teck den Schiedsspruch über die zwischen dem Ritter Volmar von Brandeck, dem Lehensmann des Edlen Egiloff von Wartenberg, einerseits und dem Abt Berthold sowie dem Konvent des Klosters Alpirsbach andererseits strittige Gerichtsbarkeit zu Dornhan, indem er als bindend verkündet, was Walther, ehemals Schultheiß von Oberndorf, jetzt Mönch in Alpirsbach, H. Ritter von Bochingen und Walther genannt Mullin über die Rechtsverhältnisse in Dornhan zur Zeit des Grafen Hermann von Sulz und seines Sohnes Alwig aussagen (WUB 4 Nr. 1162). Nachdem hier ein Schultheiß bezeugt ist, muß Oberndorf von den Herzögen von Teck vor 1251 zur Stadt erhoben worden sein.

Zusammenfassung

Wir sehen, es sind verhältnismäßig wenig Urkunden über den Besitz der Herzöge von Teck am oberen Neckar und dem Kleinen Heuberg vorhanden. Die Urkunden sind meist Veräußerungsbriefe. Als die Herzöge von Zähringen im 12. Jahrhundert zur Ausstattung eines jüngeren Sohnes Gebiete vom Gesamtbesitz abtrennten, wurde für die Herren von Teck zwar die anspruchsvolle Bezeichnung Herzog geschaffen, nicht aber die fürstliche Machtbasis. Die schmale Grundlage des wohl vornehmen Geschlechts, das kraft seines Ranges zwar die deutsche Königskrone beanspruchen mochte, führte zu immer stärkerer Zersplitterung, ja zum Ausverkauf.

Im 14. Jahrhundert wird das „Herzogtum" Teck zum hart umkämpften Eckstein zweier Rivalen: Habsburg und Wirtemberg. Schließlich trägt die Zähigkeit der württembergischen Grafen den Sieg davon. Im 15. Jahrhundert erlischt das Haus der Herzöge von Teck fern der Stammheimat. Die Grafen von Württemberg werden 1495 Herzöge. Es wird aber kein „neues" Herzogtum geschaffen. Sie verbinden den „Grafen von Wirtemberg und Herzög von Teck" mit der Tradition eines erloschenen und stammfremden Hauses.

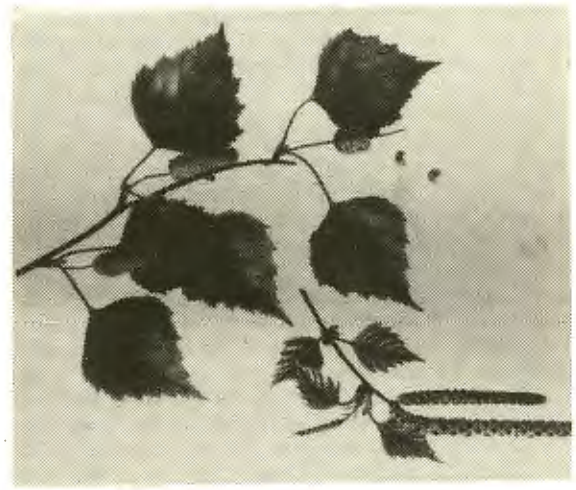
Auf dem Kleinen Heuberg wurde der südlichste Eckpfeiler der Herrschaft Württemberg um Rosenfeld geschaffen, zu dem kaum 100 Jahre später die Herrschaft Schalksburg kam. Schon 1367 waren Ebingen, 1387 Winterlingen und dann 1418 Meßstetten, Hossingen und Tieringen württembergisch geworden. Damit war ein Sprungbrett für weitere württembergische Erwerbungen geschaffen. Um jene Zeit erfolgte auch die Ausbildung der Ämter. Ostdorf, das zum Amt Rosenfeld gehört hatte, wurde zum Amt Balingen gezogen, ebenso Winterlingen.

Durch den Erwerb von Hohenberg durch Herzog Leopold von Österreich im Jahre 1381 wurde Habsburg Nachbar. Die Stadt Oberndorf mit den vier Orten Altoberndorf war schon 1374 österreichisch geworden. Daß diese Gebiete, die an den Grenzen Württembergs lagen, in beträchtlichem Maß von ihm umschlossen waren, einem auf Vermehrung ausgehenden Geist Württembergs in die Augen springen mußte, leuchtet ein. Doch Versuche einer Erwerbung während des Dreißigjährigen Krieges und 100 Jahre später unter Herzog Karl Alexander erreichten ihr Ziel nicht. Erst in napoleonischer Zeit (1805) konnte Kurfürst Friedrich für geleistete Gefolgschaft und Waffenhilfe neben anderem auch den begehrten Besitz Hohenberg und den Raum am oberen Neckar als Geschenk übernehmen.

Literatur u. a.:
Gründer, Irene; Studien zur Geschichte der Herrschaft Teck
Glatz, K.: Geschichte des Klosters Alpirsbach
Kreisbeschreibung Balingen
Pfaff, K.: Geschichte der Herzoge von Teck
Schmid, L.: Monumenta Hohenbergica
Württ. Regesten (WR)
Württ. Urkundenbuch (WUB)

Birke

(Betula alba)



Die Birke ist der zarteste, lieblichste Baum unserer Wälder, erfreut sie uns doch mit ihrem weißen Stamm, den wohlgegliederten Ästen und den locker hängenden Zweigen. Sie ist eine Zierde der Wälder, der Parks und auch unsrer Gärten. Vor allem in Skandinavien ist sie zu Hause, und dort, wie bei uns, trifft man sie auf trockenen und feuchten Standorten. Die trockenen Boden liebende Birke ist die „Weiß-Birke", die den feuchten Boden bevorzugende (in Mooren) die „Weichhaarige Birke", deren Blätter im Frühstadium behaart sind. Die angenehm riechenden Blätter sind langstielig, dreieckig rautenförmig und gesägt. Sie werden gesammelt gegen Wassersucht, Gicht, Rheuma, Nierenentzündung und Blasenkatarrh. Noch begehrter ist aber der Birkensaft aus dem Stamm, der in der Kosmetik Verwendung findet. Die Birke ist wie unser Haselstrauch ein Windblütler und hat die männlichen (Würstchen) und die weiblichen Blüten (kätzchenartig hängend) auf einem Baum (einhäusig, aber zweigeschlechtlich).

K. Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 | 31. Mai 1984 | Nr. 5

Der Kirchenbau zu Laufen

Von Gustav Rieber

Vor 135 Jahren sah es auf dem Platz um die jetzige Kirche in Laufen ganz anders aus: Oben an der Straße das Haus der Andreas Merz Wittib, der Gottesacker von einer Mauer umgeben und die Kapelle, unten am Bach der Farrenstall und das Zuchthäusle, das Armenhaus und das Haus des Johannes Bitzer. Das Gelände zu den beiden Bächen, die noch kein künstliches Bett hatten, fiel flacher ab.

Die alte Kapelle, zum Heiligen Gallus, wird erst 1451 erwähnt, dürfte aber älter gewesen sein. Die machte den Gemeinde-Oberen Sorgen, war doch das alte Gemäuer vom Zahn der Zeit schwer angenagt. Jedes Jahr gab's Reparaturen am Mauerwerk, Dachboden und Dach. Wurde doch der Dachboden seit jeher als Fruchtschütte für die Zehntfrüchte verwendet, bis zum Bau einer eigenen Zehntscheuer, die Kirchenbühne aber weiterhin an den hiesigen Müller Lang verpachtet.

Beim königlichen Oberamt in Balingen machte man sich schon länger Gedanken über einen Neubau. Auch beim Gemeinderat und den Gemeindedeputierten wurde schon 1850 die Hofstätte, worauf früher das Haus des Johannes Öhrle gestanden, für 33 Gulden gekauft. Und der Gottesacker wurde seit 1834 nicht mehr benutzt, da ein neuer auf Hinter-Hofen angelegt worden war.

Brenzlich wurde die Situation dann anfangs 1860. Vom königlichen Oberamt wurden die Sachverständigen, Werksmeister Speidel von Balingen und Bauinspector de Pay von Rottweil, zur Begutachtung des Baues hieher geschickt. Ihr Gutachten sagte aus, daß das alte Gebäude seinerzeit nicht mit dem Turm verbunden, sondern bloß an diesen angehängt wurde. Es bestand aus 2 Teilen, wovon der Teil am Turm der ältere war. Der Teil, welcher den Chor bildet, war ein wahres Flickwerk, das Gemäuer besonders im letzteren Teil sehr schlecht und ohne Verbund hergestellt. Türen und Fenster waren ebenfalls eingeflickt und verschiedener Bauart, Spitzbogen und Rundungen und gerade mit gewöhnlichem Sturz. Der Dachstuhl war aus einem alten Sprengwerk. Die durch die Kirche gehenden Bundbalken wurden 1833 herausgeschnitten, was zur Folge hatte, daß der Dachstuhl vom Turm gegen den östlichen Giebel hinausgedrückt wurde.

Diese Kirche war ein wahres Marterbild. Alles in allem wäre es für die Gemeinde am zweckmäßigsten, wenn zum Neubau einer Kirche geschritten würde, alles andere wäre zum Fenster hinausgeworfenes Geld. Vom königlichen Oberamt wurde deshalb angeordnet, daß die Kapelle bis auf weiteres nicht mehr benutzt werden dürfe. Die gottesdienstlichen Versammlungen wurden deshalb in die Schule verlegt.

Vom Stiftungsrat wurde an die Gemeinde die Forderung gestellt, eine neue Kirche zu bauen und um die Unterstützung von Seiten des Staates zu sorgen. Außerdem soll die bürgerliche Gemeinde einen Baufond anlegen. Das königliche Oberamt wurde gebeten, Auskunft über das Gutachten der Bausachverständigen zu geben, ob ein Kirchenneubau benötigt werde oder ob noch gestattet werden könne, die Kirche bloß zu reparieren. Denn allein durch den Brückenbau und Kandeln war die Gemeinde mit mehr als 3000 Gulden belastet, Vicinalstraße und Rathausverblendung kommen noch dazu.

Ein Voranschlag von Werkmeister Speidel zur Renovierung der Kapelle ging von 1500 Gulden aus.

Die Gemeinde-Oberen standen vor der Frage: Renovierung der alten Kapelle oder Neubau? Hatte man doch 1832 eine neue Orgel vom Orgelbauer Anton Braun von Spaichingen für 498 Gulden und 42 Kreuzer gekauft, wozu Andreas Lang, Müller, 200 Gulden gestiftet hat. Vorne in der Kirche, wo die Kanzel stand, wurde die Orgel hingestellt und die Kanzel auf die rechte Seite gesetzt, die „Kirchenembor", wo die Buben saßen, wurde vorgemacht bis an den Giebel. Die Umbauarbeiten machten 73 Gulden aus, ohne das Bauholz, das die Gemeinde gestellt hatte.

Man entschloß sich nun zur Renovierung der Kapelle, da man einstimmig der Meinung war, die Gemeindekasse auf lange Sicht nicht zu belasten, da noch nötigere Sachen zu erledigen wären und außerdem noch viele Schulden von Schul-, Rat- und Pfarrhausbau da seien.

Von den hiesigen Maurern Schlegel und Merz und den Zimmerleuten Schlegel und Öhrle wurde der Bau abgesprießt, Mauern teilweise ausgebessert, Balken eingezogen und mit Eisenschlaudern ein besserer Zusammenhalt erreicht, die Wände neu bestochen, Platten und Schindeln gesteckt. Weiter mitgeholfen haben Schmied Münze, Schreiner Öhrle und Glaser Gompper. Den neuen Hahn auf dem Kirchtrum machte Ludwig Haag für 4 Gulden. Die Gesamtkosten betrugen 108 Gulden 39 Kreuzer. Noch vor der Passionszeit 1860 war der Bau wieder hergestellt.

Bauinspektor de Pay nahm den Bau ab und Werkmeister Speidel bestätigt, daß die Kapelle jetzt noch mehrere Jahre benützt werden könne, ohne daß eine neue Reparatur notwendig sei. Das königliche Oberamt war aber der Ansicht, daß in der hiesigen Kirche zu wenig Plätze vorhanden seien und deshalb ein Neubau dringend nötig war. Die bürgerlichen Collegien rechnen aber vor, daß bei 1076 bürgerlichen Ortsangehörigen ständig 250 ortsabwesend sind, dann wären nach der Berechnung 350 Plätze erforderlich, aber die Kirche biete 388 Plätze, also mehr als sein soll, außerdem sei die Wahrnehmung gemacht worden, daß an gewöhnlichen Sonntagen die Kirche bei weitem nicht gefüllt und sogar an Festtagen niemals überfüllt ist.

Mit Rücksicht darauf, daß in späteren Jahren ein Kirchenneubau notwendig wird, erklärte sich die Gemeinde bereit, vom 1. Juli 1860 an einen Kirchenfond anzulegen mit 1000 Gulden und jährlich 300 Gulden dazuzugeben. Pfarrverweser Moser war dafür, mit dem Kirchenbau baldigst zu beginnen, Schultheiß Hoch meinte dagegen, daß ein Bau vorerst nicht notwendig wäre.

Vom königlichen Oberamt kam nun ein Erlaß wegen der Sitzplätze, da das Amt anderer Ansicht als die Gemeinde war. Nach seiner Ansicht hatte die Gemeinde Laufen am 3. Dezember 1858 1086 Personen, ⅔ davon sind 724, vorhandene Sitzplätze 388, somit ist ein Abmangel an 336 Sitzplätzen.

Da der Schultheiß die Sache nun genau wissen wollte, nahm er und 2 Gemeinderäte sämtliche Haushaltzettel durch und kam so bloß auf 886 ortsanwesende Personen. Um es ganz genau zu erfahren, wieviele ortsanwesend sind, fragten die 3 Männer in jedem Haushalt nach, wieviele Personen da sind und kamen dabei nur noch auf 783. Ein Sitzplatz-Abmangel von 134 wäre dann nur noch vorhanden. Und da alle ortsabwesenden Erwachsene sind und um so mehr Kinder hier, mußte hier eine andere Berechnung angelegt werden. Das königliche Oberamt erteilte im April 1860 dem Werkmeister Speidel von Balingen den Auftrag zur Fertigung eines Situationsplanes sowie Riß und Kostenvoranschlag zu einer neuen Kirche mit Turm. Bezirksbauinspektor de Pay von Rottweil erhielt die Revision darüber.

Im Februar 1861 legten Werkmeister Speidel und Bauinspector de Pay die Pläne für eine neu zu erbauende Kirche vor. Von der alten Absicht, den Turm stehen zu lassen, wurde Abstand genommen, ebenso wurde der Speidelsche Plan dahin abgeändert, daß der Turm nicht seitlich, sondern nördlich von der Kirche zu stehen komme, die Decke statt gerade vergipst mit Holzkonstruktionen in der Mitte erhöht und der Länge nach in drei Felder eingeteilt. Auch soll die neue Kirche statt wie bisher östlich, mit dem Chor südlich, in der Richtung der Straße gebaut werden, so daß es nicht notwendig wird, die Gemeindescheuer abzureißen und die Kirche in geeignete Entfernung vom Bach zu stehen komme. Der Bauvorschlag betrug 26 896 Gulden und 55 Kreuzer.

Nach den Zeichnungen soll das Langhaus 86 Schuh lang und 54 Schuh breit, der Chor 20 Schuh lang und 30 Schuh breit, der Turm 20 auf 20 Schuh, die Sakristei 12 Schuh lang und 11,5 Schuh breit, die Kirche bis unter das Mauerbrett 32,5 Schuh hoch, der Turm vom Sokel bis unter das Dachgesims 94,5 Schuh, das Dach 39,5 Schuh, zusammen 134 Schuh hoch. Zu diesem Bauvorhaben leistet die Gemeinde die Fuhr- und Handfronen, auch gibt sie das Bauholz samt der Schnittware unentgeldlich. Sämtliches Material vom alten Turm und der Kirche, das noch brauchbar ist, muß sorgsam auf die Seite geschafft werden, sei es Holz, Ziegel, Steine, Sand etc. Die Orgel soll sorgsam abgebrochen und in der Schule aufgestellt werden.

Nach einem Consistorial-Erlaß, nach Äußerung des Christlichen Kunstvereins in Stuttgart und einem Gutachten des Architekten Beisbarth in Stuttgart, die sich für den Payschen Plan einsetzten, bedauerte der hiesige Stiftungsrat sich nicht daran halten zu können. Für die Entwurfsänderungen werden dem Werkmeister Speidel 114 Gulden 24 Kreuzer und Bauinspector de Pay 92 Gulden 33 Kreuzer von der Gemeinde-Pflege bezahlt.

1863 erhielt Bauinspector de Pay den Auftrag, die Zeichnungen und Kostenvoranschläge für den Bau der neuen Kirche samt Turm, namens der Stiftung anzufertigen. Bezahlt wurden ihm dafür 179 Gulden 36 Kreuzer. Da nun die Zahlen schwarz auf weiß auf dem Tisch lagen, tauchte die Frage auf: Wer muß für die Baukosten aufkommen? Da der Stiftungsrat die Kirche nicht aus eigenen Mitteln bauen kann, geht die Bitte an den Gemeinderat und Bürgerausschuß, die benötigten Mittel

zu übernehmen. Zugleich bat man um einen Aufschub von mehreren Jahren damit die Gemeinde einen Baufond ansammeln könne.

Pfarrverweser Baumann stellte den Antrag, daß geklärt werden solle, ob der hiesige Zehnten ein kirchlicher oder bürgerlicher sei, ersterenfalls wäre der Staat der Baupflichtige, letzterenfalls die hiesige Stiftung bzw. Gemeinde. Rechtsanwalt Nagel in Balingen wurde nun beauftragt, nachzuforschen. In dem Gutachten, das 1866 vorliegt, beweist Rechtsanwalt Nagel, daß der hiesige Zehnten auf den Kaufvertrag vom 4. 12. 1403 zurückgehe, in dem Graf Friedrich von Zollern und Frau Vrena von Kyburg, seine Hausfrau, an Graf Eberhard zu Württemberg unter anderem auch den Ort Laufen verkauft habe. Der hiesige große und kleine Zehnten sei also weltlich. Nur Hand- und Fuhrfronen sind unentgeltlich zu leisten.

In einer gemeinsamen Sitzung am 20. Dezember 1871 des Stiftungs- und Gemeinderats samt Bürgerausschuß wurde beschlossen: Die Kirche sobald als möglich zu bauen mit der Bedingung, daß der Gemeinde vom königlichen Forstamt gestattet wird, innerhalb von 4 - 6 Jahren ca. 1000 - 1200 starke auserlesene Tannenstämme in den Gemeindewaldungen hauen zu dürfen. Die Bauprinzipalschaft muß die bürgerliche Gemeinde übernehmen, weil die Stiftung kein Geld besitzt. Der Bauplatz bleibt entlang der Hauptstraße und zwar der Turm nordwestlich und der Chor südöstlich. Den Bauplan betreffend ging die Meinung dahin, dem Plan von Werkmeister Speidel den Vorzug zu geben vor dem de Payschen. Wenn auch der letztere vom Christlichen Kunstverein in Stuttgart empfohlen wurde so glaubte man, ersparnishalber doch die 4 Nebentürmchen am Turm sowie die Nebenpfeiler am Chor weglassen zu können, indem die Totalansicht dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt werde, der Kostenvoranschlag aber bedeutend vermindert würde. Über dem Mittelportal des Kirchenschiffes soll noch ein kleines Spitzbogenfenster wie im Payschen Plan eingesetzt werden, sofern dies zum gotischen Stiel der ganzen Kirche passen würde. Das Bauverhältnis bliebe auch dasselbe wie im Payschen Riß und es wäre eine solche Kirche im Verhältnis zur Bevölkerungszahl der hiesigen Gemeinde übergroß genug, 820 ortsanwesende und 450 Sitzplätze. Werkmeister Speidel wurde beauftragt, mit der Umarbeitung des de Payschen Planes und einen Kostenvoranschlag mit den gegenwärtigen Preisen auszuarbeiten.

Der revidierte Kostenvoranschlag von 1863 ergab die Summe von 33 425 Gulden und 3 Kreuzer. Gleichzeitig wurden sämtliche Pläne von Schuhen auf Metermaße umgerechnet. Von Andreas Merz Wittib und Johannes Merz, Maurer, wurde nun das Haus Nr. 31 zum Abbruch für je 300 Gulden angekauft, außerdem erhielten beide eine Hofstatt zu einem Neubau in der Elschgaß, unter der Dörre, mit je 8,5 Quadrat-Ruthen.

Das königliche Consistorium in Stuttgart war mit der Entscheidung der hiesigen Gremien gar nicht zufrieden. Das Ablehnen des de Payschen Planes nur aus Ersparnisgründen ergäbe doch nur halbe Arbeit, die man später täglich vor Augen habe. Nach vielen Unterredungen mit den hiesigen Gremien über die Vorteile des Payschen Planes gelang es dem königlichen Oberamt schließlich, die Gremien nochmals zu einer gemeinsamen Kirchenbau-Sitzung zusammenzubringen.

In der Sitzung am 15. Feburar 1873 konnte Oberamtmann Dekan vom Königlichen Oberamt Balingen die Collegien doch noch umstimmen, vom Speidelschen Plan Abstand zu nehmen und zum de Payschen Plan zurückzukehren. Alle ausgeliehenen Kapitalien wurden nun von der Gemeinde-Pflege gekündigt, insgesamt 4617 Gulden. Von der Württ. Hypothekenbank in Stuttgart wurden 20 000 Gulden bewilligt. Der hiesige Müller Andreas Lang stellte 4000 Gulden und der Adlerwirt Stotz 2500 Gulden und der Pfarrer Lang von Dürrwangen 2000 Gulden in Aussicht. Mit den zugesagten Geldern, einem Staatszuschuß mit 3700 Gulden, dem Gemeindekapital und den Einnahmen von Holzerlösen und der versprochenen Kirchenopfer-Collekte glaubte man, daß der Neubau gesichert sei.

Der neu revidierte Kostenvoranschlag des Payschen Planes durch Bauinspector Herzog von Rottweil ergab die Totalsumme von 43 800 Gulden. Nach 3maliger Ausschreibung im Schwarzwälder-Boten, dem Balinger Volksfreund und dem Ebinger Albboten war am 26. März 1873 die Veraccordierung.

(Fortsetzung folgt)

Orts-Jubiläen unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

In den nächsten zwei Jahren können eine Reihe von Orten unserer engeren Heimat ein vielhundertjähriges Jubiläum begehen. Vor 1200 Jahren, im Jahr 785 werden Schörzingen, Holzheim und Altheim bei Schömberg (die beiden letzteren abgegangen) urkundlich erwähnt. 786 werden in Dunningen und Eburinbach (abgegangen), Seedorf, Mühringen, Betra, Beuren, Weildorf, Hechingen, Wessingen, Bisingen, Isingen, Dormettingen, Deilingen, Talhausen, Dietingen Schenkungen an das Kloster St. Gallen und 1086 in Stetten bei Haigerloch an das Kloster St. Georgen im Schwarzwald gemacht.

Schenkungen aus den Jahren 772 bis 799 überliefert der Codex Laureshamensis (Nr. 326 bis 362) in der Empfinger Mark (Amphinger marca) an das Kloster Lorsch an der Bergstraße, zu denen 772 weitere in der Burichinger marca bei Burladingen, bis in die Willmandinger Gegend kommen.

Nach einer Urkunde vom 27. September 772 schenkt ein gewisser Bleon und sein Sohn Otto Güter in Burladingen, Megingen (abg.), Merioldingen (abg.), Melchingen, Gauselfingen, Willmandingen und Genkingen an das Benediktiner-Reichskloster Lorsch, das 764 begründet wurde und unter besonderem königlichen Schutz stand. Weitere Schenkungen machte 773 und 792 ein Rifrid, 786 ein Altwinus presbiter und 792 Tancholf. Anderer Besitz dieses Klosters ist „in villa Peterale" (Betra).

Von 785 an finden wir eine ganze Anzahl von Orten unserer Gegend in Schenkungsurkunden an das Kloster St. Gallen. Das aus einer Zelle von St. Gallus im 7. Jahrhundert hervorgegangene und 747 der Benediktinerregel unterstellte Kloster stand unter königlichem Schutz und war Reichskloster (s. auch HBl. Mai 1956).

Das Kloster St. Gallen erhielt 785 in „Hoolzain" (= später Holtzhain, im 15. Jahrhundert Holzach) 2 km an der Schlichem oberhalb Schömberg Güter geschenkt. Ein Ort Altheim wird 768 erstmals erwähnt, wo St. Gallen 785 auch Güter geschenkt erhielt. Vielleicht handelt es sich hier um das im 14. Jahrhundert erwähnte „Dorf" oder „Dörfle" bei Schömberg.

Schörzingen mit seiner Galluskirche wird 785 erstmals erwähnt. Der Ort dürfte wie die umliegenden -ingen-Orte nach der allemannischen Landnahme gegründet worden sein. 785 schenkte ein Anselm dem Kloster St. Gallen Besitz in Altheim („Altschömberg?") und bei der oberen Schömberger Mühle, in „Holzheim" (s. oben) eine Anzahl Äcker, Wiesen und einen Wald dem Kloster, das im benachbarten „Scerzinga" (Schörzingen) durch Urkunde bestätigt wurde. 817 erhielt St. Gallen auch in Schörzingen Besitz. Bald wurde dann in dem mit einer Gaugerichtsstätte ausgestatteten Ort eine Galluskirche gegründet. In der Westbaar gab es den pagus Pirichtiloni (Gau des Pirihtilo), der sich um Schörzingen als Mittelpunkt erstreckte und im wesentlichen später der Grafschaft Oberhohenberg entsprach.

In Rangendingen schenkte ein Heriker 785 an die Rangendinger Peterskirche „quidquid habeo de meo conquesito extra quarta partione" (UB St. Gallen 139). Aus dem Jahr 802 ist auch ein Urkundenfragment erhalten, nach dem ein Presbyter Dancharat Besitzungen zu Rangendingen an das Kloster St. Gallen überträgt (UB St. Gallen Nr. 169). Da beide Urkunden aus dem St. Galler Archiv stammen und der Patron der Rangendinger St. Peter geweihten Kirche durch St. Gallus verdrängt wird, ist anzunehmen, daß um diese Zeit auch der Besitz der Kirche an das Kloster überging.

In einer am 3. Mai 786 von dem Diakon Salomon aufgezeichneten und unterschriebenen lateinischen Urkunde wurde im Beisein von 18 Zeugen in „Nagaltuna (Nagold) auf dem fränkischen Königshof festgelegt („Frankenbühl" bei dem heutigen Friedhof), daß der Schwager Karl des Großen, Graf Gerold, seinen in 15 Orten der Berchtoldsbaar gelegenen Güterbesitz samt und sonders dem Kloster St. Gallen vermacht, ihm jedoch zeitlebens gegen einen an das Kloster zu entrichtenden Jahrzins von 20 Schilling behalten darf. Im Beisein der Mutter Gerolds, Jmma, des Bischofs von Konstanz Agino als Rektor des Klosters und des Abtes Werdo und weiterer Persönlichkeiten wurde die Urkunde abgefaßt. Die Güter, wo die Besitzungen liegen, sind einzeln aufgeführt: im Gau Berchtoldsbaar im Dorf Tunningas (Dunningen) (alles), was ich offensichtlich besitze mit Ausnahme meiner Anteile an der Kirche, ferner was uns rechtmäßig zukommt in „Eburinbach" (abg.), in Sedorof (Seedorf), in Peterale (Betra), in Purron (Beuron), in Using (Isingen), in Wildorof (Weildorf), in Talhusen (Talhausen), in Meringu(n) (Mühringen), in Deotingu(n) (Dietingen), in Tülingas (Deilingen), in Toromoatingen (Dormettingen), in Pisingu(n) (Bisingen), in Hachingu(n) (Hechingen), in Unassingu(n) (Wessingen). Das Kloster soll alles mit Feldern, Wiesen, Wäldern, Weiden, Wegen, Gewässern und Wasserläufen, bewegliche und unbewegliche Habe voll und ganz besitzen. Alle diese Besitzungen hat Gerold dem Kloster übereignet.

Die Besitzungen sollen nach seinem Tod uneingeschränkt für immer ohne jeden Widerspruch dem Kloster verbleiben. Wenn jemand die Urkunde beeinträchtigen wollte, soll er unter Mitwirkung des Fiskus eine hohe Buße entrichten (3 Unzen Gold und 3 Pfund Silber). Die Urkunde soll zu allen Zeiten unverbindlich gelten, nachdem sie genehmigt wurde – geschehen im Dorf Nagold in aller Öffentlichkeit.

Wenige Jahre später erweitert sich der Besitz des Klosters in Hechingen. 789 machen ein Adalbertus und ein Wolffretus wieder eine Schenkung. Weitere Vergabungen an St. Gallen liegen 802 in Rangendingen, 792 in Empfingen vor, von 786 bis 799 in der Empfinger Mark an das Kloster Lorsch. Es überschneiden sich also hier die Einflußgebiete der beiden großen und einflußreichen Klöster vom Mittelrhein und Bodenseegebiet.

Am 29. März 793 macht Graf Peratoldus (Berthold) in 25 Orten unserer Gegend, u. a. in Tailfingen, Ebingen, Heinstetten, Lautlingen, Laufen, Zillhausen, Frommern, Waldstetten, Endingen, Heselwangen, Dormettingen, Täbingen, Trichtingen, Neckarburg, Gößlingen Besitz, auf den hier nicht weiter eingegangen werden soll. Aus den Schenkungsurkunden ergeben sich einige Anzeichen der politischen Gliederung unserer Gegend. Offenbar ist die 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts und das 9. Jahrhundert eine Periode, in der große verwaltungspolitische Veränderungen vorgenommen werden. Unser Gebiet lag in einer großen Bertholdsbaar, die sich von der oberen Donau und dem oberen Neckar bis auf die Alb erstreckte. 786 werden die Orte in diesem Gebiet als Teile der Perichtilinbaar bezeichnet, während drei Jahre später Hechingen und Umgebung zum Gau Hattenhuntare mit dem Mittelpunkt Mössingen genannt werden. Auch im Nordwesten muß sich die große Bertholdsbaar vom Nagoldgau getrennt haben. Von der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts an hören urkundliche Nach-

richten bis nach der Jahrtausendwende für unser Gebiet auf. Sie setzen wieder ein mit der Schenkungsurkunde König Heinrich II. 1005. Der König schenkt dem Kloster Stein a. Rhein u. a. die Salzquelle zu Fischingen. An die neugegründeten Klöster St. Georgen, Alpirsbach, (Kloster-) Reichenbach werden Schenkungen gemacht. Aufschlußreich ist die Urkune einer Schenkung an das 1084 gegründete Schwarzwaldkloster St. Georgen. 1095 unterzeichnen auf der Burg Haigerloch eine Schenkung von Gütern in Wilflingen Arnold von Owingen, Adelbert von Wildorf, Walter von Gruol und Manegold von Anhausen (abg. bei der Ostdorfer Böllatmühle).

Hesso, der Mitbegründer des Klosters St. Georgen, schenkte 1086 dem Kloster seinen Besitz in Stetten bei Haigerloch, mit Ausnahme eines Hofes. Vermutlich wurde dieses Kloster damals alleiniger Grundherr in Stetten. Es hat im Kayhof einen Mittelpunkt seiner grundherrschaftlichen Verwaltung, einen Dinghof, eingerichtet, den 1428 die Herren von Bubenhofen zusammen mit der Herrschaft Haimburg von Abt Heinrich und dem Konvent um 1700 fl. kauften.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: Die seit der Mitte des 8. Jahrhunderts überlieferten Schenkungsurkunden an die Klöster zeigen das gleiche Bild: große Herren und mittlere und kleinere Freie, die in den Dörfern als adelige Grundbesitzer und Herren ihrer abhängigen Bauern lebten, verschenken hier Höfe und Grundstücke an die Klöster. Die Abteien Lorsch, St. Gallen und Reichenau (hier nicht weiter berücksichtigt) können in über 3 Dutzend Orten über Grundbesitz verfügen. Wie lange diese Klöster diesen Grundbesitz behielten, läßt sich in vielen Fällen nicht mehr feststellen.

Von unseren Burgen

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Endingen. Die Burg der Herren von Endingen, die schon um 1250 nach Rottweil verzogen waren und der Reichsstadt eine Reihe von Schultheißen und Bürgermeistern stellten, dürfte bei der Kirche gestanden sein. Die Sage berichtet von einem unterirdischen Gang zur Kirche. Vom Burgzubehör könnte auch der 1342 von einem Endinger Bürger an die Frühmesse in Isingen verkaufte Anteil an einem Keller stammen, denn Keller waren um jene Zeit noch selten.

Erzingen. Der 1496 und 1560 erwähnte Flurnamen „Burckgraben" bezeugt in Erzingen eine Ortsadelsburg, die bei der Kirche gelegen sein wird. Ein weit verzweigter Ortsadel war vorhanden, der u. a. zollerische Lehen in Täbingen besaß.

Täbingen. In dem mindestens seit dem 14. Jahrhundert durch den Weiherbach zweigeteilten Täbingen stand im hohenbergischen Teil, am östlichen Ortsrand, die Burg Täbingen, die erstmals 1325 erwähnt wird und im 15. Jahrhundert zu einem Schloß mit Ringmauer ausgebaut wurde. Zu der Anlage gehörten Wohngebäude mit Kellern, ein Turm mit Gefängnis, Stallungen, Küche, Backofen, Bad, Kornschütte, Heulege. 1671 wurde das alte Schloß zu einem Fruchtkasten umgebaut. Nachdem es in Privathände übergegangen war, verfielen die Bauten. Rechts des Weiherbaches, im „Unterdorf", tritt noch deutlich ein Oval von Häusern hervor, das den Platz des einstigen Schlosses umschließt. Östlich des Ortes, auf dem zum Weiherbach steil abfallenden Nordhang haben wir das Gewann „Schloßäcker". Das Schloßgut und die dazu gehörigen Lehen umfaßten 1666 199 Jauchert Äcker, 64 Mannsmahd Wiesen und 48 Jauchert Hölzer. Durch Heirat der verschiedenen Adelsgeschlechter, Sinkingen, Ehingen, Landenberg usw., wechselte es öfters seinen Besitzer. Zwischen Gutsherrschaft und Gemeinde herrschte im 16./17. Jahrhundert unaufhörlich Streit wegen Fronen, Steuern und anderem.

Heidenschlößle. Auf einem Bergvorsprung über dem Mittelbachtal bei Weilen unter den Rinnen, der durch zwei hintereinander liegenden Gräben von der Hochfläche gegen Deilingen geschieden wird, finden sich die Bezeichnungen „Burgstall" und „Heidenschlößle". Mauer- und Siedlungsreste verraten, daß hier im Mittelalter eine kleine Burg gestanden sein muß, deren Namen, Geschichte und Besitzer aber nicht bekannt sind. Das Burggelände wurde zwischen Weilen und Deilingen aufgeteilt.

Heiliburg. An der Straße von Tieringen nach Laufen weisen der Flurname „Hinter der Burg" und geringe Baureste auf eine mittelalterliche Burg hin, die wohl identisch ist mit der 1565 erwähnten „Heyliburch" und die ihren Namen von der um 1400 lebenden Heila hat, einer Tochter des Benz von Hölnstein und Gattin des österreichischen Lehensmannes Fritz von Tieringen. Die Herren von Tieringen werden daher bis um 1400 die Burg besessen haben.

Digisheim. Schon 1141 sind Ritter bekannt, die sich „von Digisheim" nennen. In Oberdigisheim kennt man auch die Bezeichnungen „Burg" und „Hinterburg". Zum alten, vor einigen Jahren abgebrochenen Mesnerhäusle sagte man „Burg". Der Burggraben, der vor rund 60 Jahren zugeschüttet wurde, und die Fläche der Burg (24 auf 36 m) konnten in den letzten Jahren festgestellt werden (bei dem Haus Clesle). Der Kohlstattbrunnenbach wurde in den Burggraben geleitet, so daß wir es hier mit einer wasserburgähnlichen Anlage zu tun haben.

Nusplingen. Die ritterlichen Herren von Nusplingen, die um 1200 auftreten, hatten einen festen Sitz in Nusplingen, der bei der alten Peterskirche in der Dorfsiedlung links der Bära anzunehmen ist.

Hossenburg. Südlich Hossingen finden sich über dem „Burtel" (= Burgtal) Reste einer starken Burg, die wohl schon früh wieder aufgegeben wurde. Urkundliche Nachrichten über die Burg fehlen. Im Burtelbachtal gehörte zu ihr ein künstlich angelegter See (Flurname „Weiherle"). Inhaber der Burg waren die Hossen, später die Tierberg, denn von Meßstetten her führte zu ihr ein „Burgsteig" (1565).

Meßstetten. Noch im 19. Jahrhundert hieß ein Ortsteil in der Nähe der Hülbe „In der Burg". Hier stand die Stammburg der Ritter von Meßstetten, von denen 1251 erstmals ein Hartmann erwähnt wird. Eine weitere Burg unbekannten Namens stand 2 km südöstlich vom Dorf auf dem „Schloßberg". Sie stand in Beziehungen zu den Herren von Tierberg. Vermutlich verfiel die Burg um 1400, nachdem die Herrschaft an eine andere Linie des Hauses Tierberg übergegangen war.

Margrethausen. Unterhalb der Felsgruppe des Heubelsteins ist vermutlich eine hochmittelalterliche Burg gestanden, da der Platz den Namen „Altes Schlößle" trägt. Die Burg war wohl Sitz des Ortsadels von „Husen", wie Margrethausen ursprünglich hieß.

Zillhausen. Von Zillhausen ist kein Ortsadel bekannt. Die im 16. Jahrhundert erwähnten Flurnamen „Vorm Burcklin" bzw. „Burgakker" könnten auf eine damals schon abgegangene Burg hinweisen oder aber sind diese Namen mit der Schalksburg in Verbindung zu bringen.

Brestneck. Im Schlichemtal bei der Brestnecker Mühle, bei der der abgegangene Weiler Kleinzimmern lag, war noch 1560 ein Burgstall zu sehen. Die Burg hat wahrscheinlich Brestneck geheißen, denn Namen auf -eck sind für Burgen typisch.

Hausen. In Hausen am Tann gab es die niederadeligen Herren von Hausen, die den Beinamen „die Ungeschaffenen" und ein Wappen mit Tannenzapfen im Schilde führten. Ihr ursprünglicher Sitz ist vermutlich bei der erhöht liegenden Kirche zu suchen. Im Hochmittelalter bezogen sie eine Höhenburg auf dem heute bewaldeten „Burzel", an dessen Nordseite noch ein künstlicher Graben mit Wall zu erkennen ist und auf dem Mauerreste vorhanden sind. An die Burg erinnert nur noch der Name „Burzel" (von Burgstall) und der Flurname „Jenneburg". Nach dem Verfall der Höhenburg zogen die „Ungeschaffenen" wieder in den Ort zurück.

Obernheim. Die Ritter von Obernheim werden im Hochmittelalter ihre Burg auf dem „Burgbühl" gehabt haben. Schon früh müssen sie aber ihren Wohnsitz nach Oberschwaben verlegt haben, da der erste urkundlich bekannte Vertreter, „miles Albert", 1251 im Gefolge der Gundelfinger auftaucht und ein Konrad Zeuge für einen Grafen von Nellenburg ist.

Zimmern. Die Burg bei Zimmer unter der Burg (seit etwa 1600 Zusatz „unter der Burg", vorher Zerbrochen Zimmern, Brochenzimmern, Zimmern im Löchlin) war nur von Westen her zugänglich und auf dieser Seite durch einen tiefen Graben geschützt. Die Burg war bereits 1314 zerstört. Über ihre Besitzer ist nichts bekannt. Das zum Pfarrhaus umgebaute „Schlössle" stammt aus dem 18. Jahrhundert. An seiner Stelle hatte wohl im 15. Jahrhundert die Rottweiler Patrizierfamilie Imhof ihren Sitz. Im 18. Jahrhundert gehörte das Schlößchen zum Rittergut, das öfters den Besitzer wechselte, und war vom Amtmann bewohnt.

Stadtburgen und Schlösser

Ebingen. Die Höhenburgen um Ebingen, auf dem Taubenfelsen (einst Ehestetter Markung) und auf dem Schloßfelsen, von denen Grundmauern und andere Reste bekannt sind, werden urkundlich nicht erwähnt. Die seit dem 12. Jahrhundert erwähnten Herren von Ebingen saßen wahrscheinlich auf der Wasserburg in der Südostecke der Stadt beim heutigen „Schweinweiher", wo die Stadtmauer eine Ausbuchtung machte, um Burg und Bürgerturm in die Verteidigung mit einzubeziehen. Bis 1731 war die Burg nur von Westen her zugänglich. Ein stattliches Haus, das im 17. Jahrhundert „Nellenburg" genannt wurde, war im 15. Jahrhundert im Besitze des vornehmen Ebinger Geschlechts Matz und dürfte der Kern der Anlage gewesen sein.

Im Norden der Altstadt verstärkte das herrschaftliche Schloß (später Spital, bis 1880) an der Stelle des ehemaligen Farrenstalls die Befestigung. In ihm dürfte 1368, als Ebingen an Württemberg übergegangen war, Graf Otto von Hohenberg („Hohenberger Schloß") Wohnung bezogen haben. Etwa 100 Jahre später ist es Graf Sigmund von Hohenberg von den Württemberger Grafen als Alterssitz zugewiesen worden.

Balinger Zollernschloß. Balingen war der Vorort der zollerischen Herrschaft Schalksburg. Einer der Schalksburggrafen, Friedrich der alte Ritter, machte verschiedene Stiftungen an die Altäre der Balinger Kirche. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts nahmen die Schalksburggrafen Wohnung in Balingen, wahrscheinlich in einem Gebäude an der Stelle des heutigen Zollernschlosses, so daß das Schloß seinen Namen zu Recht tragen dürfte, wenn es auch erst später in seiner heutigen Form entstanden ist. Die letzten Grafen der Schalksburglinie sind in der Stadtkirche beigesetzt. (Grabplatte des jungen Grafen Friedrich von Zollern). Das Schloß, wie es sich uns heute darstellt, stammt wohl nicht mehr aus zollerischer Zeit. Es ist vermutlich von den Grafen von Württemberg in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts als stark befestigtes Wohn- und Amtshaus für die Vögte und späteren Obervögte erstellt worden, nachdem die Stadt als starke Grenz- und Schlüsselfeste ausgebaut wurde und die Stadt im April 1428 von dem Grafen Ludwig die Erlaubnis erhielt,

„das Wasser der Steinlach, das neben Balingen ablauft, auffahen und auch Stadtgraben machen". Durch den Aushub des Steinachbettes vom Rappenturm bis zum Wasserturm war das Schloß von zwei Seiten von Wasser umgeben. Es hat sich aber nie um ein Wasserschloß gehandelt, wie Grabarbeiten der letzten Jahre deutlich zeigten, wo auf den beiden andern Seiten überall der gewachsene Boden zum Vorschein kam.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde das Schloß bei der Beschießung durch die Franzosen 1647 zum Teil zerstört, aber bald wieder aufgebaut. Bis 1752 diente es als Sitz der württembergischen Obervögte für die Ämter Balingen, Ebingen, Rosenfeld und zeitweise auch Tuttlingen. 1753 wurde es an zwei Balinger Bürger verkauft, und damit begann die Zeit seines Verfalls. Zuerst als Bierwirtschaft („Schlößle"), später als Brauerei und Aufbewahrungsraum für landwirtschaftliche Erzeugnisse und Geräte verwendet, verwahrloste es immer mehr. 1920 kaufte es die Stadt, die es wegen Baufälligkeit abbrach und es 1936 nach dem alten Plan wieder errichtete. Heute zählt es mit dem Wasserturm zu den Wahrzeichen der Stadt.

Die Einwohner der „unteren Amtsflecken" (Ostdorf, Engstlatt, Heselwangen, Erzingen, Endingen, Weilheim, Waldstetten und Frommern sowie die altwürttembergische Hälfte von Dürrwangen) waren verpflichtet, das Baumaterial in Fron für die herrschaftlichen Gebäude und die Stadtmauer im Schloßbezirk, wenn „haupt- oder schleißende Bäue" notwendig wurden, ohne Entgeld beizufahren. Nur wenn der Dienst zu schwer wurde, sollten auch die oberen Amtsflecken Fronen leisten. Befreit waren Adel, Geistlichkeit und landesherrliche Diener. 1581 beschwerten sich die Balinger Amtsflecken wegen Fronen auf den Hohentwiel, sie seien nur zu Fronen an das Balinger Stadtschloß und zur Schalksburg verpflichtet. Jeder der oben genannten Flekken hatte jährlich 4 Tage mit je 15 Mann Handfron zu leisten, nur Waldstetten und Dürrwangen leisteten die Hälfte. Außerdem hatten diese Dörfer den Obervogt mit Brennholz zu versorgen und ihm ein Fuder Wein in Tübingen zu holen.

Zum Schloß gehörte das Reiterhaus, das wohl aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt, und die Zehntscheuer, die über der Mitteltür das gräflich württembergische Wappen und die Jahreszahlen 1617 und 1675 trägt. Zur Aufbewahrung der Zehnten und Gefälle ließ die Herrschaft weitere Zehntscheuern oder Kästen erbauen, so in der Gegend des Rappenturms und beim früheren Kameralamt.

Binsdorf. Innerhalb der Stadtmauern befand sich ein herrschaftliches Schloß, wahrscheinlich hinter der Kirche, an der Stelle des längs der Stadtmauer liegenden Querbaus des Klosters. Es wird noch 1406 erwähnt und ist vermutlich von der Frauenklause für andere Zwecke ausgebaut worden.

Rosenfeld. Nach der Gründung der Stadt (um 1250) wurden die Nordwestecke durch das „Steinhaus" als Amtssitz der Vögte und die Südwestecke durch eine Burg bewehrt. Die Burg erhielt im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr den Charakter eines Schlosses, das dann einem Brand von 1908 zum Opfer fiel. Es war Sitz der älteren Herren von Rosenfeld. Wohl durch eine Erbtochter fiel es samt Besitz an Werner von Schalksburg, der die jüngere Linie der Herren von Rosenfeld begründete, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts im männlichen Stamm ausstarb, während eine Tochter, Ursula von Rosenfeld, als Gattin des Markgrafen Ernst von Baden-Durlach Stammutter der Großherzöge von Baden wurde.

Geislingen. Im Mittelalter standen zwei Burgen im Ort. Im 15. Jahrhundert war es die Bubenhofer Burg, 1404 Feste genannt, neben der Stelle, wo später das Schloß erbaut wurde. Sie wurde als „altes Burggesäß" von einem herrschaftlichen Burgvogt bewohnt. Daneben gab es im Dorf noch des Swenningers Burghof. Aus diesen beiden Burgen und dem zugehörigen Besitz entwickelte sich dann das Rittergut Geislingen. 1464 war es geschlossen in den Händen der Bubenhofen. Neben dem „alten Burggesess" bestand damals bereits das „Schloß", eine große Wasserburg am Weiher mit zwei Wassergräben. Nach Verschuldung der Bubenhofen gingen Schloß, Dorf und Güter über die Weitingen und Gültlingen 1527 an Hans von Stotzingen über. 1598 wurde der Besitz der Stotzingen geteilt und um 1600 ein weiteres Schloß zwischen der heutigen Preß- und Brückenstraße erbaut, das durch Vererbung an die jüngeren Hohenberg kam (das Hochbergische Schloß, das ältere dagegen war das Stotzische Schloß). Das sog. Hochbergische Schloß war jedoch um 1726 schon wieder abgegangen.

Nachdem unter General Georg Schütz von Purrschütz die Güter wieder vereinigt wurden und das Rittergut öfters seinen Besitzer gewechselt hatte, erwarben es 1697 die Brüder Stauffenberg von Lautlingen. Die Stauffenberg ließen 1783 das Schloß durch den Anbau des südöstlichen Flügels vergrößern. 1925 wurde das Stauffenbergische Schloß an die Gemeinde verkauft.

Um den Schloßplatz gruppierten sich noch bis vor wenigen Jahren mehrere von der ehemaligen Adelsherrschaft zeugende Baulichkeiten. Die ehemalige Schloßscheuer, das eingeschossige Bedienstetenhaus und das einstige Schafhaus werden von dem wuchtigen dreigeschossigen Schloß mit seinem abgestuften Walmdach überragt. Es zeigt die typisch quadratische Anlage eines Wasserschlosses, von dem aber nur noch der innere Graben vorhanden ist, während ein zweiter, äußerer zugeschüttet ist. An Stelle einer der früheren vier Rundtürme an den Ecken befindet sich ein Pavillon mit bemerkenswerten Fayencen. Der einzige Schmuck des Schlosses bildet heute nur noch das große Rundtor mit seiner dorischen Umrahmung und dem Wappen (1783).

Lautlingen. In Lautlingen befand sich wohl immer ein Edelsitz, der im Hochmittelalter zu einer Burg ausgebaut wurde. Schon 1092 und 1094 werden die edelfreien Erbo und Gerung „de Luttelingen" genannt. Nach 1370 werden verschiedene Tierberg als in Lautlingen wohnhaft erwähnt. Die Burg wurde um 1500 erweitert und Schloß genannt, in dem die Ortsherren, die Tierberg, Westerstetten und Stauffenberg, Wohnung nahmen. Die letzteren konnten durch Erbschaft 1699 die Herrschaft mit allem Zubehör erwerben, d. h. der Ortsherrschaften in Lautlingen und Margrethausen, den Gütern Tierberg und Ochsenberg, den Zehnten zu Hossingen und dem Patronatsrecht in Lautlingen. 1805 kam die Herrschaft unter württembergische Landeshoheit.

Das Herrschaftsgebäude stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der ganze Schloßbezirk wird heute in großem Rechteck von einer hohen Mauer umgrenzt, an deren Innenseite sich ein eingeschossiges Bedienstetenhaus, der schöne Fachwerkbau der ehemaligen Försterwohnung und ein Wirtschaftsgebäude anlehnen. Das Stauffenbergische Schloß bildet noch immer den Mittelpunkt des Ortsgrundrisses und ist im Besitz der Stadt.

Oberhausen. Auf der Grenze von württembergischem und österreichischem Territorium errichtete Peter Scher von Schwarzenberg von 1530 ab das Oberhauser Schloß. Die Wirtschaftsgebäude und das Amtshaus kamen auf württembergischen und das Schloß auf österreichischen Boden. Der Gebäudekomplex umfaßte das Schloß mit Schloßweiher, Lustgarten und Kapelle, Hofmeistergebäude, Amtshaus, Sennerei, Schafhaus, Stallungen, Keller, Fruchtlegen, Waschhaus, Schmiede, Schäfer- und Taglöhnerhaus. Zum Rittergut zählten Oberer und Unterer Waldhof, Sennerwalder- und Lochenhof und das Unnotwirtshaus (alle abgegangen). Nach 1657 wechselte das Rittergut öfters seinen Besitzer, bis es 1817 der Hofrat Friedrich Cotta kaufte. In der Schloßkapelle fand im Winter 1711 die unrühmliche Scheintrauung der berüchtigten Wilhelmine von Grävenitz mit dem Grafen Johann Franz Ferdinand von Würben durch den Tieringer Pfarrer statt.

Dotternhausen. Am Nordostende des Dorfes stand eine Burg, die später zum heutigen Schloß ausgebaut wurde. Weitere Burgen fanden sich im Südosten des Ortes bei der benachbarten Flur „Schloßgarten", beim heutigen Schulhaus, und auf dem Plettenberg in den Flurteilen „Burgstall" und „Edelmannswinkel". Von letzterer sind die Gräben noch deutlich erkennbar, doch fehlen bei beiden schriftliche Quellen.

Vor 1388 bildete sich ein Rittergut Dotternhausen-Roßwangen, das in Händen der Bubenhofen, ab 1527 in Händen der Stotzingen war. Letztere verkauften es 1666 an Österreich. Über den Jesuitenorden kam es an die Reichsgrafen von Bissingen-Nippenburg, von denen es der Verleger und Geheime Hofrat Friedrich Cotta 1817 kaufte, der die Gebäude größtenteils erneuerte und die Bewirtschaftung in jeder Hinsicht verbesserte. Aus Buntsandsteinquadern wurde unter den Cotta das heutige Schloß in neugotischem Baustil erbaut. Heute umschließen ein geräumiger Hofraum stattliche Wohn- und Wirtschaftsgebäude und umsäumen Parkanlagen das herrschaftliche Hofgut.

Türkenbund

(Lilium Mártagon)

Der Türkenbund, der bei uns sehr selten geworden ist, kommt vorwiegend in Laub- oder Mischwäldern vor. Als Liliengewächs hat er im Boden eine Zwiebel. Der Stengel hat in zwei bis drei Stockwerken fünf bis sechs quirlig angeordnete lanzettliche stark geäderte Blätter. Die hängenden, turbanartigen (Name), purpur- bis braunroten und dunkel getupften Blüten kommen aus den weiter oben ansetzenden Blattachseln hervor. Sechs zurückgerollte Blütenblätter, ein Stempel und sechs Staubgefäße ergeben diese seltsame, interessante Blütenform. Seltener ist die weiße Albinopflanze. Der Türkenbund ist geschützt. Er blüht von Juni bis Juli und bevorzugt kalkreichen Boden. Eine wässrige Abkochung gilt als harntreibend. Früher hängte man zahnenden Kindern eine Zwiebel als Amulett um den Hals.

K. Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 | 30. Juni 1984 | Nr. 6

Simon Schweizer

Von Fritz Scheerer

Die evangelische Frauenkirche in Balingen mit ihrem mächtigen Chorturm ist eines der schönsten Baudenkmale der Stadt. Betreten wir ihr Inneres, so ergreift uns die Hoheit und Würde einer prächtigen Halle. Überall geht es in die Höhe, in die Weite, in die Tiefe. Und in der Mitte über dem Altar lenkt ein großer Kruzifix unsere Augen und Herzen auf sich. Die hoheitsvolle Gestalt des Erlösers, die in jedem Linienzug und in allen Teilen der Modellierung ein sich offenbarendes Feingefühl verrät, ist von erlesener Feinheit und Empfindungsbeseeltheit. Die gedrückte, leidvolle Haltung des Kopfes mit dem ergreifenden Ausdruck und doch wieder etwas Sieghaftem zieht uns durch ihre fromme Gemütstiefe ganz in den Bann. Die schnitzerische Technik beweist einen Plastiker von ganz beachtlicher Qualität.

Auch beim fast lebensgroßen Kruzifix in der Pfarrkirche St. Ulrich zu Geislingen wird die klare Tektonik der Renaissance im Plastischen in seiner selbstbewußten Prägung sichtbar und stellt für die Zeit um 1600 eine Spitzenleistung dar.

Bei den Restaurierungsarbeiten in der Balinger Stadtkirche, die im Frühjahr 1914 abgeschlossen wurden, gelang es, den Schöpfer dieser eindrucksvollen Kunstwerke zu entdecken, den trefflichen Bildhauer der Renaissancezeit Simon Schweizer, Er wird von 1593–1613 öfters in den Kirchenbüchern als Bildhauer aufgeführt. Im Jahre 1607 wird er unter den Betroffenen der schrecklichen Balinger Feuersbrunst genannt.

Simon Schweizer kann als Balinger Künstler vermöge seiner Phantasie, der künstlerischen Gestaltungskraft und der Virtuosität der Technik den Vergleich mit den zeitgenössischen Meistern im Schwabenland wohl aufnehmen. Seine Werke sind über die ganze Nachbarschaft Balingens zerstreut. Die sauberen, pünktlichen Arbeiten weisen in ihrem Stil auf die ausgehende Renaissance mit Anklängen an das Barock. Diese Werke bedeuten in der ganzen südwestdeutschen Plastik der damaligen Zeit eine besondere Pointe. Welchen Umfang sie gehabt haben, ist bis heute noch nicht zu übersehen. Gesichert sind nur wenige, aber allerdings sehr wertvolle Werke.

Zu den besten Werken Schweizers zählt das Steinepitaph aus grüngrauem Sandstein im Chor der Balinger Stadtkirche für die „edle und tugendreiche frau Magdalena von Degernau geborene Karpffen", die in ihrem 39. Lebensjahr verstarb, Gemahlin des 1600–1629 amtierenden Obervogts Hans Friedrich von Degernau. Es spricht die in der Haltung der Gestalten und in den Inschriften ausgedrückte Tiefe des Gemüts zu den Beschauern. Umrahmt von einem mächtigen Triumphbogen mit festlichen Sirenenfiguren, gekrönt mit wappentragenden Putten, stellt das Hochrelief die Verstorbene dar, in ernstem Gebet knieend, zu dem gekreuzigten Christus aufschauend. Sie ist gekleidet in der Tracht der adeligen Frauen jener Zeit: Mantel, Stola, Gürtel, Kragenkrause und Haube. Am Fries stehen die Worte: „Christus ist mein leben und sterben mein gewinn. O Herr Christe erlöser mein, schließ mich in die wunden dein". Im Hintergrund ist im Relief eine Felsenburg und die „hochgebaute" Stadt. Die ganze Komposition ist bei ihrer Raumwirkung in kräftiger Plastizität gegeben. Sie gehört zu den besten Werken dieser Art in unserem Land.

Noch eigenwilliger in seiner Auffassung ist das monumentale, vorzügliche Epitaph in der Kirche zu Hausen a. Tann für Hans Christoph Scheer von Schwarzenberg (gestorben 1592)

Das Epitaph in der Kirche zu Hausen a. T. für Hans Christoph Scheer von Schwarzenberg.
Foto: W. Beißwenger

(s. Bild). Die plastische Wirkung des lebensgroßen Porträts wird hier durch den Kontrast der zarten Umrahmung des Hintergrundes noch wesentlich erhöht. Der Ritter ist in der charakteristischen Haltung seiner Zeit dargestellt und stellt eine Spitzenleistung dar. Diese große Grabmalkunst wird hier später in den drei Grabmälern der Freiherren von Stuben, deren Schöpfer nicht bekannt sind, nicht mehr erreicht. Der große Impuls Simon Schweizers ist erlahmt. Dies zeigt sich in einem Versiegen des vollplastischen Figurengrabmals. Es überwiegt mehr der Wappengrabstein und die Grabplatte mit Inschrift. Dieser Unterschied wird besonders in Hausen a. Tann deutlich bei der Nachbarschaft der Grabmäler für Hektor von Stuben von 1681, für Anton von Stuben von 1744 und für Agathe von Stuben von 1693.

Auch eine Reihe von Kindergrabmälern in der Balinger Friedhofkirche, so für Maria Magdalena von Tierberg mit einem zum Gekreuzten betenden Kind, stammen von Simon Schweizer, während das Grabmal des 1627 verstorbenen Jünglings Tobias Pfeiffer wahrscheinlich nur seiner Werkstatt zuzuschreiben ist, die nach seinem Tod weiterbestanden zu haben scheint. Es steht seiner Kunst nahe und erinnert an das Degernausche Epitaph.

Voll signiert ist das Holzepitaph in der Balinger Stadtkirche für Bürgermeister Caspar Murschel, genannt Tüwing (gestorben 1594). Sein Rahmen besteht aus Roll- und Beschlagwerk in frischem Diktus. Eine solche Art ist dem niederländisch-norddeutschen Kunstkreis zuzuweisen und spricht für die Weite der künstlerischen Beziehungen des Balinger Gebietes vor dem Dreißigjährigen Krieg.

Wenn sich Simon Schweizer anscheinend in seinen Gestaltungsmotiven in der Hauptsache auf das Grabmal und den Gekreuzigten beschränkt hat, so hat er in dem reichverzierten Kanzeldeckel der Balinger Stadtkirche der Kanzel einen edlen Leuchter aufgesetzt und damit alles in den Dienst der Verkündigung gestellt. Trägt die Steinkanzel des Meisters Franz auf dem spätgotischen Fuß und im fünfseitigen Korb im Hochrelief Ambrosius, Hieronymus, Maria die Schutzpatronin in der Kirche mit dem Christuskind, Gregor und Augustin, so hat sie im zugehörenden Schalldeckel aus Holz den guten Hirten und musizierende Putten sowie Evangelistenzeichen von Simon Schweizer bekommen: Jauchzendes Spiel wahren Christentums, ein Mahnruf unserer Väter: „Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!" Das Werk Simon Schweizers steht also in unserer ganzen südwestdeutschen Plastik der damaligen Zeit an der Spitze. Welchen ganzen Umfang es gehabt hat, kann bis jetzt nicht übersehen werden. Daß aber gerade in und um Balingen so eindrucksvolle Werke vorhanden sind, erfüllt uns mit Stolz und Dankbarkeit.

Bildstöcke und Feldkreuze in unserer Landschaft

Von Fritz Scheerer

In unserer engeren Heimat sind auf verschiedenen Markungen Feldkreuze und Bildstöcke an den landschaftlich schönsten Punkten aufgestellt. Bei Geislingen werden bereits 1490 Bildstöcke und Feldkreuze im „Oberholz" und mit „Mettenösch" erwähnt. 1598 wird ein Bildstöcklein im „Briel" und „Am Heuberg" genannt. In Binsdorf wird schon 1353 ein „Märklins Kreuz" erwähnt. 1513 werden die Flurnamen „an Walthers Kreuz", „bei den drei Kreuzen" und „bei den hohen Kreuzen" genannt. Etwa 10 Feldkreuze in allen Teilen der Markung werden zwischen 1770 und 1900 gestiftet. An allen anderen Orten (bis vor wenigen Jahren vorwiegend katholisch) gab es kaum eine Markung, auf der nicht Feldkreuze und Bildstöcke standen. Besonders reich an solchen Zeugnissen volkstümlicher Frömmigkeit war die Markung **Binsdorf,** die im folgenden wegen ihres Reichtums an solchen religionsgeschichtlichen Denkmälern (bis 15) herausgestellt werden soll.

Auf dem bastionsartig nach Norden und Westen vorspringenden Liasplateau liegt weiterhin sichtbar das Städtchen Binsdorf, von dem man eine herrliche Aussicht über das bewaldete Keuper- und fruchtbare Muschelkalkvorland genießt. Davor ist durch den Kalkental- und Keinbach ein kleiner Zeugen-

berg, vom Liasstufenrand abgetrennt, auf dessen Kuppe die Lorettokapelle steht, die 1626 ein gewisser Kaspar Seeger aus Gruol, um den sich sagenhafte Berichte ranken, gründete, und zu der an Maria Heimsuchung gutbesuchte Marienwallfahrten aus Binsdorf, Heiligenzimmern, Gruol, Erlaheim und Geislingen stattfinden. 1661 mußte die Kapelle nach einem Brand wieder hergestellt werden. 1848 wurde sie vergrößert und umgestaltet. Die reiche Innenausstattung mit einem Madonnenbild und Holzfiguren, einem Tafelbild, alten Ansichten der Kapelle und Votivtafeln sind Spenden der Gläubigen des Städtchens.

Der hochgelegene Platz bildet wie das „Alte Käpple" gegen Heiligenzimmern mit seinen drei Kreuzen eine wunderbare Fernsicht, dessen Erbauungszeit nicht bekannt ist. Von den vielen Feldkreuzen (s. oben) steht ein altes gegen den Kesselberg, das sogenannte „Lorettokreuz". Sein Stifter ist Thaddäus Niggel. Von seinen in Amerika lebenden Nachkommen wurde es erneuert. Der Stifter des Kleinbachkreuzes, am Waldrand gegen den Keinbach, ist der 1805 gestorbene Matthäus Wenzler.

An der Straße von Binsdorf nach Erlaheim befindet sich das kunstvolle „Balinger Wegkreuz". Sein Stifter Thaddäus Stehle ist 1809 gestorben. Das „Heimgartenkreuz" wurde 1865 mit Hilfe freiwilliger Spenden errichtet. Auf der großen „Buwiese" steht das zu Beginn des vorigen Jahrhunderts von Adolf Stehle

gestiftete „Kreuz auf der Höhe". Franz Sales Amann ließ in einem Garten im „Holder" aus Stein ein Kreuz errichten. Auf luftiger Höhe am Feldweg nach Rosenfeld ist weithin sichtbar das „Kreuz am Allmendweg", auch „Leanderkreuz" genannt, eines 1903 verstorbenen Kappeler. Ein bleibendes Andenken schuf sich der Landwirt Wilhelm Rebstock mit dem schlichten Holzkreuz bei der Wirtschaft „Zum Kreuz" an der Straße nach Geislingen. An derselben Straße kommt der Besucher des Städtchens zu den kunsthistorischen „Drei Kreuzen" (s. Bild), deren Erstellung vermutlich in die Reformationszeit zurückgeht. In der Kreisbeschreibung Balingen Bd. II S. 327 wird dazu berichtet: Der Rosenfelder Leutpriester hätte jeden 2. Sonntag sowie an Weihnachten in Erlaheim die Messe gelesen und die sonstigen Amtshandlungen vorzunehmen gehabt.

(Fortsetzung folgt)

Exkursion in den Raum zwischen Straßburg und Baden-Baden

Vier erlebnisreiche Tage der Heimatkundlichen Vereinigung

Eine einmalig schöne Exkursion der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen führte in den Raum zwischen Straßburg und Baden-Baden. Bestens vorbereitet und durchgeführt wurden diese vier erlebnisreichen Tage von Kurt Wedler. Sein vielseitiges Wissen von Geschichte, Kunst und Kultur ließ diese Landschaft zu beiden Seiten des Rheins lebendig werden. In Ottenhöfen hatte die Gruppe im Hotel Pflug ein vorzügliches Standquartier gefunden.

Die Wallfahrtskirche Mariae Krönung in Lautenbach im Ortenaukreis war das erste Ziel. Diese aus dem 15. Jahrhundert stammende, spätgotische Hallenkirche birgt einige wertvolle Kunstschätze. Einige Altarbilder dürften Jugendwerke von Matthias Grünewald sein. Die Glasmalereien stammen aus der Werkstatt Peter Hemmels von Andlau. Einige Skulpturen verraten den Einfluß Nikolaus Gerhaerts. Bemerkenswert ist auch der gotische Lettner von 1488 und die 1485 vollendete Gnadenkapelle im Kirchenschiff. Über Oberkirch, dem ehemaligen Amtssitz der bischöflich-straßburgischen Herrschaft Oberkirch, ging es auf die Ruine Schauenburg. Diese drittgrößte Burganlage Mittelbadens wurde von den Herzögen von Zähringen im 11. Jahrhundert erbaut und erlebte als Ganerbenburg ein wechselhaftes Schicksal. Unter anderem wohnte hier Uta von Schauenburg, die Gründerin des Klosters Allerheiligen. Grimmelshausen, der Verfasser des Simplicius Simplicissimus, war einst Burgvogt hier.

Bei Sasbachwalden, einem malerisch gelegenen Weinort mit herrlichen, alten Fachwerkhäusern galt eine kleine Wanderung der sagenumwobenen Ruine „Brigittenschloß". Als Burg Hohenrod gründeten im 12. Jahrhundert die Herren Röder von Rodeck diese Burg auf steiler Höhe in aussichtsreicher Lage, bevor sie sich in Kappelrodeck ein Schloß errichteten. Bei einem Abendspaziergang wurde das Edelfrauengrab, ein Höhlenloch bei den Gottschläger Wasserfällen besucht, wozu Kurt Wedler die entsprechende Sage erzählte.

Am andern Tag stand Straßburg mit seiner wechselhaften Geschichte auf dem Programm. Ein erster Besuch galt dem Europaparlament, wo man eingehend über diese Institution unterrichtet wurde.

Natürlich galt eine ausführliche Besichtigung dem Münster, einem Meisterstück gotischer Baukunst. Den Grundstein zu diesem großartigen Bau legte 1015 Bischof Werner.

1277 begann unter Bischof Konrad von Lichtenstein Erwin von Steinbach den Bau der berühmten Westfassade mit den beiden Türmen. Leider konnte die vorzügliche Schönheit des Hauptportals mit seinen zahlreichen Statuen und die große Fensterrose darüber wegen der anstehenden Renovierungsarbeiten nicht bewundert werden. Ferner sind die herrlichen Glasfenster aus dem 14. und 15. Jahrhundert, die Kanzel, ein Meisterwerk von Johann Hammerer, das vortreffliche Orgelgehäuse von Friedrich Krebs, das einst eine Silbermannorgel beherbergte und die berühmte, astronomische Uhr zu nennen.

Ein Gang durch die Altstadt führte zur evangelischen Sankt Thomaskirche mit dem Denkmal des Marschalls Moritz von Sachsen und der hervorragend restaurierten Orgel von Johann Andreas Silbermann, zur Vaubanschleuse, einem Teil der Festungswerke, die Vauban 1682–84 im Auftrag des Sonnenkönigs Ludwigs XIV errichtete, der die Stadt kurz zuvor seinem Reich einverleibt hatte, und ins idyllische Gerberviertel, das noch etwas von der mittelalterlichen Reichsstadt mit ihrem Zunftwesen verspüren läßt. Ganz auf Goethes Spuren wandelten die Exkursionsteilnehmer beim Besuch von Sensenheim, wo einst im Pfarrhaus Friederike Brion, die Jugendliebe des Dichterfürsten, wohnte.

Per Autofähre das rechtsrheinische Ufer wieder erreicht, galt dem ehemaligen Kloster Schwarzach der nächste Besuch. Die Gründungs- und Frühgeschichte des Klosters ist völlig unklar. Die heutige Klosterkirche ist nach einem Brand von 1220 entstanden. Eine grundlegende Renovierung in den Jahren 1964–69 ließ die im romanischen Stil erbaute Abteikirche in ihrer ursprünglichen Schönheit wiedererstehen. Die Neuaufstellung einiger hervorragender Werke der einstigen Barockausstattung wurde so vorzüglich gelöst, daß die grandiose Wirkung des romanischen Raumes nicht gestört wird.

Im Mittelpunkt des dritten Tages stand der Besuch von Baden-Baden. Die 1827 errichtete Spielbank mit ihrer prunkvollen Einrichtung war ebenso Ziel einer Besichtigung, wie die Überreste der Römerthermen, die besonders von Kaiser Caracalla im Jahre 213 ausgebaut wurden und Zeugnis von der langen Tradition der Bäderstadt ablegen.

In der gotischen Stiftskirche, die 1391 zur Grablege der Markgrafen wurde, fällt besonders das monumentale Grabmal des Markgrafen Ludwig-Wilhelm, des Türkenlouis, auf. Ein überlebensgroßer Kruzifixus von Nikolaus Gerhaert hat im Chor einen vor Umweltschäden sicheren Platz gefunden. Überragt wird Baden-Baden von den mächtigen Ruinen Hohenbadens, der Stammburg der Markgrafen von Baden. Markgraf Hermann, ein Enkel Bertholds von Zähringen hat die Burg 1112 erbaut und sich von Baden genannt. Markgraf Bernhard, der durch seine Seligsprechung zum Schutzpatron Badens wurde, hat sie 1390 erweitert. Doch im 15. Jahrhundert wurde die Residenz in das Neue Schloß, einem direkt über der Stadt gelegenen Renaissancebau, verlegt.

Letztes Ziel in Baden-Baden war das Kloster Lichtenthal, das von Irmingard von Baden 1243 gegründet und mit Zisterzienserinnen aus dem Kloster Wald belegt wurde. In der Fürstenkapelle, der ältesten Grablege der Markgrafen von Baden, konnte man manches herrliche Kunstwerk bewundern. Diese Grablege bewahrte das Kloster, dessen Abtei- und Konventsgebäude 1728 von Peter Thumb erneuert wurden, im Jahre 1802 vor der Aufhebung.

Der vierte Tag galt dem Schwarzwald. Erstes Ziel war der sagenumwobene Mummelsee. Der Gang zur Hornisgrinde machte deutlich, wie erschrecklich sich hier die Auswirkungen des Waldsterbens zeigen. Beim Dreifürstenstein grenzten einst die Länder der Markgrafen von Baden, der Herzöge von Württemberg und der Fürstbischöfe von Straßburg aneinander. Die Klosterruinen von Allerheiligen künden von einem der ersten gotischen Baudenkmäler im mittelbadischen Raum. Nach Ausbruch der französischen Revolution fand das Straßburger Priesterseminar hier Zuflucht. Kurz nach der Säkularisation zerstörte 1804 ein Blitzschlag die Kirche. Die Verwendung als Steinbruch ließ den Zerfall rasch voranschreiten, bis Kunstfreunde dem barbarischen Tun Einhalt geboten. Ein Naturschauspiel ersten Ranges sind die imposanten Wasserfälle unterhalb der Klosteranlagen. Mit einem Spaziergang auf dem Kniebis zum Ellbachseeblick wurde vom Schwarzwald Abschied genommen.

Nach einer kurzen Kaffeepause in Freudenstadt, einer Gründung von Herzog Friedrich und seinem Baumeister Heinrich Schickhardt, ging es unwiderruflich der Heimat entgegen.

Wilfried Groh

Der Kirchenbau zu Laufen

Von Gustav Rieber (Schluß)

Der Maurer Schnitzer von Gosheim verlangte 15 Prozent Aufschlag ebenso der Maurer Ramsberger von Benzingen, der Steinhauer und Maurer Adam Maier von Ebingen war bereit, den Bau zu den Anschlagskosten zu übernehmen. Der Zuschlag wurde Maier erteilt. Weitere Arbeiten wurden zum Teil vergeben oder zurückgehalten, weil die Forderungen noch zu hoch lagen.

Den Abbruch der alten Kapelle samt Turm und wieder Aufstellen des Glockenstuhles auf dem Kirchplatz samt Einhängen der Glocken bekam Ludwig Öhrle von hier für 494 Gulden 19 Kreuzer. Orgelbauer Nemesius Gern von

Lautlingen erbot sich, die Orgel abzubrechen und in der Schule wieder aufzubauen für 15 Gulden. Am Palmsonntag 1873 wurde noch die Konfirmation in der Kapelle gefeiert und am Montag mit dem Abbruch begonnen.

Da nun wegen des Abbruchs des Kirchenturmes keine öffentliche Uhr mehr im Flecken war und der alte Glockenstuhl samt Glocken wieder aufgestellt wurde, soll von jetzt an bis Kirchweih und im nächsten Jahr vom 1. April bis Kirchweih täglich morgens 9 Uhr und mittags 4 Uhr geläutet werden. Totengräber Jacob Stoz erklärte sich bereit, dieses Läuten bis zur Einweihung der neuen Kirche im Herbst 1874 für 15 Gulden zu übernehmen.

Am gleichen Tage wurde auch der Vertrag über die Bauaufsicht mit Werkmeister Speidel von Balingen abgeschlossen. Für sämtliche Geschäfte erhielt er eine Aversalsumme von 1000 Gulden. Ein Vertragspunkt lautete: „Hat er, wenn erforderlich, jeden Tag bei der Arbeit zu sein, muß aber im geringstenfall der Arbeiten wöchentlich wenigstens 3 bis 4 mal Nachschau machen".

Die Oberaufsicht übernahm Bauinspector Herzog von Rottweil. Um der Gemeinde keine größeren Kosten entstehen zu lassen, will er diese Arbeit mit anderen Geschäften besorgen. Was die Zeichnungen betrifft, hält es der Gemeinderat nicht für notwendig, daß solche in Duplo angefertigt werden sollen, dieweil die Originale fortwährend auf dem Rathaus eingesehen werden können.

Diese Verträge werden den Gemeinde-Oberen noch viel Ärger und Verdruß bringen und ihnen bestätigen, daß zu starkes Einsparen auch unliebsame Folgen haben kann.

Aus dem Steinbruch von Endingen wurden in hunderten 2spännigen Fuhren die Endinger Felsensteine zum Bau des Sichtmauerwerkes herangeführt, zur Hintermauerung nahm man gute „Kalchsteine" vom Laufener Bruch am Haldenweg. Der Sand wurde von der Sandgrube am Weg nach Hossingen und vom Gänsewasen geholt.

Für die Steinhauerarbeiten, die auf der Baustelle gemacht wurden, wie Fensterbänke, Türeinfassungen, Kanzeltür, im Chor, Rosetten, Treppen, Bodenplatten, Uhrtafeln, Wappenschilder etc. wurden Steine von Binsdorf und Rosenfeld hergeholt, auf dem Kirchplatz behauen, geschliffen und dann eingebaut. Vielen brachte der Kirchbau eine kleine Aufbesserung ihres kargen Einkommens.

Der Bau schritt gut vorwärts und schon am Dienstag, dem 1. Juli 1873, war die feierliche Grundsteinlegung für die neue Kirche unter Teilnahme der Bürgerschaft. Pfarrverweser Moser bedankte sich in seiner Predigt, daß der Bau nach jahrelangem Hin und Her doch Wirklichkeit wurde und in Bälde dürfe die Kirchengemeinde ihre Gottesdienste wieder im eigenen Gotteshaus halten.

In den Grundstein wurden unter anderem eine Glasflasche mit Geldstücken gelegt. Andreas Lang stiftete ein Stück mit dem Gepräge des Königs und der Königin im Wert von 3 Gulden 30 Kreuzer, einen Vereinstaler mit 1 Gulden 45 Kreuzer, ein Guldenstück, einen Kreuzer und zwei 1/2 Kreuzerstücke, vom Rechner Stoz war noch ein 6 Kreuzer und ein 1 Kreuzer dabei. Den Schulkindern wurde Brot verabreicht, jedem für 2 Kreuzer und allen am Bau beschäftigten 41 Mann wurde eine Zeche bezahlt mit je 30 Kreuzern, den Bauführern mit je 1 Gulden.

Im August 1873 beschwerte sich der Bauinspector Herzog beim Gemeinderat, daß es beim Bau nicht recht vorwärts gehe, da zu wenig Leute beschäftigt seien. Bauunternehmer David Maier wurde darüber in Kenntnis gesetzt, daß mindestens 20 Mann im Steinbruch in Endingen mit Brechen und Aufräumen beschäftigt sein müssen und auf der Baustelle 16 Maurer und Steinhauer ohne Lehrlinge.

Bauführer Speidel hat in seinem Bautagebuch unterm 19. Oct. 1873 vermerkt, daß er 10 - 12 Tage verreisen müsse und bestimmt, daß dem David Maier keine Abschlagszahlung geleistet werden dürfe, bis das Gemäuer so weit hergestellt sei, damit mit dem Aufschlagen des Gebälks auf dem Langhaus begonnen werden kann.

Die Bauarbeiter waren aber nicht gewillt, ohne Lohn weiterzuarbeiten. Dem Gemeinderat blieb nun nichts anderes übrig, um das Langhaus vor dem nahenden Winter unter Dach zu bringen, an den Bauunternehmer Maier 1500 Gulden als Abschlagszahlung zu zahlen, damit die Arbeiten zügig weitergehen können.

Beim Aufrichten des Gebälks im Langhaus stürzten den Zimmerleuten von den 6 Bünden 5 ein, haben aber zum Glück das Mauerwerk nicht beschädigt, nur an jedem Bund den mittleren Teil abgeschlagen. Der Handlanger Joh. Georg Öhrle erlitt bei dem Einsturz schwere Quetschungen, die aber nach Feststellung des „Doctors", der mit einer Kutsche von Balingen geholt worden war, Gott Lob nicht lebensgefährlich waren.

Pfarrverweser Moser hielt beim Richtfest des Langhauses eine Rede über das Wachsen des Baues. Allen Bauleuten wurde ein Trunk bewilligt. Die Zimmerleute baten, daß ihnen für die zerschlagenen Bünde das Bauholz gratis gegeben werden soll, da sie großen Schaden erlitten hätten. Ihre Bitte wurde vom Gemeinderat abgewiesen, aber gegen angemessene Zahlung können sie Holz erhalten. Die Bauarbeiten ruhten den Winter über. Im zeitigen Frühjahr 1874 wurde die Arbeit am Turm begonnen. Aber schon im Sommer wurden Äußerungen laut, daß das Gemäuer, hauptsächlich aber der Turm in schlechter Arbeit erstellt worden seien.

Das Königliche Oberamt Balingen wurde nun beauftragt, den Bauinspector Herzog von Rottweil zu ersuchen, den Bau zu beaugenscheinigen, bevor alles mit Speiß zugeworfen wird, besonders, da der Turm sich auf der Seite gegen den Steilebach gesetzt und schon mehrere Steine zerdrückt seien. Auch daß an einem Gewölbe am Turm Sprieße angebracht wurden. Bei der Begutachtung stellte Herzog fest, daß die Maurerarbeit tatsächlich schlecht ist, dem aber durch Verschlauderung vorgebeugt werden könne.

Der Gemeinderat traute aber der Sache doch nicht ganz, da Herzog die Oberbauführung hatte, und beantragte beim Königlichen Oberamt, daß der Turm durch einen höheren Techniker untersucht werden möge. Am 6. Oct. wurde der Turm von Oberbaurat von Schlierholz unter Mithilfe der Herren Herzog und Speidel gründlich untersucht und die Arbeit nicht nur schlecht, sondern auch als gefahrbringend beurteilt. Da der Turm nicht mehr leicht abzubrechen sei, könne dem Übel nur durch eine gehörige Verschlauderung und teilweise Veränderung abgeholfen werden. Schlossermeister Engelfried von Balingen lieferte das notwendige Eisen für die Verschlauderung, fertig zum Einbau geschweißt und gerichtet, das Pfund fertige Arbeit zu 15 1/2 Kreuzer. Verbraucht wurden 1123 Kilo (die Eisenkosten allein 583 Gulden und 22 Kreuzer). Die Kosten der gesamten Turm-Renovation betrugen 2981 Gulden 27 Kreuzer.

Wenn man heute die Eisenverzierungen am Turm sieht, so glaubt man doch, daß dies eine Handwerker-Arbeit zur Zierde des Turmes sei. Weit gefehlt, es sind die Endpunkte von armdicken Eisenstangen, den Schlaudern, die dem Turm die notwendige Stützung geben, versehen mit Verzierungsschlüsseln. Das Gutachten von Oberbaurat von Schlierholz stellte fest: Der Bau sieht äußerlich solid aus, innerlich ist er aber nicht handwerkmäßig gebaut. Im Plan von de Pay sind vorne am Turm 3 Fenster angebracht, Zeichnungen auf dem Rathaus zeigen aber schon 2 Fenster mit einem flachen Entlastungsbogen, wie auch Konstruktionszeichnungen von dem Bogen nicht vorhanden sind, und über die Verschlauderung auch kein bestimmter Plan vorliegt, wofür die Bauleitung zu tadeln ist. Der Bogen ist als Konstruktionsfehler zu bezeichnen.

Der Gemeinderat beschloß für den Bauunternehmer Maier, der seit einiger Zeit nicht mehr hier ist, einen neuen Polier aufzustellen und alle Arbeiten auf Rechnung des Maier fertig machen zu lasen, ihm 2000 Gulden in Abzug zu bringen für den verschandelten Turm und die Caution solle weiter bestehen. Den Zimmerleuten, die den Dachstuhl vom Turm aufrichten sollen, aber nicht angefangen haben, wurde angedroht, die Arbeit von anderen fertig machen zu lassen auf ihre Kosten, falls nicht sofort mit dem Aufrichten begonnen werde. Werkmeister Speidel wird entlassen und von seinem Verdienst 300 Gulden abgezogen.

Der neue Polier, Steinhauermeister Schmid von Rottweil, bringt nun den Bau wieder in Bewegung. Die Ausbauarbeiten werden vollends vergeben, aber eine im Herbst vorgesehene Kircheneinweihung steht jetzt wieder in weiter Ferne. Vom Amtsgericht Balingen kam die Anordnung, alle an David Maier vorgesehenen Zahlungen an den Güterpfleger in Ebingen zu geben. Da die Gemeinde nicht weiß, ob sie bei der Schulden-Liquidation noch bezahlen muß oder gut hat, wird das Oberamtsgericht gebeten, die Liquidation so lange hinauszuschieben, bis eine genaue Übersicht von Soll und Haben vorhanden ist.

Aus Binsdorfer Stein wurden die Bodenplatten, Treppen und der Altar gehauen und geschliffen und eingebaut. Den Taufstein machte der Steinhauer Killmaier von Binsdorf für 36 Gulden. Schreiner, Glaser und Maler sorgten dafür, daß der Kirchenbau seiner Vollendung entgegenging. Beinahe 1 Jahr war die Bauzeit länger als vorgesehen.

Orgel

Im October 1873 wurden Verhandlungen mit Orgelbauer Branmann von Ulm aufgenommen wegen eines Gutachtens über die alte Orgel, ob nach Reparatur und Vergrößerung dieselbe in der neuen Kirche zu brauchen sei. Sein Urteil ging dahin, daß die Pfeifen noch gut, die übrigen Teile aber nicht mehr zu brauchen seien.

Branmann machte die Offerte, er wolle eine neue Orgel liefern mit 2 Manualen und 10 Registern. Für dieses Werk verlange er 2000 Gulden, wäre aber bereit, die alte Orgel zu übernehmen für 400 Gulden. Die Kosten für den Transport mit der Eisenbahn bis nach Hechingen gehen auf seine Kosten, die Abholung vom Bahnhof Hechingen auf Kosten der Gemeinde. Dieses Angebot von Branmann wurde angenommen mit der Bedingung, daß die Orgel bis zur Kircheneinweihung, wahrscheinlich im September 1874, fertig aufgestellt sein muß.

Angesichts der steigenden Kirchenbaukosten verlangte nun das Königliche Oberamt, von einer Orgel vorerst abzusehen und vom Vertrag zurückzutreten. Der Gemeinderat wollte aber eine Orgel und konnte mit der Zeit das Oberamt davon überzeugen, daß die Mittel reichen. Durch das Malheur am Kirchturm verzögerte sich der ganze Bau um ein Jahr.

Im August 1875 wurde vom Orgelrevidenten Dekan Amman die Orgel revidiert und in jeder Beziehung für gut befunden. Vom Orgelbauer Branmann war noch ein 11. Register eingebaut worden, das nicht im Accord inbegriffen war. Dafür verlangte er 100 Gulden und für das Orgelgehäuse anstreichen noch 50 Gulden.

Kirchenbau-Collekte

Von Seiten des Königlichen Consistoriums von den ev. Kirchen Württembergs war eine Collekte zu Gunsten des Kirchen-Neubaues in Laufen in Aussicht gestellt worden. Um nun Genaueres zu erfahren, richtete man über das Königliche Dekanat ein Gesuch an das Königliche Consistorium in Stuttgart, die Erlaubnis zu erteilen, in sämtlichen Generalaten des ganzen Landes collektieren zu dürfen. Die Erlaubnis der Collekte, an einem der Sonntage im März 1874, Okuli, Lätare, Judika oder Palmsonntag in allen ev. Kirchen Württembergs ein Kirchenopfer für den Kirchenneubau in Laufen zu erbitten, traf ein.

Der Gemeindepfleger Stoz, der die Kirchenbaurechnung übernahm, mußte mit 10 000 Gulden für dieses Geschäft haften und noch 2 Bürgen stellen. Im wahrsten Sinne des Wortes war die Kirchenbaurechnung für Stoz manch-

mal schweißtreibend, denn das eigehende Geld war doch alles in kleineren Münzen und die hatten ein Gewicht. Der Bote Joh. M. Hoch brachte die Geldpakete von Balingen. Waren sie zu schwer zum Tragen, mußte der Rechner mit dem Fuhrwerk nach Balingen und die Pakete abholen.

Dann kam das Sortieren und Zählen, ein richtiges Sammelsurium: Reichstaler, Gulden, halbe Gulden, Sechser, österreichische Sechser, Groschen, Kreuzer, halbe Kreuzer, halbe Österreicher, Stückle ohne Wert, 10 und 1 Mark-Stückle, Frankenstückle etc. Von den Dekanaten und einzelnen Gemeinden floß der Opferstrom, 636 Absendern mußte der Rechner ein Dankschreiben schicken, alles von Hand geschrieben. Einen stolzen Betrag brachte dieses Kirchenopfer ein, 5534 Gulden und 18½ Kreuzer. Für den Kirchenbau ein willkommener Betrag!

Glocken

Am 16. Februar 1875 wurde im Gemeinderat die Anregung gemacht, eine weitere Glocke und zwar zwischen den beiden vorhandenen noch eine mittlere anzuschaffen. Glockengießer Hugger von Rottweil wurde beauftragt, zu untersuchen, was diese Glocke für ein Gewicht haben müßte, um eine annähernde Harmonie zu erzielen.

Hugger erklärte, daß eine Harmonie mit einer mittleren Glocke nicht hergestellt werden könne, bei einer größeren aber, wenn auch nicht ganz harmonisch, so doch annähernd. Nach dem Huggerschen Gutachten müßte die Glocke 12 Zentner schwer sein. Da nun diese Glocke einen Kostenaufwand von ca. 1200 Gulden verursachen würde, wurde beschlossen, von einer 3. Glocke abzusehen. Die vorhandenen Glocken hatten 927 und 372 Pfund und müssen für das Geläut reichen.

Auf Veranlassung des Königlichen Oberamts und hauptsächlich des Müllers Andreas Lang, einen größeren Betrag zu stiften für eine größere Glocke, wurde nun einstimmig beschlossen, eine größere Glocke anzuschaffen unter der Bedingung, daß das Königliche Oberamt Balingen dafür sorgt, daß man die benötigte Geschütz-Bronce billiger oder sogar geschenkt bekommen könne. Kunstmüller Lang stiftete 200 Gulden für die Glocke.

Vom Königlichen Oberamt Balingen wurde die Bitte an den Deutschen Kaiser in Berlin um Überlassung einer Kanone für eine neue Glocke gerichtet. Diese Bitte wurde abschlägig beschieden. Das gleiche Gesuch an seine Königliche Majestät, den König von Württemberg, wurde dahin beschieden, daß dem Gesuch der ev. Gemeinde Laufen um unentgeltliche Überlassung erbeutete französischer Geschütz-Broncen nicht entsprochen werden könne. Seine Königliche Majestät habe jedoch zu genehmigen geruht, daß zum Zwecke der Herstellung von Kirchenglocken Kanonen-Metall zu billigerem Preis abgegeben werde.

Dem zufolge ist das Königliche Kriegs-Ministerium bereit, denjenigen Gemeinden, deren Gesuch um unentgeltliche Abgabe nicht berücksichtigt werden konnte, dergleichen Metall und zwar den Zentner um den von 48 Gulden auf 30 Gulden, loco Ludwigsburg, ermäßigten Preis abzugeben, aber nur gegen Barzahlung. Ihren Bedarf hat die Gemeinde bei dem Königlichen Artillerie-Depot in Ludwigsburg anzumelden.
Erhalten hat die Gemeine Laufen nun:

1 französisches Rohr Nr. 86	mit 660 Pfund
1 französisches Rohr Nr. 13	mit 660 Pfund
½ französisches Rohr Nr. 78	mit 294 Pfund
insgesamt	1614 Pfund a 30 Gulden = 484 Gulden und 12 Kreuzer

Im Albboten, Schwarzwälder-Boten und im Schwäbischen Merkur wurde nun das Glokkengießen ausgeschrieben. Den Accord bekam Glockengießer Benjamin Grüninger und Söhne aus Billingen zum Preis von 45 Kreuzer für das Pfund Glocke. Die französischen Geschützrohre wurden mit dem Fuhrwerk von Ludwigsburg nach Villingen in die Glockengießerei geschafft. Schon am 29., 30. und 31. Juli 1875 wurden die neue und die 2 alten Glocken auf den Turm hochgezogen und eingebaut.

Die neue Glocke hatte das Gewicht von 1486 ½ Pfund und kostete 1114 Gulden 53 Kreuzer. Zugehöriges Eisenwerk und Aufhängen machten 107 Gulden aus, Gesamtkosten also 1221 Gulden und 53 Kreuzer; hiervon gingen ab für die Geschütz-Bronce 726 Gulden 30 Kreuzer, so daß an den Glockengießer Grüninger noch 495 Gulden und 23 Kreuzer zu zahlen waren.

Turm-Uhr

Uhrmacher Hörz von Ulm machte der Gemeinde das Angebot, für den Turm eine Uhr mit 3 Zeigerwerken, mit Geh-Viertel- und 2 Stundenschlagwerken samt Einbau um 460 Gulden 48 Kreuzer zu liefern. Dieses Angebot wurde angenommen, nachträglich merkte man aber, daß der Turm 4 Uhrtafeln hat und man 4 Zeigerwerke braucht. Die Forderung des Uhrmachers Hörz betrug deshalb 520 Gulden und 48 Kreuzer, die ihm auch zugestanden wurden.

Am 22. August 1875 war die **Kircheneinweihung.** 3 Männer waren 1½ Tage beschäftigt, die Kirche außen und innen mit Tännle und Kränzen zu schmücken. Das ganze Dorf prangte in festlichem Grün. Vom frühen Morgen an strömten von nah und fern Festgäste aller Stände herbei. Zur festgesetzten Zeit sammelten sich die Gemeindeangehörigen und die Gäste beim Rathaus, wo während der Bauzeit die Gottesdienste abgehalten wurden. Nach einer kurzen Abschiedsrede durch Pfarrverweser Moser bewegte sich der Festzug zur Kirche. Am Portal des neuen Gotteshauses angelangt, sprach der Pfarrer wieder herzliche Begrüßungsworte, worauf Schultheiß Hoch, dem das Zustandekommen des Baues wesentlich zu verdanken war, in einer Ansprache den Schlüssel der Kirche an den Pfarrer übergab. Die Tore öffneten sich, aber die liebevoll dekorierte Kirche konnte die vielen Besucher nicht alle fassen. Herr Dekan Cranz von Balingen nahm den Weiheakt vor und Pfarrer Moser hielt die Festpredigt, den Anfang und Schluß der feierlichen Handlung bildete ein weihevoller Chorgesang.

Nach Beendigung des Gottesdienstes fand das offizielle Festessen im Gasthof „Ochsen" statt. Auch die anderen Wirtschaften hatten alle Hände voll zu tun, um Hunger und Durst der vielen Gäste zu stillen. Für die Schuljügend lieferte der Weidenwirt König 133 Wekken. Und die 4 Musikanten von Balingen, die beim Fest Musik machten, zechten auch beim Ochsenwirt. Trotz des nassen Wetters war ihr Durst gesund, 35 Glas Bier brauchten sie zum Durst löschen, das Mittagessen samt Wein machte 5 Gulden 12 Kreuzer aus, und für Brot auch noch 12 Kreuzer, 7 Gulden und 26 Kreuzer machte die Musikantenzeche. Allerhand Geld für die sonst so sparsame Gemeindekasse! Aber eine Kirche wird ja nicht alle Jahre gebaut.

Am Bau waren hauptsächlich fremde Handwerker beteiligt. Der Maurer und Steinhauer David Maier aus Ebingen, der Gypser Joseph Schweizer aus Ebingen, die Zimmerleute Georg Schneider von Engstlatt und Johs. Zimmermann von Heselwangen und Johs. Kiesinger von Hossingen, der Hofschieferdeckermeister Georg Stahl von Reutlingen und der Schreinermeister Andreas Gompper von Laufen, Glaser Adolph Salzer von Freudenstadt und der Schlosser Jacob Engelfried von Balingen, der unter anderem auch die Wetterfahne resp. das Kreuz mit Engel und Posaune samt Aufbau für 56 Gulden 20 Kreuzer machte. Maler Wilh. Storch vergoldete den Engel samt Posaune für 24 Gulden 30 Kreuzer. Der Kupferschmid und Flaschner Schmid aus Balingen hat den Stiefel auf dem Turm samt Knopf aus gutem Kupfer getrieben und den Knopf haltbar in Öl vergoldet für 99 Gulden und 45 Kreuzer. Die Schmiedearbeiten waren von Johann Georg Zimmermann von Frommern und die Malerarbeiten hatte der Maler Bantle von Ebingen gemacht.

Von den hiesigen Handwerkern, die Taglohnarbeiten machten, waren beteiligt: Schmid Nagel, Schuhmacher Müller, Glaser Johann Schwarzkopf, die Maurer Schlegel und Schick, Schreiner Christian Stoz, Mechaniker Christian König und Ziegler Dapp, der Ziegel, Platten und Kalk lieferte. Die Abrechnung sämtlicher Arbeiten ergab einen Aufwand für den Neubau von 47 692 Gulden 45½ Kreuzer oder 81 759 Mark und 1 Pfennig. In dieser Summe sind auch die Nebenkosten, unter anderem der Ankauf und Abbruch des Bizerschen Hauses am Bach unten, Orgel, Glocken und Uhr enthalten.

Laufen hatte nun wieder eine Kirche. Seither hat sie schon zweimal mit den Laufenern schwerste Zeiten erlebt, aber vielen die Kraft gegeben zum Durchhalten, und dies wird sie auch noch vielen Generationen, die kommen und gehen, anbieten und geben.

Quellen: Gemeinderaths-Protokolle 1832 - 1877, Gemeindepflege-Protokolle 1809 - 1877, Kirchenbaurechnung 1873 - 1875, Stiftungsrath-Protokoll 1843 - 1877, Pfarrgemeinderath-Protokoll 1860, Landesarchiv Sigmaringen Wü 65/4, Balingen, Bündel 340, Landkreisbeschreibung, Albbote.

Echte Goldrute

(Solidágo virgaúrea)

Die echte Goldrute kommt auf Kahlschlägen, in lichten und trockenen Laubwäldern, in Schonungen und Gebüschen vor und blüht von Juni bis Oktober mit ihrem bis 1 m hohen, gelb leuchtenden Stauden. Die Blüten sind in Traubenrispen angeordnet und tragen oben, zum Anlocken der Insekten, leuchtend gelbe Strahlen, darunter aber nur 10 bis 20 kleine Röhrenblüten. Der Hüllkelch besteht aus grünen krautigen Blättern. Die unteren Blätter sind elliptisch und gesägt. Sie laufen am Stiel bis zum Stengel herunter, die oberen sind lanzettlich und kleiner. Auch die Goldrute wird als Heilpflanze verwendet. Sie enthält Saponin, Gerbstoff und ätherisches Öl. Die Goldrute, die wir im Garten haben, ist aus Kanada eingeführt. Sie wird bis zu 2 m hoch und hat einen buschigen, pyramidenförmigen Blütenstand. Diese kanadische Goldrute verwildert leicht, so daß man sie in Ufergebüschen und am Rand von Schuttplätzen, wo sie mit Gartenabfällen hingelangt, auch antreffen kann.

K. Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 — 30. Juli 1984 — Nr. 7

Als das K. Württ. Postamt Balingen mietweise im Balinger Rathaus untergebracht war (Nov. 1874 – Nov. 1899).

Von Rudolf Töpfer

Das Balinger K. Post- und Telegraphen-Bureau war am 1. 3. 1866 in den „Gasthof zum weißen Ochsen" an der Friedrichstraße verlegt worden. Die Gastwirtschaft dort hatte damals Eugen Vayhinger pachtweise umgetrieben. Offenbar weil der Gebäudeeigentümer Oberamtsarzt Dr. Dinkelacker Verkaufsabsichten hatte und das Postamt wohl auch beengt untergebracht war, bemühte sich Postmeister Schmid um mietweises Unterkommen im Balinger Rathaus.

Erstes sichtbares Anzeichen dafür war die Ausschreibung von Bauarbeiten für insgesamt 1330 fl „zur Einrichtung der Postbureaulokale im Rathaus und Verlegung des Wachtzimmers" durch das Stadtschultheißenamt im „Volksfreund" vom 15. 8. 1874. Wenig später schrieb Oberamtsarzt Dr. Dinkelacker das Gebäude zum „Weißen Ochsen" im „Volksfreund" vom 1. 9. 1874 zum Verkauf aus. Recht umfangreich können die vorgenannten Bauarbeiten wohl nicht gewesen sein, denn bereits am 3. 11. wurde bekanntgemacht, daß das K. Postamt am 6. 11. 1874 vom „Gasthof zum weißen Ochsen" in das Parterre-Lokal des Rathauses, Eingang links vom Hauptportal, verlegt werden wird. Da das Erdgeschoß des Rathausgebäudes durch den Eingangsvorraum und den dahinter liegenden Treppenaufgang praktisch in eine linke und eine rechte Hälfte geteilt wird, ist die **Mietsache Postamt** klar umrissen. Es handelte sich dabei um alle Räume, die hinter den fünf Erdgeschoß-Fenstern links vom Hauptportal liegen. Der monatliche Mietpreis hat 45 M 47 Pf betragen. Es fällt auf, daß in der erwähnten Bekanntmachung nur vom Postbureau die Rede ist, vom Telegraphenbureau jedoch nicht mehr. Daher ist anzunehmen, daß sich das Telegraphenamt ab 1. 8. 1874, als Balingen Bahnstation geworden ist, im Bahnhofsgebäude befand, wie es damals üblich war.

Auch andere Probleme kamen auf das Postamt zu: Als 1871 das Deutsche Reich begründet wurde, hatte man in Mittel- und Norddeutschland noch Silbertaler, in Süddeutschland Gulden, in den neuen Reichslanden wurde mit Franken bezahlt, in Hamburg und Lübeck mit Lübischer Währung, in Bremen mit Goldtalern. Die Gulden waren in Süddeutschland in Kreuzer unterteilt. Neben den Taler- und Guldenstücken gab es diverse Goldstücke, darunter den württembergischen Dukaten. 1871 war auch Papiergeld von 21 deutschen Staaten mit insgesamt 31 Notenbanken im Umlauf, etwa solche der kurz zuvor am 23. 10. 1871 gegründeten Württembergischen Notenbank. Erst nach der Reichsgründung war es möglich, dieses Durcheinander von Münzen und Währungen zu ordnen und im Deutschen Reich eine einheitliche Währung zu schaffen mit der Mark als Währungseinheit. Es dauerte jedoch einige Jahre, bis sich die Verantwortlichen darauf geeinigt hatten, daß nicht nur die neue Reichsbank, sondern auch einige andere Banken Noten ausgeben dürfen (Privatnotenbanken), daß 1 Mark = 1/3 Taler ist und zur Deckung der neuen Währung Gold gehortet werden soll, denn das Deutsche Reich hatte eine durch Gold gedeckte Währung.

Die Ausprägung der Reichsmünzen in Markwährung erfolgte auf Grund der Münzgesetze vom 8. 12. 1871 und 9. 7. 1873. Diese Gesetze legten für das Deutsche Reich als Währungseinheit die Mark zu 100 Pfennig (Dezimalsystem) mit einem Goldwert fest, der einem Drittel des sogenannten Vereinstalers entsprach (1 Taler = 3,00 Mark). Es wurde auch die Einheitlichkeit der Scheidemünzen von 1 Pfennig bis 1 Mark sowie die Gestaltung der Goldmünzen bestimmt. Danach trug die Vorderseite der Stücke den Reichsadler und die Rückseite das Bild des Landesherrn oder das Wappen der Freien Stadt, in deren Münzstätte die Münze geprägt worden war, was im Auftrag und für Rechnung des Reichs geschah, also gegen Vergütung. Damals sind insgesamt nicht weniger als 119 verschiedene Münztypen beseitigt worden. Für Württemberg wurden die Reichsmünzen in Stuttgart geprägt mit dem heute noch gebräuchlichen „F" als Münzzeichen. Die badische Münzstätte in Karlsruhe benutzte das Münzzeichen „G".

Die Einführung der Reichsmarkordnung erfolgte im Deutschen Reich am 1. Januar 1875; für Württemberg wurde sie durch königliche Verordnung und für Baden durch großherzogliches Dekret **auf den 1. Juli 1875 festgesetzt.** Die Umrechnung erfolgte ohne Verlust im Verhältnis von 7 Gulden = 12 Mark bzw. 1 Gulden = 1,71 Mark bzw. 1 Kreuzer = 2,85 Pfennige.

Die Währungsumstellung wirkte sich natürlich auch auf den Postfreimarken aus, die künftig auf „Pfennig" lauteten. In Württemberg fand der Übergang zur neuen Währung bei den Briefmarken am **1. 7. 1875** statt.

Mit dem 30. 6. 1875 endete im Königreich Württemberg die **„Kreuzerzeit"**, also die Zeit der Kreuzermarken. Sie hatte am 15. 10. 1851 begonnen, als die ersten württembergischen Briefmarken erschienen sind. Diese Zäsur gibt Gelegenheit, in einer Übersicht darzustellen, welche Balinger Poststempel auf württembergischen Kreuzermarken vorkommen können.

Balinger Poststempel
auf württembergischen Kreuzermarken
(Kreuzerzeit: 15.1o.1851 – 3o.6.1875)

Zweizeiliger Langstempel mit Datumsangabe, Jahreszahl vierstellig. Ein Thurn und Taxis-Stempel, der von der K. Württ. Post bis Okt. 1853 weiterverwendet worden ist. Stempelfarbe blau, später schwarz.

Dreikreisstempel mit Datumsangabe; Jahreszahl zweistellig, ohne Tageszeit. Durchmesser: 21 mm. Frühester bekannter Verwendungstag: 3. 9. 1852. Stempelfarbe: blau, dann schwarz (siehe unten).

Einkreisstempel mit Datums- und Tageszeitangabe. Durchmesser: 26 mm. Frühester bekannter Verwendungstag: 24. 4. 1875, also kurz vor dem Ende der Kreuzerzeit.

Die ersten württembergischen Freimarken sind am 15. 10. 1851 erschienen. Sie lauteten auf Kreuzer. Der Poststempel sollte jeweils mitten auf die Marken gesetzt werden. Bei Verwendung von **zweizeiligen Langstempeln** war das schwierig. Auf Antrag der Postkommission genehmigte daher das Finanzministerium nach anfänglicher Ablehnung am 7. 3. 1852 die Anschaffung von Dreikreisstempeln, die nach und nach erfolgen sollte. Bis Oktober 1856 hatten 52 Postämter (von 126 vorhandenen) **Dreikreisstempel** erhalten, das Postamt Balingen bereits ausgangs 1852, also relativ bald. In jenen Jahren bekamen die Poststempel ihr „kreisrundes Gesicht". Die Dreikreisstempel waren mithin die ersten Stempel nach Einführung der Briefmarken in Württemberg. Sogenannte Vernichtungsstempel (Mehrkreis-, Rauten-, Gitter- oder ähnliche Stempel) sind von der württ. Postverwaltung damals nicht eingesetzt worden. Mit Verfügung der K. Württ. Postkommission vom 6. 6. 1853 wurde die Verwendung von blauer Stempelfarbe verboten. Ab sofort sollte nur noch schwarz gestempelt und amtlich gelieferte **Stempelfarbe** benutzt werden, um die Lesbarkeit zu verbessern und die Freimarken zuverlässiger zu entwerten.

Balingen.

Bekanntmachung.

Das im Gasthof z. weißen Ochsen befindliche Bureau der unterzeichneten Stelle wird am Freitag den 6. d. M. in das Parterre-Lokal des Rathhauses, Eingang links vom Hauptportal, verlegt.

Den 3. November 1874.

K. Postamt.

Die aus Anlaß der Währungsumstellung herausgegebenen **neuen „württembergischen" Postwertzeichen für den allgemeinen Verkehr** zeigten ein verändertes Markenbild, das im wesentlichen bis zur Aufgabe der württembergischen Postwertzeichen ab 1. 4. 1902 beibehalten worden ist. Daneben hat es noch besondere **„Wertzeichen für den amtlichen Bezirksverkehr der Gemeindebehörden"** mit der Inschrift „Portopflichtige Dienstsache" gegeben. 1881 sind dann auch **„Dienstmarken für den Verkehr der Staatsbehörden"** mit der Inschrift „Amtlicher Verkehr" eingeführt worden.

Allgemeiner Verkehr
(Ausgabe 1875)

1878 ergab sich ein **Wechsel im Balinger Postfuhrdienst,** der nach dem Ableben des Posthalters und Schwanenwirts Jakob Traub (verstorben am 22. 7. 1866) von dessen Witwe weiterbetrieben worden war. Man findet diese in Übereinkünften o. ä. ganz korrekt als **„Frau Posthalter Wilhelmine Traub, Posthalterswitwe"** bezeichnet. 1878 übernahm **Gottlieb Plessing** von ihr den Postfuhrdienst. Er wurde von Anfang an als **Postfahrtenunternehmer** bezeichnet. Die württ. Postverwaltung war nämlich dazu übergegangen, den wegen der Ausbreitung der Eisenbahnen mehr und mehr schrumpfenden Postfuhrdienst an Unternehmer zu vergeben. Verdienstvollen Postfahrtenunternehmern konnte allerdings der Titel **„Posthalter"** in Gnaden verliehen werden, was seitens seiner Königlichen Majestät vermöge höchster Entschließung vom 31. Mai 1878 auch dem Postfahrtenunternehmer Gottlieb Plessing wiederfuhr. Die Unternehmer hatten den Postfuhrdienst auf eigene Rechnung zu besorgen, wofür ihnen eine durch schriftliche Übereinkunft festgesetzte **Postfuhrvergütung** gewährt und außerdem die Personengelder und Reisegepäckgebühren ganz oder teilweise überlassen wurden. Daher waren die Postfuhrunternehmer von selbst an einer guten Benutzung der Einrichtung und an einer ausreichenden, jedoch nicht übertriebenen Bespannung der Wagen interessiert. Sie hatten auch die Postillone und die unter Leitung der Direktivbehörde hergestellten Fahrzeuge zu stellen. Die Fahrt-Taxen wurden von der Postverwaltung festgesetzt. Die Postfuhrunternehmer standen nicht mehr in einem unmittelbaren Dienstverhältnis zur Postverwaltung. All dies ist 1875 in einer **Postfuhrordnung** grundsätzlich geregelt worden, die seither Bestandteil der einzelnen Postfuhrverträge war. Die **Fuhrleistungen** selbst erstreckten sich nicht nur auf die Bahnhofsfahrten, Ortsposten, Bestellfahrten usw., die immer mehr aufkamen. Auf Antrag konnte die Postverwaltung den Postfuhrunternehmern unverzinsliche Vorschüsse gewähren, etwa zum Einkauf von Futter oder auch Unterstützungen bei unverschuldetem Unglück in der Pferdehaltung u. ä.

Da die Familie Plessing in Balingen über Generationen hinweg mit dem Fuhrdienst zu tun hatte sowie auch eine Landwirtschaft und eine Gastwirtschaft betrieb und der Name Plessing hier heute noch allgemein bekannt ist, soll etwas näher auf die Plessings eingegangen werden. Gottlieb Plessing stammte aus Aichelbach an der Murr und war, als er 1878 im Alter von 33 Jahren nach Balingen kam, schon vorher bei Kgl. Postverwaltungsstellen in Marbach, Waiblingen, Ludwigsburg und Stuttgart tätig gewesen, d. h. er besaß die nötigen Erfahrungen. Plessing hatte die übliche Kaution zu stellen, die in seinem Falle auf 1000 Gulden festgesetzt worden war, und mußte sich vertraglich verpflichten, mindestens 9 Pferde und 3 Postillone zu halten. Dabei dürfte es sich bereits um reduzierte Ansprüche der Postverwaltung gehandelt haben, denn seit am 4. 7. 1878 die Bahnstrecke Balingen – Ebingen – Sigmaringen in Betrieb genommen worden war, verkehrten pferdebespannte Postfahrten nur noch auf den Strekken Balingen – Rosenfeld (ab 4. 10. 1909 dann Postbuslinie) und Balingen – Schömberg (ab 25. 10. 1911 dann Nebenbahnstrecke), gegebenenfalls waren Beiwagen zu stellen oder auch Extraposten zu fahren. Zudem soll Plessing bis 1895 auch die Strecke Ebingen – Gammertingen gefahren haben.

In diesem Zusammenhang dürfte interessieren, daß, weil darüber Notizen vorliegen, 1888 auf der Schweizerstraße vom Balinger Posthalter Gottlieb Plessing zunächst 5-sitzige, später 6-, 7- und 9-sitzige pferdebespannte Personenpostwagen und zusätzlich Beiwagen eingesetzt worden sind. Die Fahrzeit von Balingen über Schömberg nach Rottweil hat beispielsweise im Winter 1905 3 Stunden 5 Minuten betragen für immerhin 24 km und einschließlich der Halte. Diese Fahrzeit war auch für die Rückfahrt angesetzt. Der Fahrpreis von Rottweil nach Balingen hat 1890 1 Mark 90 Pf. betragen. – Ordentlich und pünktlich zu fahren, stets die Vorschriften der „Dienstanweisung für die Postillone" zu beachten, bei Wind und Wetter auf dem Bock zu sitzen, der nicht einmal bei einem Halt verlassen werden durfte, wird für Plessing und seine Postillone gewiß kein Schleckhafen gewesen sein, ganz abgesehen von den Zwischenfällen, wie etwa dem vom 15. 3. 1883, als der Postschlitten zwischen Erzingen und Dotternhausen im Schnee stecken geblieben war und von Dotternhausen aus Hilfe gegeben werden mußte, was der Schömberger Postverwalter Seckler per Dienst-Telegramm dem K. Postamt Balingen mitteilte. In einer Zeitungsanzeige von Mitte Februar 1879 gab Posthalter Gottlieb Plessing bekannt, daß er „die Restauration zum Bahnhof verlassen und das **Gasthaus zum Sternen** käuflich an sich gebracht habe und dieses am 13. Februar eröffne". Dort, gleich ums Eck, befanden sich auch die Plessingschen Stallungen. Vom „Sternen" aus haben die Plessings lange Zeit den Postfuhrdienst betrieben, bis sie um 1906 ihren in der Hechinger Straße neben dem **„Gasthof zum Löwen"** gelegenen eigenen Neubau beziehen konnten. Wo einst der „Löwen" stand und auf den ihm benachbarten Grundstücken hat die Kreissparkasse Balingen ausgangs 1952 einen Neubau bezogen. Das Plessingsche Anwesen mußte 1968 anläßlich des Anbaus eines Bürotraktes an das Kreissparkassengebäude abgerissen werden. Der „Sternen" hingegen ist heute noch ein Gasthaus, das pachtweise bewirtschaftet wird.

Königl. Württembergische Post.

Fahrschein Nr: /

zur Personenpost

von Rottweil nach Balingen

am 29ten März 1890

Abfahrt um 5 Uhr 25 Min. Nm.

Personengeld 1 Mark 90 Pf.

Unterschrift Salzer

Das K. Württ. Postamt Balingen war, wie dargelegt, ab 6. 11. 1874 mietweise im Balinger Rathaus untergekommen. Dieses Mietverhältnis sollte bis ausgangs 1899 andauern. Diese 25 Jahre lange Zeit über besorgte Posthalter Gottlieb Plessing als Postfahrtenunternehmer den hiesigen Postfuhrdienst. – Es trifft sich gut, daß damals ein begabter Maler zumindest zeitweise in Balingen lebte. **Johann Friedrich Eckenfelder** war 1861 in Bern geboren worden. Als er fünf Jahre alt war, übersiedelte die Familie in die Heimat des Vaters, nach Balingen. Während seiner Balinger Aufenthalte sind zahlreiche „Eckenfelder" entstanden. Sie zeigen die hiesige Landschaft, einheimische Menschen, Tiere und immer wieder Pferde: Pferde beim Füttern, in der Schwemme, im Hof, in der Schmiede, beim Spiel auf der Weide, im Stall, vor dem Planwagen, bei der Feldarbeit, mit dem Heuwagen, vor dem Pflug usf. Es ist daher fast selbstverständlich, daß Eckenfelder auch die Plessingschen Postpferde bildlich festgehalten hat, zumal der Poststall in der Nähe seines Quartiers lag. Wir können daher heute noch und sogar in Farbe einen Blick in den Poststall werfen, einen gelben Postwagen mit zwei Rappen und andere Postmotive bewundern.

Die Weiterentwicklung der K. Württ. Post in den Jahrzehnten nach 1851 ergibt sich aus der nachstehenden Aufzählung, die der Übersichtlichkeit halber lückenhaft gehalten ist: Am 15. 10. 1851 sind die ersten württ. Freimarken ausgegeben worden. Bereits sechs Wochen vorher war die Briefbestellgebühr (der sogenannte Briefkreuzer) weggefallen. 1856 wurde gestattet, auf den Verschluß der Briefe durch Siegelabdrücke zu verzichten. Mehr und mehr kamen Briefumschläge mit Gummiverschluß in Mode. Ab 1862 gab die Post Freicouverts mit Wertstempel aus. In der Regel gelangten die Briefe nun über Briefkästen zur Post. 1870

Postwagen mit Rappen (Eckenfelder, 1910) aus der Eckenfelder-Gemälde-Sammlung der Stadt Balingen.

Blick in die Balinger Friedrichstraße. Vorn rechts der Gasthof „Zum weißen Ochsen" mit den beiden Eingängen und dem am Hauseck angebrachten großen Wirtshausausleger mit dem weißen Ochsen darin. (Aufnahmejahr: kurz vor 1900).

sind die „Korrespondenzkarten" eingeführt worden (1872 in „Postkarten" umbenannt). Ab 1875 durfte auch bei gewöhnlichen Paketen der Verschluß durch Siegel oder Bleie unterbleiben. Bereits 1851 waren Nachnahmen bis zum Betrage von 50 Gulden für die einzelne Sendung eingeführt worden. 1852 kam die „bare Einzahlung" auf; sie wurde 1867 aufgehoben und im innerwürttembergischen Verkehr durch einen Postanweisungsdienst ersetzt. Andererseits konnte man fällige Schulden ab 1871 durch die Post per „Postmandat" einziehen lassen (ab 1874 „Postauftrag" genannt).

Nachdem 1862 beim Postamt Balingen der Telegraph eingerichtet worden war, galt es nun auch abgehende **Telegramme** anzunehmen sowie eingegangene Telegramme zuzustellen, ggf. auch nach in der Umgebung liegenden Orten ohne Telegraph. Auch der Zeitungsdienst nahm zu. Bestellungen auf **Zeitungen und Zeitschriften** waren anzunehmen und auszuführen, Zeitungen zu versenden, eingegangene Zeitungen zuzustellen, Zeitungsgeld für die Verleger einzuziehen usw. Fest steht, daß die Post zur Entwicklung des Zeitungswesens viel beigetragen hat, da es sie an vielen Orten gab, woran es bei den Zeitungen noch fehlte. Um dem „correspondierenden Publikum" entgegenzukommen, ließ die Postverwaltung vom 30. 3. 1865 an den Verkauf von Freimarken und Freicouverts auch durch Private zu. Diese Privatverkäufer, vornehmlich Geschäftsinhaber, erhielten die Bezeichnung **„Freimarkenverschließer".** Ihr Haus wurde durch eine Hinweistafel gekennzeichnet. Sie waren verpflichtet, bei ihrer Poststelle Freimarken und Freicouverts zu kaufen und bar zu bezahlen, wobei ihnen 1 Prozent Provision gewährt wurde. In Balingen sind 1867 der Buchhändler Wagner im südlichen Stadtteil, 1892 der Buchdruckereibesitzer und Schreibwarenhändler A. Daniel und 1899 der in der Vorstadt ein „gemischtes Warengeschäft" betreibende Seilermeister Joh. Köbele nach Abschluß entsprechender Übereinkünfte als Freimarkenverschließer aufgestellt worden.

Auch nachdem Balingen 1874 Bahnstation geworden war, sind hier noch **pferdebespannte Postwagen** verkehrt. Allerdings mußten allenthalben die großen Postwagenkurse eingestellt werden. Neben den Reisenden war auch ein Teil der Güterbeförderung an die Bahn übergegangen. Daher konnte die Postverwaltung nun leichtere Fahrzeuge bauen lassen, etwa in Berline-Form (viersitzig), als Cabrioletwagen (meist sechssitzig) oder als Omnibusse (acht- und mehrsitzig). Als dann die Kondukteursbegleitung wegfiel, wurden in den 1870-er Jahren eine größere Zahl Langraum-Omnibuswagen mit nur einem Personenraum für 8 Fahrgäste angeschafft. Da wegen der weiteren Ausbreitung der Bahn die Postkurse immer kürzer wurden und sich die Belastung der Postwagen verminderte, ging man 1888 zu einer **Wagengattung in Omnibusform** über, deren Personenraum für 7 Reisende eingerichtet war, die in der Mehrzahl auf Einzelplätzen, vor- bzw. rückwärts fahrend, freier und beweglicher sitzen konnten, zudem bot der breite Bocksitz neben dem Postillon noch für zwei Reisende Platz; die Postsachen konnten in einem Vorder- und einem Dachladeraum untergebracht werden. Die Postverwaltung war auch stets bemüht, das Eigengewicht der hellgelb gestrichenen Wagen zu verringern, etwa durch Verwendung von Aluminium zur Wagenbekleidung, zumal die Fahrzeuge zweispännig gefahren wurden. Daneben gab es **Karriolpostwagen,** die auf weniger bedeutenden Postkursen verkehrten (z. B. auf Ebingen-Nusplingen), sowie **Postbotenwagen, Postschlitten, einspännige Galeriewagen zur Postsachenbeförderung im Ort** und **einspännige Paketbestellwagen.** Selbstverständlich wurden Wagen älterer Bauart aufgebraucht. Aus Bestandslisten geht hervor, daß der Balinger Posthalter Plessing kurz vor 1900 über 1 Postwagen mit 6 Sitzplätzen im Innern, 1 Chaisenschlitten (4 Sitzplätze im Innern), 1 Postomnibus (7 Sitzplätze im Innern) sowie je 1 Personenpostwagen mit 5 bzw. 9 Sitzen verfügte. Daneben galt es auch **Handfahrzeuge,** wie **Rollkarren** zur Verwendung im Postamt, **Ausfuhrkarren** verschiedener Größen, deren Holzkasten mit einem verschließbaren Deckel versehen war, **Galeriewagen** mit Segeltuchabdeckung, **Bahnhofshandwagen** u. a.

Mit der Zeit standen den Postanstalten auch vermehrt Vorschriften zur Verfügung. So mußte man das **„Amts-Blatt der württembergischen Verkehrsanstalten"** lesen, das es seit dem 1. 10. 1853 gibt, sollte nach der **„Württ. Post- und Telegraphen-Dienstanweisung"** arbeiten, sich in **Postkurskarten** (seit 1852), **Übersichten über Postverbindungen** (seit 1863) und **Bahnpostkarten** (seit 1880) auskennen, mußte die damals **umfangreichen Tarife** richtig anwenden und anderes mehr.

(Fortsetzung folgt)

Bildstöcke und Feldkreuze in unserer Landschaft

Von Fritz Scheerer
(Fortsetzung)

Als Isingen-Rosenfeld evangelisch geworden war, hätten die Erlaheimer nach einem sagenhaften Bericht zunächst nirgends Anschluß an eine katholische Gemeinde gefunden und deshalb beschlossen, ebenfalls zur Reformation überzutreten. Sie sollen bereits im Begriff gewesen sein, im festlichen Zug zur Isinger Kirche zu gehen, als die Binsdorfer dies bemerkten, zogen sie mit Kreuz und Fahne ihnen entgegen, um sie in die Binsdorfer Kirche zu führen. An der Stelle, an der sich die beiden Züge begegneten, habe man die drei jetzt noch bestehenden Kreuze errichtet.

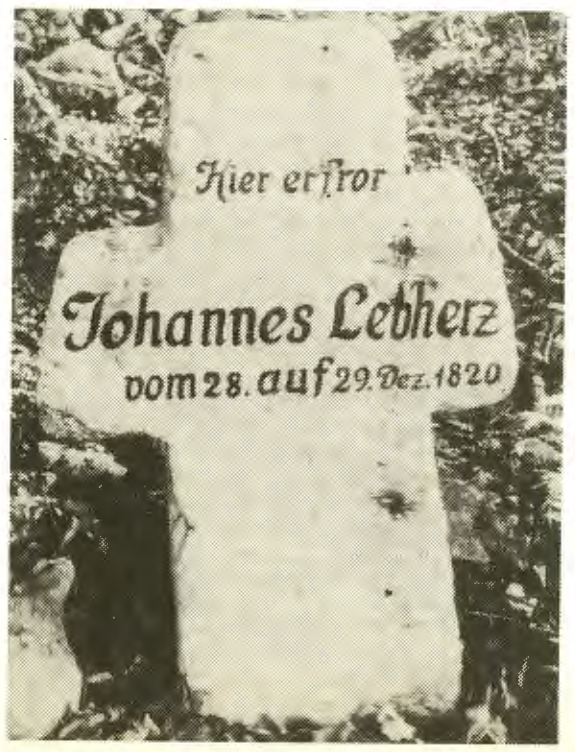
Überall auf den Höhen und an den Wegen, von denen man einen Fernblick bis an den Schönbuchrand mit der Herrenberger Schloßkirche hat und wo vor dem Beschauer im Osten und Süden der gesamte Bergwall der Schwäbischen Alb vom Roßberg bis zum Lemberg liegt, haben fromme Bürger des Städtchens Zeugnisse einer tiefen Volksfrömmigkeit geschaffen, die aus Dankbarkeit gegen Gott und zum ewigen Gedenken für die Nachkommen errichtet wurden. Heute ist zwar mancher alte religiöse Brauch verschwunden. Die Gegenwart hat ihre eigenen Formen und Zeugnisse volkstümlicher Frömmigkeit entwickelt. Aber trotz dieses Wandels bleiben die Bildstöcke für uns volkskundlich und kulturgeschichtlich interessant.

Sühne- und Gedenksteinkreuze

In einigen Gemeinden unseres Kreises sind Steinkreuze errichtet, besonders in der östlichen Hälfte. An sie knüpft sich öfters die Erinnerung sagenhafter Ereignisse. Das „Steinerne Kreuz" bei **Bitz** nördlich der Straße nach Ebingen bei der Ortsausfahrt Bitz (1973 neu aufgestellt) zeigt die Stelle, wo sich einst (15./16. Jahrhundert) zwei Juden im Streit umgebracht haben sollen. Andere sagen, es seien Mönche gewesen.

Kurz nach Ortsende von Bitz in Richtung Tailfingen, an der „Riedhalde", findet sich ein weiß übertünchter Kalkstein für den am 28./29. Dezember 1820 erfrorenen Johannes Lebherz, das sogenannte „Hannesen Kreuz" (Bild 2)

Auf der durch **Engstlatt** führenden Reichsstraße Hechingen-Balingen-Rottweil, die später zur Schweizerstraße ausgebaut wurde, war im Ort eine steile Abfahrt ins Wertenbachtal, die sogenannte heutige „Alte Steige", wo bei Lastfuhren oft Vorspanndienste notwendig waren, die die Einwohner bei Truppendurchmärschen nur unwillig trugen, befindet sich heute am Rande der Grünfläche zwischen



„Alter Steige“ und Schweizerstraße ein beschädigter Gedenkstein, dessen Kopf größtenteils abgeschlagen ist, aus Stubensandstein. Er soll zur Erinnerung an einen Brudermord in alter Zeit aufgestellt worden sein. Nach anderer Deutung sollen einem Grosselfinger Bauer, der vom Markt kam, die Pferde weggenommen worden sein, der Bauer soll dabei umgekommen sein. Nach einer anderen Deutung soll er an einem Unglücksfall auf der abschüssigen Straße erinnern.

Rechts der Straße **Owingen**/Balingen, am Ortsausgang, ist ein etwa 70 cm hoher und 58 cm breiter Sandstein, das sogenannte „Stoale“, aufgestellt (15./16. Jahrhundert) mit Pflugscharzeichen und breitem Schaft. An der Stelle des Kreuzes habe einer einen Hirnschlag erlitten und sei dann tot liegengeblieben. Angemauert an die Stützmauer in **Stetten** bei Haigerloch, Haus Nr. 53, ist ein ausgehauener großer Kelch, in dessen Kopf ein Kreuz eingesetzt ist.

Etwas mehr wie ein Kilometer von der Ortsmitte **Meßstetten**, am Feldweg zur „Eierlinsteig“, steht ein 90 cm hoher Kalkstein mit der Inschrift im oberen Balken „1785“ und „HEPI“. An der Stelle habe der Blitz ein Kind erschlagen. Nach einer anderen Lesart sei dort ein Mann umgekommen oder ein Hirte von einem Stier getötet worden. Der Stein wird „Steile“ oder „Stoali“ genannt. Auf der Albhochfläche unserer Gegend sind eine Reihe (rund 10) von Steinkreuzen erhalten geblieben. An der Wegkreuzung bei „Katzensteig/Kugelberg“ westlich Veringenstadt, Gemeinde **Benzingen**, stand bis 1900 bei der kleinen Heiligengrotte ein Steinkreuz mit extrem kurzen und abgerundeten Armen und der Inschrift „CM/1744 IST ALLDA/ERSTOCHEN“. Eine andere Deutung ist, daß 40 Pesttote dort begraben worden seien. Das Kreuz wird

„Mordkreuz“ genannt (Bernhard Losch) (Bild 3). Ungefähr 2 km nordwestlich von **Gruol** am Südhang der „Weinberghalde“ sollen sich ein Händler und ein Jude, von Kirchberg kommend, wegen Geld gegenseitig erschlagen haben. Dies Steinkreuz ist 1968 durch Holzfuhrleute zerstört worden, ebenso eines 1965 unterhalb der Wallfahrtskirche Mariazell. Andere sind durch Straßenbauarbeiten, wie in Weilheim bei Hechingen, Rangendingen und Gruol abgegangen.

Zwei Langholzfuhrleute sollen sich südlich von **Gruol** im Gewann „Krottenbühl“ gegenseitig erschlagen haben, weil keiner dem andern aus dem Weg ging. Daran soll heute ein beschädigtes Steinkreuz erinnern, dessen Balken stark gerundet sind. Es wurde 1970 neu aufgestellt.

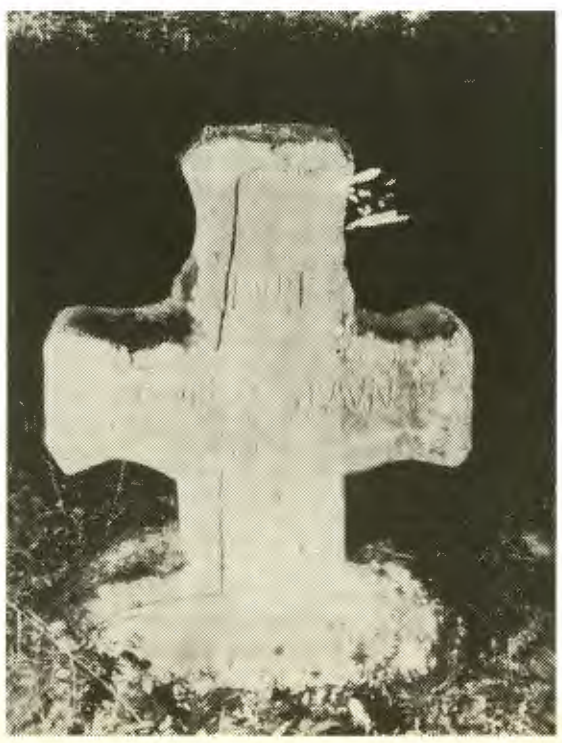
Vor der Kirche in **Killer** wurde ein beschädigtes Steinkreuz mit der Inschrift in Kopf und Querbalken „ERB/1821“ beim Abbruch des alten Schulhauses gefunden (Jahreszahl Bau der alten Schule).

In den heutigen Burladinger Stadtteilen **Melchingen** und **Salmendingen** sind Kreuze vorhanden, die in das 15./16. Jahrhundert zurückgehen und überwiegend parallelkantig sind. An der Süd- und Westwand der Marienkapelle am Ortsausgang von Melchingen nach Salmendingen stehen beschädigte Sandsteinkreuze, die in das 14./15. Jahrhundert datiert werden. Eines der beiden Kreuze ist vermutlich das Sühnekreuz für den 1450 erfolgten Totschlag, bei dem Hans Seeger aus Unlingen von Hans Nollhart und Hans Boltz im Streit erschlagen wurde. Die Grafen Jos Niklas von Zollern, Eberhard von Württemberg und Georg von Werdenberg (Besitzer von Melchingen) setzten einen Vergleich zwischen den Tätern und Hinterbliebenen fest. Die Täter mußten 40 Messen lesen lassen und mit Kerzen zum Opfer gehen, ein 3 Fuß hohes Steinkreuz errichten lassen, einen Jahrtag stiften, an die Hinterbliebenen 20 Gulden zahlen und eine Wallfahrt nach Aachen und Einsiedeln machen (J. A. Kraus).

Am **Schlatter Kirchweg** nach Ringingen, im Gewann „Viehweide“ soll ein Mann vom Blitz erschlagen worden sein (16. Jahrhundert). Dort steht ein Stein mit beschädigtem Kopf (niedrig). Hier muß bestimmt einmal etwas passiert sein. Die meisten bei uns befindlichen Steinkreuze stehen an Straßen und Wegen, da in den Sühnenverträgen die Bestimmung enthalten ist, daß das Sühnekreuz vom Täter dort aufzustellen sei. Aus ihrer Verbreitung läßt sich auch ablesen, daß Konfessionsunterschiede der Bevölkerung ohne Einfluß waren. Die Reformation hat nicht zu einer Zerstörung der Kreuze geführt. Der Brauch hat sich erhalten (s. Engstlatt, Bitz usw.). Bei ihren Formen ergeben sich Unterschiede durch die verschiedenen Gesteinsarten, aus denen sie hergestellt sind. Bei uns finden sich Kalktuffkreuze und aus graubraunem Stubensandstein. Die meisten sind unregelmäßig zugehauen, teilweise auffallend asymetrisch zugehauen. Sie stammen fast alle aus einfacher Produktion, vorwiegend handwerklichen Charakters. Es handelt sich um Denkmäler breiter Bevölkerungsschichten.

Eine abweichende Form zeigt ein Kreuz von **Melchingen** südlich vom Ort an dem Waldweg im Gewann „Burghalde“. Die Balken verschmälern sich in der Mitte. Der sogenannte „Schulzenstein“, der in Kopf und Querbalken die Inschrift „INRI/KONRAD BRAUN/1801“ trägt, ist aus Sandstein und 1,20 m hoch und 80 cm breit. Es zeigt schon durch seine Gestalt, daß es neueren Datums ist (Bild 4).

Nur ein Teil der Kreuze ist nicht mit einem Symbol, der Jahreszahl oder Inschriften versehen. Das Kreuzsymbol bedarf keiner Erläuterung. Das Berufszeichen mit der Pflugschar nimmt als Zeichen bäuerlichen Standes den größten Teil ein. Mit Wappen versehen sind bei uns keine Kreuze vorhanden. Unter den religiösen Symbolen überwiegt das Kreuz.



Vielfach verbinden sich mit den Kreuzen Sagen, die eine Begebenheit mit tödlichem Ausgang als Anlaß für die Aufstellung des Steinkreuzes schildern. Sie geben auch Anknüpfungspunkte für Flurnamen (s. Binsdorf) „Kreuzstein“, „Steinernes Kreuz“). Totschlag und Unfallsachen sind weit verbreitet. Der Zeitpunkt des Geschehens wird meistens als „irgendwann früher“ oder als frühere Hungers- und Notzeit angegeben. Manchmal kursieren zwei oder auch mehr Varianten des Anlasses der Aufstellung.

So unscheinbar die Steinkreuze größtenteils sind, so dokumentieren sie doch eine wichtige Phase unserer Rechts- und Sozialgeschichte. Ihre Erhaltung ist daher von Wichtigkeit. Sie sind als Kulturdenkmale zu schützen. Sie dürften eine Aufgabe für Heimat- und Geschichtsvereine sein. Bei Bedrohung und Gefährdung ist auf rechtzeitige Bergung hinzuwirken. Auch Kleindenkmale wie Steinkreuze sind des Schutzes und der Erhaltung wert. Sie sind nicht nur von historischer Bedeutung, sondern sind als schlichte Mahnmale Bestandteile unserer Kulturlandschaft „errichtet als zur Sühne von Untaten und zum Gedenken an elend umgekommene Menschen vergangener Jahrhunderte“ (Irmgard Hampp).

Eibisch

(Althaéa hirsúta)

Der rauhhaarige Eibisch blüht von Mai bis August an sonnigen Hängen der Albberge mit seinen langgestielten, lila bis bläulichen Blüten, die einzeln aus den Blattachseln herauswachsen. Die rauhen Haare an Stengel und Blättern stehen senkrecht ab. Die Blätter sind unten fünfspaltig, oben dreispaltig. Die Pflanze wird bis zu 60 cm hoch. Der echte Eibisch (A. officinális, siehe Bild) kommt noch öfter in Bauerngärten vor, werden doch Wurzeln, Blätter und Blüten als beruhigendes und schmerzstillendes Heilmittel verwendet. Er wird bis zu 2 m hoch und sein ganzer Habitus ist leicht samtweich im Gegensatz zu seinem wilden rauhhaarigen Gesellen. Auch kommen in den Blattachseln ganze Büschel von zartrosa Blüten von Juni bis September hervor. An manchen Orten findet man ihn verwildert.

K. Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“.

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 | 31. August 1984 | Nr. 8

Als das K. Württ. Postamt Balingen mietweise im Balinger Rathaus untergebracht war (Nov. 1874 – Nov. 1899).

Von Rudolf Töpfer

(Fortsetzung)

Gedruckte Formulare erleichterten die Arbeit. 1856 hatte sich die württ. Postverwaltung für die **runde Form der Poststempel** entschieden, da diese zur Entwertung der Freimarken besser geeignet waren. **Die rechteckigen Stempel** blieben zur Behandlung der Fahrpostsendungen in Gebrauch. Im übrigen sind ab Februar 1875 die jahrzehntelang zur besonderen Kennzeichnung der Einschreibbriefe benutzten „Charge"-Stempel weggefallen und dafür Aufgabezettel für Einschreibbriefe eingeführt worden.

Auch haben die Postanstalten und andere Postdienststellen in jenen Jahren schöne **Dienstsiegel** mit dem Landeswappen und entsprechender Inschrift sowie später zusätzlich **Amts- oder Dienststempel** erhalten, die in ihrer Zeichnung dem Dienstsiegel entsprechen und „in geeigneten Fällen an dessen Stelle und zu dessen Schonung verwendet werden sollten".

Dienststempel des K. W. Postamts Balingen aus dem Jahre 1891

Als die württ. Post im Jahre 1851 in die alleinige Verwaltung des Staates zurückübernommen worden war, gingen lediglich 7 Postgebäude in deren Eigentum über und zwar in Stuttgart, Ulm, Heilbronn, Tübingen, Calw, Biberach und Ravensburg. Ansonsten sind die Poststellen damals mietweise oder in Räumen untergebracht gewesen, die der betr. Amtsvorsteher stellte, wofür er eine besondere Vergütung erhielt. Da es in den folgenden Jahren zum Gemeinschaftsdienst Bahn-Post mit gemeinsamer Unterbringung in neuerstellten Bahnhofsgebäuden kam, war die Beschaffung neuer Postdiensträume zunächst wenig dringlich, weshalb sich der Besitzstand der württ. Post an eigenen Gebäuden bis in die achtziger Jahre hinein nicht wesentlich vergrößerte. Mit der Zeit erwiesen sich jedoch an vielen Orten insbesondere die gemieteten Räumlichkeiten als unzureichend. Da das Anmieten immer schwieriger und auch teurer wurde, ging die Postverwaltung zum Kauf von Gebäuden und insbesondere zum Bau eigener Postgebäude über, auch um unabhängiger zu werden. Ab 1885 gab es ein eigenes **Postbaubureau,** das 1897 in **Postbauamt** umbenannt wurde. Aus diesen Gründen hat sich die Zahl der **staatseigenen Postgebäude** allein zwischen 1886 und 1901 hierzulande um 33 neue und 8 gekaufte Gebäude vermehrt, darunter in der hiesigen Gegend um Postgebäude in Ebingen (1888), Horb (1893), Schramberg (1893), Rottweil (1894), Freudenstadt (1895), Tuttlingen (1895), Reutlingen (1898), Oberndorf a. N. (1898) und Balingen (1899).

Nach Gründung des Deutschen Reiches anno 1871 durften die Länder Bayern und Württemberg, die bekanntlich vorerst eigene Postverwaltungen behielten, für ihren inneren Postverkehr weiter besondere Portofreiheiten gewähren. Auch diesbezüglich mußten sich die Postbediensteten auskennen und auf Mißbrauch achten. Als Hilfsmittel diente ihnen ein von der Württ. Postverwaltung bereits im Jahre 1851 herausgegebenes **„Verzeichnis der Portofreiheiten"**, das recht umfangreich war und in alphabetischer Aufzählung alle Behörden usw. enthielt, deren Portofreiheiten zugestanden waren, wie etwa die privilegierten Bibelgesellschaften zu Stuttgart und Tübingen für Brief- und Fahrpostsendungen zum Zweck der Bibelverbreitung im Verkehr unter sich und mit zur Portofreiheit berechtigten Behörden, den Bahnhofsverwaltungen, den Dekanatsämtern, dem Festungscommando Asperg, den Gerichtshöfen, der Gewehrfabrikverwaltung Oberndorf, den Rektoraten der Gymnasien Ebingen, Rottweil usw., der Hafendirektion Friedrichshafen, den Herzogen und Herzoginnen des Königlichen Hauses (unbeschränkt), dem König und sämtlichen Mitgliedern des Königlichen Hauses (unbeschränkt), den Kreisregierungen in Reutlingen usw., den Landjäger- und Militärcommandos, den Oberämtern, Oberpostämtern, Postämtern usw. usf. Auf allen portofreien Umschlägen mußte jeweils das Dienstsiegel der absendenden Behörde aufgedruckt sein. Insgesamt waren in dem vorerwähnten Verzeichnis von 1851 an die 280 Behörden aufgeführt. Die gesetzlichen Bestimmungen sind in einer **„Königlichen Verordnung betreffend die Portofreiheit"** vom 20. 10. 1851 enthalten (Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg vom 23. 10. 1851). 1862-64 ist dann die Portofreiheit vertragsmäßig und gegen Entrichtung einer jährlichen Aversalsumme auf diejenigen Amtskörperschaften ausgedehnt worden, in deren Oberamtsbezirken Landpostbotenanstalten in Gang kamen. Da diese Sonderregelungen jedoch unterschiedlich ausgelegt werden konnten und Streitereien entstanden, wurden sie 1875 wieder abgeschafft und im Königreich Württemberg besondere Wertzeichen für den amtlichen Bezirksverkehr (Dienstmarken) eingeführt; 1881 dann auch solche für den amtlichen Verkehr der Staatsbehörden. 1875 hat die Kgl. Württ. Postdirektion in Stuttgart erneut eine **„Zusammenstellung über Portofreiheiten für den Postverkehr innerhalb Württembergs und für den Verkehr mit den anderen Staaten des Deutschen Reichs"** herausgegeben (53 Druckseiten), deren Gliederung bereits viel besagt: I. Portofreiheiten Ihrer Majestäten. II. Portofreiheit in Dienstsachen. III. Portovergünstigungen für Sendungen an Soldaten. IV. Gebührenfreiheit für Regierungsblätter. V. Portopflichtige Dienstsachen.

Zu II. waren 443 Behörden usw. einzeln aufgeführt, die den gebührenbefreienden Vermerk „Dienstsache" bzw. „D.S." im Verkehr untereinander verwenden durften. Daneben gab es weitere gebührenbefreiende Vermerke wie „Reichsdienstsache", „Marinesache", „Postsache", „Telegraphensache" u. a., von denen allein der Vermerk „Postsache" noch heute angewandt wird. – Zu V.: Unter „Portopflichtigen Dienstsachen" waren nicht freigemachte Dienstsendungen von Behörden zu verstehen, deren Empfänger nur das normale Porto zu entrichten hatten. Im übrigen sind die Bestimmungen unter I. bis IV. bis zum 30. 6. 1920 gültig gewesen, als das **„Gesetz über die Aufhebung der Gebührenfreiheiten im Post- und Telegraphenverkehr"** vom 29. 4. 1920 in Kraft trat.

Die Reihe der Amtsvorstände des K. Württ. Postamts Balingen aus der Kategorie der Postmeister begann mit **Postmeister Ludwig Schmid,** der das Postamt im Januar 1866 noch im „Schwanen" übernommen, es ab 1. 3. 1866 in den „Weißen Ochsen" verlegt und schließlich ab 6. 11. 1874 im Balinger Rathaus mietweise untergebracht hat. Dort leitete er noch bis April 1880 die Geschicke des Postamts; alsdann ist er auf sein Ansuchen hin auf eine Hilfsbeamtenstelle bei der Kanzlei der Postdirektion in Stuttgart versetzt worden „unter Belassung des Titels und Rangs als Postmeister". Dem „Volksfreund" vom 28. 4. 1880 kann entnommen werden, daß sich Postmeister Schmid während seiner 14jährigen hiesigen Amtsführung die allseitige Achtung in Stadt und Land erworben hat. Wie sehr sein verdienstreiches Wirken hier gewürdigt wird, habe am besten die äußerst zahlreiche Beteiligung hiesiger Einwohner aller Stände an dem vorgestern im „Adler" veranstalteten Abschied gezeigt und auch die mit allseitigem Beifall aufgenommene Rede des Herrn Stadtschultheiß Eisele, in welcher der vielseitigen Verdienste des Herrn Postmeister Schmid Erwähnung getan wurde. Man hoffe, daß sich dieser auch „im Strudel des Residenzlebens" noch manchmal Balingens und seiner Einwohner freundlich erinnern möge, namentlich auch unserer Berge, die er als gewandter Tourist so oft und so gerne erstiegen habe. Schmids Nachfolger war der **Postmeister Karl August Friedrich Hahn,** der vom Postamt Nr. 1 in Stuttgart kam und in Balingen 3200 Mark Gehalt jährlich sowie freie Wohnung (oder eine angemessene Entschädigung hiefür) erhielt. Hahn blieb nur vom 26. 4. 1880 bis 31. 8. 1880 in Balingen und ist dann auf eigenes Ansuchen zum Postamt Nr. 1 in Stuttgart zurückversetzt worden, um dort als Postamtssekretär tätig zu sein. Alsdann ist das Kgl. Postamt Balingen für anderthalb Monate vom Postpraktikanten I. Classe Paul Hermann Grotz als Amtsverweser verwaltet worden, bis am 16. Oktober 1880 der **Postmeister Reinhardt** das hiesige Postamt übernahm, der aus Kirchheim unter Teck anreiste, wo er Postamtssekretär gewesen war. Reinhardt erhielt

2800 Mark Gehalt jährlich und ebenfalls freie Wohnung (oder eine angemessene Entschädigung hiefür). Offenbar hing das Anfangsgehalt von der Höhe des vorher bezogenen Gehalts ab. Reinhardt ist 1885 auf eigenes Ansuchen als Postmeister nach Geislingen an der Steige versetzt worden. Ihm folgte noch im gleichen Jahre der **Postmeister von Gemmingen,** der vorher als Postsekretär bei der Eisenbahninspektion beschäftigt gewesen war. Von Gemmingen ließ sich anfangs 1888 auf eigenes Ansuchen als Postmeister nach Backnang versetzen. 1888 zog dann der **Postmeister Lindenmaier** hier auf. Er kam von Ulm, wo er als Postsekretär geamtet hatte. Lindenmaier blieb bis 1897 in Balingen. Nachfolger wurde 1898 ein **Postmeister Schmid,** unter dem am 1. 12. 1899 das damals neu erstellte posteigene Postamtsgebäude beim Bahnhof in Betrieb genommen worden ist. Aus all dem ergibt sich, daß beim Kgl. Württ. Postamt Balingen während dessen „Rathauszeit" (1874-1899) insgesamt sechsmal der Postamtsvorstand gewechselt hat. Vielleicht war es diesen Herren damals noch zu ländlich hier, was man annehmen konnte, wenn man am 11. 10. 1879 im hiesigen „Volksfreund" liest, daß der Postmeister einen kleinen Coaks-Ofen sowie ein Hühnerstall zu verkaufen habe. Am 28. 6. 1893 sind die Postämter zu innerdienstlichen Zwecken in drei Klassen eingeteilt worden. **Postämter der I. Klasse** wurden mit etatmäßigen Oberpostmeistern, solche **der II. Klasse** mit etatmäßigen Postmeistern und Postämter **der III. Klasse** mit Postverwaltern oder Postexpeditoren besetzt. Alle Postämter waren der Direktivbehörde unmittelbar untergeordnet. Das **Postamt Balingen** befand sich in Klasse II. **Postagenturen** waren ihm 1898 nicht unterstellt, jedoch **4 Posthilfstellen.** 1898 hatte das Postamt Balingen folgenden **Personalstand** und zwar nach den Angaben im „Hof- und Staats-Handbuch des Königreiches Württemberg", Jahrgang 1898: **Balingen,** Postamt mit Telephonanstalt und öffentl. Telephonstelle Schmid, Postmeister, Reichle, Postsekretär, 1 Postassistent, 2 Postpraktikanten, 4 Unterbedienstete und einige Landpostboten. **Posthilfestellen** in Endingen (eingerichtet 14. 5. 1888), Erzingen (eingerichtet spätestens 1896), Thieringen (eingerichet 16. 7. 1891), Unterdigisheim (eingerichtet spätestens 1891). **Telegraphenamt** mit dem Eisenbahndienst vereinigt. **Postfahrtenunternehmer:** Gottlieb Plessing.

1880 ist erstmals eine **„Beschreibung des Oberamts Balingen"** erschienen und zwar als 60. Band einer 1824 begonnenen Reihe der Oberamtsbeschreibungen. Danach kann man sich sowohl das damalige Oberamt Balingen als auch die Oberamtsstadt Balingen gut vorstellen. Ein beigefügter **„Plan der Stadt Balingen"** läßt deutlich erkennen, daß die Stadt noch immer nach Osten vom Eyachverlauf und nach Westen von der Bahnlinie begrenzt war und sich lediglich nach Norden und Süden hin über den ehemaligen Stadtmauerring des Brandjahres 1809 geringfügig ausgedehnt hatte. 1875 hat Balingen 3413 Einwohner gehabt. Aus diesem Plan gehen zwischenzeitlich erzielte Fortschritte nicht hervor, so etwa der **Bau eines Bezirkskrankenhauses** (1889/90), die **Fertigstellung der Wasserleitung** (1894) mit der Folge, daß der Stadtbach zugeschüttet werden konnte, jedoch die Brunnen bestehen blieben, die **Inbetriebnahme des Elektrizitätswerks Walther** (1897/98) das 1908 von der Stadt erworben wurde, und die **Einweihung der Kath. Stadtkirche zum Heiligen Geist** (1899). Um die Jahrhundertwende sind auch **erste Autos im Stadtbild** zu sehen gewesen. – Zahlreiche Fabriken, Handwerksbetriebe und Handelsgeschäfte, die größtenteils heute noch bestehen, wurden im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hier gegründet, wie etwa

1865	Streich	Hutgeschäft
1866	Gess	Lederwaren
1872	Judae	Tabakwaren
1872	C. F. Behr	Trikotfabrik
1874	Raible	Schlosserei
1876	Mebold	Glas- und Porzellanhandlung
1878	Frey & Hafner	Öfen, Herde
1881	Seeger	Waschmittelfabrik
1882	Apotheker Egelhaaf	kauft die Balinger Apotheke
1889	Mehrer	Maschinenfabrik
1890	Boss	Friseurgeschäft
1893	C. C. Schäfer	Wirk- und Strickwarenfabrik, 1897 von Ebingen nach Balingen verlegt
1893	Reiber und Roller	Trikotwarenfabrik
1897	Gühring	Herrenwäschefabrik
1898	Sting	Textilfachgeschäft
1898	Josenhans	Baumaterialien

In der Zeit von 1875 bis 1900 hat sich die **Einwohnerzahl der Stadt Balingen** nur um 34 Einwohner erhöht (= 1 Prozent), was wesentlich mit der Auswanderung zusammenhängen dürfte.

Leider muß auch erwähnt werden, daß am 4. und 5. Juni 1895 eine furchtbare Überschwemmungskatastrophe hereingebrochen ist. Diese Tage und die ihnen folgende Nacht brachten Wolkenbrüche von ungeheurer Schwere. Mit Urgewalt wälzten sich riesige Wassermassen rasend zu Tal. Die Fluten rissen Brücken, Häuser, Menschen und Tiere mit. Insgesamt kamen 41 Menschen ums Leben, davon 11 in Balingen. Der materielle Schaden belief sich auf mehr als 1,4 Millionen Mark. Er betraf die sieben Eyachgemeinden Margrethausen, Laufen, Dürrwangen, Frommern, Balingen, Pfeffingen und Lautlingen. In Balingen erstreckte sich die Verheerung vom Wasserturm bis zur Kirchhofbrücke, wo sich das Treibgut gestaut hatte. Nächstenhilfe war geboten. Pioniere aus Ulm kamen aufräumen. Die württ. Regierung und König Wilhelm, der selbst hierher gekommen war, halfen großzügig mit Geld, soweit damit geholfen werden konnte.

Doch zurück zur Beschreibung des Postamts Balingen: Da es in die II. Klasse eingestuft war, stand ihm ein **Postfachbeamter** im Range eines Postmeisters vor. Die Postfachbeamten hatten seit 1853 ihre Befähigung zu Stellen des Verwaltungs- und Betriebsdienstes der Post durch das Bestehen einer entsprechenden Dienstprüfung nachzuweisen, auch waren bestimmte Zulassungsbedingungen zu erfüllen. Neben den Postfachbeamten gab es noch das berufsmäßige **Unterpersonal,** das Tätigkeiten auszuüben hatte, zu deren Erledigung es mehr auf die körperlichen Kräfte ankam, z. B. Postumschlag, Bestelldienst, Kastenleerung usw. Bewerber, die mit günstigem Prädikat beim Militär gedient hatten, wurden bevorzugt eingestellt. 1864/65 ist die Bezeichnung **„Postunterbediensteter"** eingeführt worden. In kleineren Orten konnte auf berufsmäßiges Unterpersonal verzichtet werden; man beschäftigte dort geeignete Personen im Nebenberuf.

Nach dem **Württ. Beamtengesetz vom 28. 6. 1876** gab es Beamte auf Lebenszeit mit Pensionsrechten (vom Postamtssekretär aufwärts) und Beamte, die nur auf Zeit, auf Kündigung oder auf Widerruf angestellt waren. Bei Dienstantritt mußte ein Diensteid abgelegt und die Verpflichtung zur Wahrung der Amtsverschwiegenheit sowie des Post- und Telegraphengeheimnisses übernommen werden. Ab 1. 9. 1851 gab es **feste Bezüge (Gehalt)** bzw. **Tagegeld oder Belohnungen** für das nicht angestellte Personal. Aus dienstlichen Gründen konnte **freie Amtswohnung oder Mietzinsentschädigung** gewährt werden (etwa für Amtsvorsteher); seit 1899 hat dann das angestellte Personal, sofern es den Dienst berufsmäßig versah, einen **Zuschuß zum Wohnungsmietzins** erhalten (heute Ortszuschuß). Das Unterpersonal war verpflichtet, Dienstkleidung zu tragen. Sie wurde von der Verwaltung kostenlos geliefert. 1864 mußte der seit Jahrzehnten verwendete gelbe Fleck der württ. Postillone einer graublauen Jacke weichen. Überhaupt ist die **Dienstkleidung** im Laufe der Jahre mehrfach geändert worden (z. B. bequemere Juppen an Stelle der Röcke); auch schwankte die Farbe der verwendeten Tuche zwischen grau und dunkelblau. Beamte hatten bei besonderen Anlässen bestimmte Dienstkleidung zu tragen, etwa wenn der König durchreiste; ansonsten wurde von den Beamten außerhalb der Diensträume nur das Tragen der Dienstmütze verlangt. Die **Arbeit** mußte verrichtet werden, wie das nach Lage der Dinge erforderlich war, z. B. der Annahmedienst bis kurz vor Postabgang, der Bestelldienst im Anschluß an die tagsüber ankommenden Posten, der Telegraphen- und Telephondienst je nach Festsetzung, also ggf. auch nachts usw. Obwohl man an Sonn- und Festtagen tunlichst auf Dienstruhe bedacht war, so durfte doch der Beförderungsdienst nicht stillstehen, auch sollte Publikumsverkehr wenigstens kürzere Zeit möglich sein. Briefe und Pakete sind auch sonntags bis 12 Uhr bestellt worden. Es war eben schon immer und ist auch heute noch nicht leicht, die begreiflicherweise unterschiedlichen Wünsche der Postkunden und des Postpersonals unter einen Hut zu bringen!

Von besonderem Interesse dürfte sein, daß es in jenen Jahren bei der Post allgemein zur **Beschäftigung von Frauen und Mädchen** kam. Was das Königreich Württemberg anbetrifft, so wurde 1866 zunächst für den Eisenbahn- und Telegraphendienst als besondere Klasse der berufsmäßigen Beamten die der **Stations- und Telegrafen-Gehilfinnen** geschaffen. Diese durften im Eisenbahndienst Billets verkaufen, im Postdienst Postablagen und kleinere Postexpeditionen selbständig versehen und im Telegraphendienst auf kleineren und mittleren Stationen Telegraphistinnen sein.

Natürlich waren bestimmte Einstellungsvoraussetzungen zu erfüllen. So mußten die Bewerberinnen mindestens 16, jedoch höchstens 30 Jahre alt und ledig oder Witwe ohne Kinder sein. Guter Leumund, Heimatrecht und Kautionsfähigkeit wurden vorausgesetzt; auch war die Schulbildung in einer Eignungsprüfung nachzuweisen. Die Frauen wurden in täglich widerruflicher Weise angenommen. Sie galten als Verwaltungsbeamte, erhielten jedoch nur ⅔ des Normalgehalts der männlichen Bediensteten, bei gleichen Pflichten. Im Regelfall hatten die Frauen bei ihrer Verheiratung auszuscheiden. – Später eröffneten sich den Frauen zunächst im **Telephonumschaltdienst** weitere Beschäftigungsmöglichkeiten, wobei insbesondere deren hohe Stimmlage positiv bewertet wurde und auch ihre Höflichkeit, Zurückhaltung und Geduld gegenüber dem Publikum recht gelobt worden sind. **In Baden** war man noch aufgeschlossener. Dort konnte Großherzogin Luise aus dem Hause Hohenzollern bereits 1863 durchsetzen, daß erstmals junge Mädchen als Telegraphen-Anwärterinnen eingestellt wurden. 1871 sind die badischen Beamtinnen in die Reichstelegraphenverwaltung übernommen worden. Heinrich von Stephan meinte, „die Vorsehung habe die Frauen für einen höheren Zweck und für schönere Pflichten bestimmt", als sie im Postdienst zu beschäftigen. Er hatte allerdings nichts dagegen, wenn sie bei kleineren Ämtern als Schreibhilfen angenommen würden. Damals galt es allgemein als „unweiblich", wenn eine Frau berufstätig war. In diesem Zusammenhang dürfte interessieren, daß 1896 die ersten sechs deutschen Mädchen die Reifeprüfung (Abitur) bestanden haben. Es war damals eine sensationelle Nachricht, die durch die Presse lief.

Im übrigen ist von 1851 bis 1901 die Zahl der im württ. Post- und Telegraphendienst beschäftigten Beamten von 872 auf 8007 ange-

stiegen (nach „Weber", Seite 287), d. h. sie hat sich binnen 50 Jahren verneunfacht. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sich aus dieser Tatsache Probleme ergaben, insbesondere auch solche der **Personalfürsorge.** Da konnte vorübergehende oder dauernde Dienstunfähigkeit auftreten, ggf waren Hinterbliebene zu versorgen. Seit 1847 gab es hierzulande auch eine **Unterstützungskasse für Angestellte,** die ab 1858 auf die Angestellten der übrigen Verkehrsanstalten ausgedehnt worden ist (Posten, Telegraphen, Dampfschiffahrt). Die **Postillionshilfskasse** der Thurn und Taxisschen Verwaltung wurde 1851 von der Königlich Württ. Postverwaltung fortgeführt. Auch eine **Wohnungsfürsorge** hat es damals schon gegeben. So sind nach dem „Gesetz betreffend die Herstellung von Dienstwohnungen und anderen Gebäulichkeiten für Zwecke der Verkehrsanstalten" vom 19. 1. 1869 im nordöstlichen Teil von Stuttgart aus Staatsmitteln mit einem Aufwand von rund 1 200 000 Mark in 34 dreigeschossigen Häusern insgesamt 200 Familienwohnungen erstellt und unteren Bediensteten zu mäßigem Mietzins überlassen worden, davon 101 Wohnungen dem Personal der Post- und Telegraphenverwaltung. Das sogenannte „Postdörfle" war 1872 voll bezogen. Besonders beachtenswert sind die gleichzeitig mit den Wohnungen eingerichteten Gemeinschaftseinrichtungen: eine Speiseanstalt, eine Badeanstalt mit Schwimmbecken und eine Waschanstalt mit Trockenraum. Später sind noch eine Kleinkinderpflege und ein Konsumladen hinzugekommen. Der Staat sah sich zu diesem „sozialen Wohnungsbau" veranlaßt, weil bereits damals in Stuttgart ein empfindlicher Wohnungsmangel herrschte und die Mietpreise unverhältnismäßig hoch waren. Das „Postdörfle" steht noch heute. Später wurden Darlehen aus der Rentenversicherung zu einer wichtigen Finanzierungsquelle für den Bau von Arbeiterwohnungen. So hat allein die Stuttgarter Landesversicherungsanstalt bis 1914 nahezu 30 Millionen Mark an Darlehen für diesen Zweck bewilligt, vorzugsweise an gemeinnützige Wohnungsbauunternehmen. In jenen Jahren kam es infolge der fortschreitenden Industrialisierung zu den drei großen Sozialversicherungsgesetzen unter Reichskanzler von Bismarck, denen am 17. 11. 1881 eine Kaiserliche Botschaft vorausging.

1883 wurde das **„Reichsgesetz über die Krankenversicherung"** erlassen, in dem zunächst nur die im eigentlichen Arbeiterverhältnis stehenden Personen zur Krankenversicherung verpflichtet worden sind. 1885 ist dann der Versicherungszwang ausgedehnt worden.

Nach Inkrafttreten der gesetzlichen Krankenversicherung ist am 4. 8. 1885 vom Staatssecretair des Reichs-Postamts zu Berlin verfügt worden, daß „zur Durchführung des Krankenversicherungsgesetzes bei der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung für den Bezirk einer jeden Ober-Postdirection eine Betriebskrankenkasse (Post-Krankenkasse) errichtet werden soll usw. gez. v. Stephan". Diese **Post-Krankenkassen** haben ihre Geschäfte am 1. 10. 1885 aufgenommen. Die Zahl der krankenversicherungspflichtigen Postangehörigen war jedoch damals gering und lag bei etwa 12 000, weil die meisten Bediensteten von der Krankenversicherung ausgeschlossen waren, da sie Ansprüche auf Fortzahlung des Lohnes oder Gehaltes im Krankheitsfalle gegen ihre Dienstherren hatten. 1922 sind die Post-Krankenkassen in Postbetriebskrankenkassen umbenannt worden. – Was Württemberg anbetrifft, so wurde hier am 1. 12. 1884 eine **„Krankenkasse für Angehörige der Post- und Telegraphenverwaltung in Stuttgart"** ins Leben gerufen und deren Geschäftskreis bald auch auf einen Teil des außerhalb von Stuttgart beschäftigten Personals ausgedehnt. Unter Aufhebung dieser Krankenkasse ist dann ab 1. 1. 1891 eine **Postbetriebskrankenkasse mit dem Sitz in Stuttgart** errichtet worden. Ein Drittel der laufenden Beiträge wurde von der Postkasse übernommen.

In diesem Zusammenhang wäre auch **der württ. postärztliche Dienst** zu erwähnen, der ab 1. 1. 1892 zunächst in Stuttgart, Reutlingen und sieben weiteren Städten eingerichtet und 1893 auf Tübingen und Ravensburg, 1897 auf Ebingen usw. ausgedehnt worden ist. 1901 hat es in 25 Städten Postärzte gegeben, die zur Post- und Telegraphenverwaltung in einem Vertragsverhältnis standen und zugleich Ärzte der Postbetriebskrankenkasse waren.

Im Rahmen der Selbstfürsorge des Personals hatten sich auch private Vereine gebildet, wie etwa die seit 1885 bestehende **Sterbekasse für Angestellte der Verkehrsanstalten** und der am 1. 1. 1900 ins Leben getretene **Spar- und Darlehensverein von Angehörigen der Verkehrsanstalten.** Die württ. Postverwaltung förderte diese Einrichtungen etwa durch Beitrags- oder Prämienabzug vom Diensteinkommen, beim Spar- und Darlehensverein auch durch Erhebung der Einnahmen und Auszahlung der Ausgaben über Postkassen oder durch Beförderung des Schriftwechsels auf dem Dienstwege.

Natürlich hat es solche Einrichtungen nicht nur bei den damals noch selbständigen Postverwaltungen von Württemberg oder Bayern, sondern auch im Reichspostgebiet gegeben. So hatte bereits anfangs 1872 das Kaiserliche General-Postamt in einem von Generalpostmeister Heinrich von Stephan unterzeichneten Rundschreiben es „nach eingehender Prüfung der in Betracht kommenden Verhältnisse für zweckmäßig erkannt, versuchsweise die **Gründung von Spar- und Vorschußvereinen** im Kreise der Postbeamten anzuregen". Grundgedanke war, daß aus dem Kreise der Postbeamten, Postunterbeamten und contractlichen Diener durch Ansammlung von Spareinlagen die Mittel zur Gewährung von Darlehen an diejenigen Teilnehmer, welche dafür die nötige Sicherheit bieten, zu beschaffen sind. Dabei wurde „das Prinzip der wirtschaftlichen Selbsthülfe" angesprochen. Daraufhin ist damals in jedem Oberpostdirektions-Bezirk auf genossenschaftlicher Basis ein solcher Verein entstanden. Die Post-, Spar- und Darlehnsvereine bestehen mit zeitgemäßem Leistungsangebot heute noch. – Einige ebenfalls noch existente **Lebensversicherungen für Postangehörige** führen ihre Anfänge weit zurück, die älteste Versicherung auf das Jahr 1862, als in Halle an der Saale der Telegraphenamts-Direktor Bothe für das Personal seines Amts eine Hilfskasse für Notfälle gründete, die Sterbegeld zahlte. Nachdem am 1. 1. 1876 Post und Telegraphie in der Kaiserlichen Post- und Telegraphenverwaltung unter der Leitung eines Staatssekretärs vereinigt worden waren, konnten dann auch Postkollegen Mitglied der vorerwähnten Hilfskasse werden, die sich mit zu den ältesten Selbsthilfeeinrichtungen des Postpersonals zählt.

Auch die zur Versorgung erwerbsunfähiger Töchter, denen ein Anrecht auf staatliche Betreuung nicht zustand, im Jahre 1890 als **Posttöchterhort** gegründete und als **Postwaisenhort** fortbestehende Selbsthilfeeinrichtung des Postpersonals wäre in diesem Zusammenhang erwähnenswert. Bei der **Postkleiderkasse** hingegen handelt es sich um eine Sozialeinrichtung der Post für das Postpersonal. Mit Veröffentlichung des Status der Postkleiderkassen vom 4. 12. 1872 war den Kaiserlichen Oberpostdirektionen und Oberpostämtern für den 1. 1. 1873 die Voraussetzung zur Gründung solcher Einrichtungen gegeben worden. Damals haben es die Post- und Telegraphenunterbeamten, Landbriefträger und Postboten sicher als einen Fortschritt angesehen, daß sie ihre Kleidung nach Vorschrift und „thunlichst" billig erhielten; schließlich leistete die Postkasse einen Zuschuß, was seitens der Kassenmitglieder in Anbetracht der damaligen Entlohnung wohl nicht zu verachten war. Im Laufe der Zeit ist aus der Postuniform alter Prägung die Dienstkleidung geworden. Die Organe der zentral geleiteten Postkleiderkasse unserer Tage sind paritätisch besetzt, so daß die Mitgliederverteter echt mitbestimmen können.

In jenen Jahren, als das Kgl. Württ. Postamt Balingen von 1874 bis 1899 mietweise im Balinger Rathaus untergebracht war, sind also bei der Post und auch allgemein zahlreiche soziale Einrichtungen entstanden, die Verbesserungen brachten und noch in unseren Tagen fortbestehen. – Es wurden damals aber auch **bedeutende technische Fortschritte** erzielt. Auf die Erfindungen von **Telegraph und Telefon** muß hier eingegangen werden, weil die Postverwaltungen unmittelbar betroffen waren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß schon von alters her das Bedürfnis bestand, Nachrichten schneller weiterzugeben, als es durch körperliche Beförderung des Nachrichtenträgers (z. B. eines Briefes) möglich war, besonders wenn es sich dem Inhalt nach um eilige Nachrichten handelte. Das konnte durch Weiterrufen, durch Trommel- oder Hornsignale, durch Rauch-, Fackel- und Feuerzeichen o. ä. geschehen. Auf diese Weise wurden Nachrichten akustisch oder optisch weitergegeben. Der 1794 von dem Franzosen **Claude Chappe** erfundene Apparat war genau genommen ein Zeichengeber, ein „Semaphor". Man nannte ihn **„Telegraph",** also Fernschreiber, was in übertragenem Sinne zutrifft. Die so betriebenen Telegraphenlinien dienten politischen und militärischen Bedürfnissen. Auch Napoleon I. hat sich **des optischen Telgraphen** für blitzschnelle Maßnahmen immer wieder mit Erfolg bedient. Optische Telegraphen hat es auch in anderen Ländern gegeben, so z. B. in Preußen die 1832/33 ausgebaute Linie Berlin – Köln – Koblenz (587 km) mit insgesamt 62 Stationen. Es wurden nur Staats- und Militärmeldungen durchgegeben.

Der elektrische Telegraph. – Als die geheimnisvollen elektrischen Erscheinungen immer bekannter wurden, war der Gedanke aufgekommen, die Elektrizität zur Weitergabe von Nachrichten über Drahtleitungen zu verwenden. Man benutzte dazu Telegraphenapparate der verschiedensten Bauarten. So haben die Göttinger Professoren **Gauß und Weber** im Jahre 1833 den ersten praktisch verwendbaren elektromagnetischen Telegraphenapparat geschaffen. Zunächst wurden Nadel- und Zeigertelegraphen eingesetzt. Schließlich hatte das 1837 erfundene und in der Praxis gut verwendbare Gerät des Amerikaners **Samuel Morse** großen Erfolg. Mit ihm konnten Zeichen, die aus Punkt- und Strichkombinationen bestanden (Morsealphabet), auf einen durch ein Uhrwerk gleichmäßig fortbewegten Papierstreifen durchgeschrieben werden, so daß man nun eher von Telegraphie (Fernschreibung) sprechen konnte. Es handelte sich also nicht um eine Klarschrift, sondern um eine Punkt-Strich-Zeichenschrift, was ein gewisser Nachteil war. 1855 gelang dann dem Engländer **Hughes** der Bau der ersten brauchbaren Typendruck-Telegraphen, der mehr als einhundert Zeichen in der Minute schaffte.

Mit der Einführung der elektrischen Telegraphie hat die Geschichte des Fernmeldewesens begonnen. Zudem war die Nachrichtentechnik die älteste praktische Anwendung des elektrischen Stromes. Und: bei den letztgenannten Telegraphen entstand bei der Empfangsstelle eine schriftliche Unterlage; darin besteht der wesentliche Unterschied zum Fernsprecher.

Im Königreich Württemberg sind am 22. 10. 1845 bei Inbetriebnahme der ersten württ. Eisenbahnlinie zwischen Cannstatt und Untertürkheim erstmals Zeiger-Telegraphen-Apparate in Betrieb genommen worden und zwar zur Sicherung des Eisenbahnverkehrs. Am 16. 4. 1851 ist der Telegraph auch für die allgemeine Benutzung zugelassen worden. Die Telegraphenlinien verliefen anfangs hierzulande längs der Bahnlinien. Die Telegraphenlinie Tübingen – Tuttlingen wurde Schwarzwaldlinie genannt. An ihr lag auch Oberndorf. Von dort wurde 1860/61 eine Telegraphenlinie über Balingen nach Ebingen eingerichtet. **Ebingen** erhielt im Dezember 1861 eine Telegraphenstation mit beschränktem Tagesdienst für den allgemeinen Verkehr (Amtsblatt der K. Württ. Verkehrsanstalten). **Die Balinger Telegraphenstation ist am 24. 1. 1862 im „Schwanen" eröffnet worden,** da sich das K. Postamt Balingen damals dort befand.

(Fortsetzung folgt)

Die mittelalterlichen Kaplaneien um Balingen

Von Fritz Scheerer

Durch Stiftung von Kaplanei- und Frühmeßpfründen erfolgte bei uns zwischen 1350 und 1500 der innere Ausbau der religiösen Versorgung. In schriftlichen Quellen werden vor dem 13. Jahrhundert nur wenige Kirchen genannt. Viele tauchen erst von 1275 an aus dem geschichtlichen Dunkel auf, bei denen aber Veränderungen des Pfarrsprengels bis gegen 1450 nur in geringem Umfang vorgenommen wurden. Dafür war das religiöse Leben, besonders im 15. Jahrhundert, sehr rege, das sich namentlich in Stiftungen von Kaplaneipfründen, Seelmessen, Vigilien (in nächtlichen Vorfeiern vor hohen Festtagen, vor allem der Osternacht) äußerte.

Die Einkünfte unserer Pfarreien (s. HBl. Oktober 1968) waren mäßig. Um 1500 waren im ehemaligen Kreis Balingen etwa 100 geistliche Pfründen vorhanden, von denen über die Hälfte in den sechs Städten und im halbstädtischen Geislingen waren. Z. B. bei der Arnoldschen Seelmesse in Balingen, die 1441 gestiftet wurde, waren 30 Priester der näheren Umgebung. 1502 wirkten in Balingen neben dem Pfarrer 10 verpfründete Priester.

Im Mittelalter bestanden die Pfarrgüter aus großen Widumhöfen. Der größte der Balinger Umgebung war zu **Ostdorf** mit über 100 Jauchert Äckern und 25 Mannsmahd Wiesen. Er war um 1500 an 12 Bauern verteilt. Das Urbar über die Pfründen außerhalb der Stadt Balingen von 1544 enthält die näheren Angaben. Dem Pfarrer mußten die Bauern 1 Pfund 2 Schilling 7 Heller, 12 Malter Veesen, 1 Malter Haber, 2 Hühner, 60 Eier geben. Der Ostdorfer Widumhof umfaßte noch 1560 103 Jauchert Äcker, 25 Mannsmahd Wiesen, 3 Jauchert Garten und 5 Jauchert Hölzer. (1 J. etwa 1½ Morgen). Er dürfte zu den ältesten Ostdorfer Gütern zählen. Zur Pfarrei gehörte auch die Zehntscheuer. Die Pfarrei bezog Zehnten und andere Einkünfte aus Ostdorf, Engstlatt, Balingen, Geislingen, Bronnhaupten und Schömberg. Von 13 Jauchert Äckern gehörte der Zehnt dem Junker Werner von Rosenfeld, hälftig von Wilhelm Schenk von Stauffenberg an die Pfarrei geschenkt lt. Briefen von 1394 und 1397. Der Kleinzehnt gehörte ganz dem Pfarrer. Etliche Äcker zu „Hursten" und „Wasserfallen" gaben den Zehnten an die Peterskaplanei Ostdorf.

Diese Kaplanei bezog Einkünfte aus Balingen, Heselwangen, Dürrwangen, Onstmettingen, Grosselfingen und Steinhofen. Kollatur und Lehensherrschaft der Peterskaplanei sowie der Frühmeßkaplanei standen Württemberg zu. Die Frühmeßkaplanei wurde 1477 auf den Marienaltar der Pfarrkirche Medardus gestiftet. Zu dieser Kaplanei gehörten zu Ostdorf 1 Haus mit Hof und ein Krautgärtle, der Kunmannshof und Rüttlershof. Den Kleinzehnt teilten sich Pfarrei und Frühmesse je hälftig. Der Rüttlershof oder Lonerinhof kam über die Balinger Bürger Loner und Kunmann 1456 an die Ostdorfer Pfründe und wurde schließlich der Frühmesse zugeschrieben.

Zum Pfarrsprengel Ostdorf gehörte die Kirche in **Geislingen,** die erst 1451 abgetrennt und zur selbständigen Pfarrkirche erhoben wurde. In Geislingen bestanden mehrere Kaplaneien: die Frühmesse zur Hl. Katharina (1463 erstmals erwähnt), die Sankt Georgskaplanei (1432 erstmals genannt), die Michaelskaplanei (seit 1463) und die Agathenpfründe (1580 genannt). Die beiden ersteren hatten reichliche Bezüge aus Geislingen, Erlaheim, Ostdorf, Engstlatt, Pfeffingen und Erzingen. Die 1464 erstmals erwähnte Heiligkreuzkaplanei auf dem Friedhof wurde 1470 und 1665 neu ausgestattet und bezog Einkünfte aus Geislingen, Ostdorf und andern Orten. Die Frühmesse hatte 4 Erblehen mit zusammen 76 Jauchert Äckern und 31 Mannsmahd Wiesen, die Georgspfründe 5 Erblehen mit zusammen 87 Jauchert Äckern und 31 Mannsmahd Wiesen.

Nicht so reich ausgestattet war in älteren Zeiten die Pfarrei **Erzingen.** Sie besaß den Widumhof und hatte insgesamt 19 Morgen Äcker und 15 Morgen Wiesen. Die Alpirsbachischen Güter auf Markung Balingen, Erzingen, Bronnhaupten, Endingen, Geislingen u. a. Orten gaben der Pfarrei Erzingen allen Zehnten, zusammen 20 Malter.

Die Pfarrei **Endingen** war nicht geringer ausgestattet. Sie verfügte über das Widem. Außer Einkünften aus Endingen bezog sie solche aus Frommern, Laufen, Erzingen, Waldstetten, Heselwangen, Dürrwangen und aus einem Balinger Lehen. Die Kirchenpfleger gaben dem Pfarrer jährlich 5 Pfund Heller, wofür er wöchentlich eine Messe in der Wendelinskapelle lesen mußte. Die Kapelle, die spätere „Hinter Hofen", muß also eine Pfründe besessen haben. Von Gütern der Kapelle ist allerdings nichts überliefert.

Nach dem Urbar der Pfründen von 1543 hatte die Pfarrei **Engstlatt** eine gute Behausung, die an der Kirchenmauer lag. Das Gärtle lag hinter der Scheuer an dem „Wyssen Houe". Das Widum umfaßte 1543 50 Jauchert Äcker, 17 Mannsmahd Wiesen und 1 Holz. Der Heilige Petrus hatte etwa 15 Morgen Güter. Die Pfarrei bezog 1543 und 1565 den Kleinzehnt, eine Summe aus dem Heiligen und Einkünfte aus Engstlatt, Ostdorf, Steinhofen und Bisingen.

Zum St. Galler Ortsteil in **Frommern,** der um die dem Heiligen Gallus geweihte Kirche lag, gehörte auch der Widumhof. Ursprünglich besaß ihn die Pfarrei, aber mindestens seit 1496 war er Eigentum der württembergischen Herrschaft. Er umfaßte 1560 insgesamt 14 Jauchert Äcker und 9 Mannsmahd Wiesen. Die Inhaber waren verpflichtet den Mesnerdienst zu versehen und der Gemeinde den Farren zu halten. Die Pfarrei hatte Haus, Scheuer, Krautgarten und ein Weinbergle unterhalb der Kirchenmauer.

Die Frühmessekaplanei, die auf dem Altar Unserer lieben Frauen und Magdalena in der Pfarrkirche gegründet worden war, wird 1464 erstmals erwähnt. Sie besaß ein hiesiges Lehen und bezog Einkünfte aus Gruol, Grosselfingen, Balingen, Endingen, Dormettingen, Weilheim (s. unten), Waldstetten, Stockenhausen, Zillhausen, Dürrwangen, Laufen, Tailfingen, Oberdigisheim. Die Kapelle St. Wendelin s. HBl. August 1981.

Die Einkünfte der Pfarrei waren 1544 insgesamt: Wiesen- und Gartenzins 15 Pfund 11 Schilling, Ackerzins 5 Malter, unablösliche Zinsen 14 Pfund 16 Schilling 10 Heller, Veesen 4 Scheffel, Stroh 1 Fuder (30 Eimer = 1 Fuder) Fastnacht-hennel, Hühner 3, Äpfel 1 Imi (Imi = 1 Viertel); Corpus: Veesen 10 Malter, Haber 3, Bohnen 4 Liter, Wiesenzinsen 1 Pfund 18 Schilling 10 Heller, von Jahrzeiten 10 Pfund 4 Schilling 4 Heller, Wachs 2 Pfund. Das Lehengut der Frühmesse Frommern in Weilheim umfaßte 1565 den Zähenhof mit 30 Jauchert Äcker und 12 Mannsmahd Wiesen.

In **Weilheim** bestand eine Pfarrei seit etwa 1350. Danach wurde Weilheim und Waldstetten der Pfarrei Frommern zugeteilt. 1463 wurde dann die Pfarrei von Bauern neu ausgestattet, aber nach 1565 bis 1928 wieder von Frommern aus versehen. An die Pfarrei Frommern mußten während der Zeit der Selbständigkeit Separationszins gezahlt werden. Die Herren von Endingen, die zum Rottweiler Patriziat gehörten, besaßen den sogenannten Endingerhof. Sie verkauften 1429 ein Drittel dieses Hofes an die Weilheimer Dionysiuskirche, das dann 1463 an die Pfarrei kam. Nach der Reformation kamen alle genannten Güter an die Geistliche Verwaltung Balingen.

Die Pfarrei **Roßwangen** besaß 1565 ein Gut mit 10 Jauchert Äcker und 10 Mannsmahd Wiesen und 8 Jauchert Holz, das auch an die Balinger St. Galluskaplanei zinste. Der Pfarrer verlieh den Widumhof und bezog daraus Gülten. Der Großzehnt war hälftig unter Pfarrei und Rittergut geteilt.

Auf den Marienaltar der **Dürrwanger** Peterskirche war vor 1439 eine Kaplaneipfründe gestiftet worden, die 1482 letztmals genannt wird. Auf den Altar des Johannes Baptista wurde 1453 eine Frühmesse gestiftet. Sie bezog größere Einkünfte aus dem Frödershof in Zillhausen und dem Zähenhof in Waldstetten. In Dürrwangen gehörte zum Maierhof eine Kapelle zu St. Sebastian und St. Fabian. Diese wird 1414 erstmals genannt, ist aber vermutlich zur Reformationszeit abgegangen. Zum St. Georger Widumhof gehörten 1565 14 Jauchert Äcker und 4 Mannsmahd Wiesen.

Die Kaplanei **Heselwangen** hatte 1543 zwei Lehen zu vergeben, von denen das eine von Eberlin Biter (Beuter) an die Heselwanger Heiligenpflege verkauft wurde. Kleinere Lehen hatten hier die St. Peter- und St. Afrakapelle Balingen, die nach der Reformation an die Geistliche Verwaltung übergingen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß das Vermögen der Kaplaneien unterschiedlich war, einige Altäre waren reich begütert, während andere wieder kleine Pfründen waren, die kaum mehr als einige Äckerlein inne hatten oder einige Geldzinsen bezogen. Viele Widumgüter waren schon 1300 ihrem eigentlichen Zweck entfremdet und von den Kollatoren als Erblehen ausgegeben.

Eberwurz

(Carlina vulgaris)

Die „Gemeine Eberwurz", die wegen ihrer gelben Färbung auch „Golddistel" genannt wird, kommt nicht allzu häufig auf Trockenwiesen, Weiden und an Waldrändern mit kalkigem, lehmigem oder tonigem Boden vor. Sie hat mit der Silberdistel die Blütenform gemein, die aber nur 3,5 cm im Durchmesser erreicht. Sie hat einen vielgegliederten Stengel und dementsprechend auch viele Blüten, deren gewölbter Blütenboden und vor allem die Strahlenblüten strohgelb leuchten. Sie blüht von Juli bis Oktober, ist aber auch im Winter in vertrocknetem Zustand zu finden. Sie kann bis 60 cm hoch werden. Die Blätter sind lanzettlich und ihre Zähne mit sehr spitzen Dornen versehen. Die Blüte ist hygroskopisch, sie schließt sich bei feuchtem Wetter. K. Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 | 30. September 1984 | Nr. 9

Als das K. Württ. Postamt Balingen mietweise im Balinger Rathaus untergebracht war (Nov. 1874 – Nov. 1899).

Von Rudolf Töpfer (Schluß)

Die landesübliche Regelung, nämlich die Telegraphenstation im Bahnhof einzurichten, konnte seiner Zeit hier nicht erfolgen, weil Balingen bekanntlich erst 1874 Bahnstation geworden ist.

In Rosenfeld (OA Sulz) ist am 10. 4. 1865 eine Telegraphenstation mit beschränktem Tagesdienst für den allgemeinen Telegraphenverkehr eröffnet worden. Dadurch war es möglich, nach Ausbruch des großen Rosenfelder Stadtbrandes am 5. 2. 1868 zwischen 8 und 9 Uhr die Feuerwehren aus der Umgebung telegraphisch zu Hilfe zu rufen, was vorher durch Feuerreiter geschah.

Das Telephon. – Am 26. 10. 1861 hielt der 1834 geborene hessische Privatschullehrer **Philipp Reis** auf einer Sitzung des Frankfurter Physikalischen Vereins einen Vortrag „Über Telephonie durch den galvanischen Strom" und führte erstmals seinen in jahrelangen Bemühungen konstruierten aber noch recht primitiven Telephonapparat dem erstaunten Publikum vor. Es war dies die Geburtsstunde des Fernsprechwesens. Wenn der Reis'sche Apparat auch keine praktische Verwendung fand, so gebührt Reis doch das Verdienst, zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit Töne durch elektrischen Strom übertragen zu haben. Erst nach seinem frühen Tode im Jahre 1874 gelang es einem anderen berühmt gewordenen Erfinder, dem Schotten **Graham Bell,** das sogenannte Magnet-Telephon zu entwikkeln, das praktisch verwendbar war und nach 1876 seinen Siegeszug durch die Welt antrat.

Ein Jahr später, 1877, erhielt **Generalpostmeister Heinrich von Stephan** zwei dieser Bell-Geräte. Er ließ sofort Versuche anstellen und ordnete an, den Fernsprecher als vollwertiges Nachrichtenmittel in den öffentlichen Nachrichtendienst der Reichspost einzureihen. Stephan erkannte die große Bedeutung dieser Erfindung sofort und führte noch im gleichen Jahre die deutsche Bezeichnung „Fernsprecher" ein.

Das Königreich Württemberg war am 1. 1. 1871 Glied des Deutschen Reiches geworden. Nach dessen Verfassung ging das Post- und Telegraphenwesen auf das Reich über. Bayern und Württemberg jedoch war innerhalb ihrer Gebiete die selbständige Ausübung des Post- und Telegraphendienstes zugestanden worden. Sie unterhielten eigene Post- und Telegraphenverwaltungen.

So gesehen ist es interessant, daß dem König Karl von Württemberg am 30. November 1877 in Stuttgart erstmals das Bell'sche Telephon vorgeführt wurde. Am Tage danach ließ sich der Württ. Bezirksverein Deutscher Ingenieure und wenige Tage später die Abgeordneten des Württ. Landtages das Telephon vorführen und erklären. In den folgenden Jahren fanden Versuche mit anderen Apparaten statt.

1881 ist in Württemberg das Telephon erstmals praktisch verwendet worden. In Trossingen hatte man zu dienstlichen Zwecken zwischen dem Ortspostamt am Marktplatz und dem Bahnhof eine Telephonverbindung hergestellt.

1882 schließlich wurde als erste im Lande die „Allgemeine Telephonanstalt Stuttgart" mit 75 Teilnehmern und gleichzeitig beim Postamt 2 eine öffentliche Sprechstelle zur allgemeinen Benutzung in Betrieb genommen. In den folgenden Jahren sind weitere „Allgemeine Telephonanstalten" eröffnet worden, so in Cannstadt, Heilbronn, Ulm, Reutlingen, Eßlingen, Gmünd, Ludwigsburg und anderen Orten. Die Anstalten in Stuttgart, Cannstadt und Heilbronn standen in gegenseitigem Sprechverkehr. Bei der am 1. 2. 1886 hergestellten Telephonverbindung Stuttgart – Heilbronn handelte es sich um die erste Verbindung über größere Entfernung.

Bevor auch in Balingen eine allgemein benutzbare Telephonanstalt eingerichtet wurde, gab es hier zwei, allerdings zweckbestimmte, Telephon-Vorläufer, das war einmal die 1888 eingerichtete Telephonverbindung zwischen der Hochwacht (Feuerwache auf dem Turm der Stadtkirche) sowie dem Rathaus und dem Kgl. Oberamt und zum anderen eine Telephonverbindung zwischen dem Kgl. Postamt im Rathaus und dem Bahnhof Balingen, die 1895 geschaffen wurde, um etwa bei Zugverspätungen, die häufig auftraten, das dann am Bahnhof untätig herumstehende Personal entsprechend anweisen zu können. Im Bahnhofsgebäude stand der Post ein Postzimmer zur Verfügung. Es wurde 1889 vergittert, um die darin lagernden Postsendungen besser zu sichern.

Schon im Jahre 1892 hatte die Stadt Balingen den Anschluß an das Telephonnetz angeregt. Sie konnte jedoch damals nicht genügend Interessenten benennen, weshalb die Angelegenheit zurückgestellt werden mußte. Schließlich brachte 1897 der Textilfabrikant C. F. Behr ein Gesuch auf Errichtung einer öffentlichen Telephonstelle in Balingen ein.

Balingen hatte damals 3 319 Einwohner. Die Stadt war, wie es hieß, ziemlich gewerbereich, insbesondere waren die Schuhfabrikation und die Trikotweberei vertreten. Fabrikant Behr hatte sich in seinem Gesuch auch darauf berufen, daß in den Nachbarorten Ebingen und Tailfingen, die auf dem Gebiete der Textilindustrie mit Balingen im Wettbewerb stünden, bereits Telephonanstalten eingerichtet seien und den Balinger Geschäftsleuten erhebliche Nachteile erwüchsen, solange sie dieses zeitgemäße Verkehrsmittel entbehren müßten. Die Ebinger Telephonanstalt war seit dem 27. 11. 1893 in Betrieb. Auf das vorerwähnte Gesuch hin war dem Königl. Telegrapheninspektor in Stuttgart durch hohen Randerlaß (also durch eine auf den Rand des Gesuchs geschriebene Anweisung) aufgetragen worden, sich nach Balingen zu begeben und dem Ansuchen an Ort und Stelle nachzugehen. Dieser Besuch in Balingen hat am 31. August 1897 stattgefunden.

Über das Ergebnis seiner Ermittlungen erstattete der Königl. Telegrapheninspektor – es gab damals nur einen solchen Beamten – schon am nächsten Tage an die Königl. Generaldirektion der Posten und Telegraphen einen schriftlichen Bericht. In ihm führte er unter anderem aus, daß er sowohl mit dem Balinger Postamtsverweser Merz als auch mit den Interessenten, dem Herrn Stadtschultheiß, dem Herrn Oberamtmann (heute: Landrat) und Herrn Fabrikant Behr Besprechungen geführt habe. Danach dürften sich 10 bis 12 Teilnehmer sofort zum Anschluß bereit erklären. Die Umschaltstelle könnte in den gegenwärtigen Postlokalen im Rathaus untergebracht werden. Das Geräusch des Postbetriebs würde nicht allzu störend sein. Zum Zwecke der Einrichtung einer öffentlichen Sprechzelle wäre dort ebenfalls ein Raum vorhanden. Die einzelnen Telephonteilnehmer in der Stadt müßten so angeschlossen werden, daß der spätere Anschluß an das neue Postgebäude am Bahnhof, mit dessen Bau 1898 begonnen würde, ohne Änderung der Leitungsführung ausführbar wäre. Die Verbindungsleitung Tübingen – Ebingen sei schon für Untersuchungszwecke beim Postamt eingeführt. Es dürfte jedoch nötig sein, eine zweite direkte Verbindungsleitung Stuttgart – Tübingen auszulegen und Balingen später durch eine besondere Anschlußleitung an Tübingen anzuschließen.

Auch in Balingen trieb man die Dinge voran. So hat am 6. 9. 1897 in der Ratstube eine Versammlung stattgefunden betr. Einrichtung des Telefonbetriebes in Balingen womöglich noch vor Erbauung des neuen Postgebäudes und Einrichtung in den Räumlichkeiten im Parterre des Rathauses. Dabei wurde auch als wichtig herausgestellt, daß, im Falle der Einrichtung von Unfallmeldestellen im Oberamtsbezirk, die vornehmlich telefonisch bedient würden, die Bezirksorte an die Oberamtsstadt anzuschließen seien. Dies habe der Amtsversammlungsausschuß bereits 1895 so beschlossen. In der erwähnten Versammlung haben 14 Interessenten eine Teilnahme an der in Balingen zu errichtenden allgemeinen Telefonstelle zugesichert und zwar:

1) Das Kgl. Oberamt (Oberamtmann Filser) (1); 2) Das Kgl. Amtsgericht (2); 3) Carl Friedrich Behr, Trikotfabrikation (3); 4) Axamitt & Stotz, Trikotfabrikation (4); 5) Georg Link & Sohn (Eugen Link), Schuhfabrik (5); 6) Oberamtsarzt Dr. Hopf; 7) Adolf Daniel, Buchhandlung und Buchdruckerei (7); 8) Jakob Roller, Bahnhotel (8); 9) Stadt Balingen (9); 10) Oberamtswundarzt Dr. Fröhner, 11) J. Junginger, 12) Reiber & Roller, Trikotfabrikation, 13) Bezirkskrankenhaus, 14) H. Walter, Elektrizitätswerk.

Die rechts in Klammern angegebenen Zahlen sind die damals zugeteilten Fernsprechnummern, soweit sie heute noch ermittelt werden konnten. Die Teilnehmerliste wurde vom Kgl. Postamt Balingen am 11. September 1897

der K. Generaldirektion der Posten und Telegraphen vorgelegt, die sogleich an die Planung ging. Schon am 16. September 1897 veranschlagte der Königl. Telegrapheninspektor Weegmann die Kosten auf insgesamt 7 700 Mark.

Geplant wurde auch die als notwendig erachtete zweite Telephonverbindungsleitung zwischen Stuttgart und Tübingen und zwar über Echterdingen – Waldenbuch – Bebenhausen und der Bauaufwand bei 37 km Gesamtlänge auf 13 000 M veranschlagt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß nur 19 km Gestäng neu aufzustellen war, weil das Gestäng der von Stuttgart über Böblingen – Holzgerlingen – Bebenhausen nach Tübingen bereits ausliegenden ersten Leitung, die 53 km lang war, ab nördlich Bebenhausen bis Tübingen auf einer Strecke von 18 km mitbenutzt werden konnte. Der Zeitaufwand für die Ausführung der zweiten Leitung wurde auf 2 – 3 Monate geschätzt.

Auf Grund dieser Sachlage geruhte der König allergnädigst, am 1. Oktober 1897 die Errichtung einer Telephonanstalt in Balingen sowie einer zweiten Telephonleitung Stuttgart – Tübingen zu verfügen. Die Telephonanstalt Balingen sollte vorerst durch Einführung in die bestehende Telephonverbindungsleitung Tübingen – Ebingen an das Telephonnetz angeschlossen werden.

Der Bau selbst ging rasch voran. Bis Weihnachten 1897 waren in Balingen sämtliche Ständer montiert. Auf dem Posthaus, dem Rathaus, befand sich ein Bockständer als vorläufiges Abspanngestänge. Von ihm aus führte ein Leitungszug über 7 Bockständer zum Bahnhof, neben dem das neue Posthaus im Bau war. Ein zweiter Zug verlief vom Rathaus über 7 einfache Rohrständer und eine Anzahl

Balinger Rathaus mit Telefon-Abspannbock auf dem Dachfirst und Briefkasten am vorderen Hauseck (1898).

Stangen in entgegengesetzter Richtung bis zum Ende der Stadt. Schon **am 15. Februar 1898** konnte die neue Telephonanstalt Balingen mit vermutlich 12 Teilnehmern und die mit ihr verbundene öffentliche Telephonstelle im Kgl. Postamt im Rathaus in Betrieb genommen werden. Die Telephondienstzeit dauerte sommers von 7 – 21 Uhr und winters von 8 – 21 Uhr ohne Unterbrechung; an Sonn- und Feiertagen war sie auf die Postschalterstunden beschränkt. Außerhalb dieser Zeiten konnte also damals nicht telephoniert werden, denn man mußte ja die Verbindungen noch mit der Hand herstellen, daher die Telephondienstzeit. Den Umschalter für 36 Doppelleitungen hatte man im Dienstzimmer des Postamtsvorstands aufgestellt. Die öffentliche Sprechzelle war von der Schalterhalle aus zugänglich. Die Ortsgespräche wurden damals nicht gezählt, sondern durch Entrichtung einer Pauschgebühr bezahlt, die für alle Teilnehmer gleich hoch festgesetzt war und in Balingen im Jahre 1898 jährlich 160 Mark betrug. Die Gesprächsdauer der Ferngespräche ist bis zur Jahrhundertwende durch Sanduhren überwacht worden, die man, da sie nicht genau genug arbeiteten, nach und nach durch Gesprächsuhren der Schwarzwälder Uhrenindustrie ersetzte.

Nun also konnte die „Telephoneritis" peu à peu die Balinger erfassen. Im übrigen sagte man seit 1902 auch in Württemberg amtlich „Fernsprecher" statt „Telephon". In verhältnismäßig kurzer Zeit ist der Fernsprecher in alle Lebensbereiche eingedrungen und hat sich über die Staatsgrenzen hinweg zum an Umfang bedeutendsten Schnellnachrichtenmittel der Gegenwart entwickelt. Das Leben spielt sich heute in größeren Räumen ab als früher. Die Regierenden, die Wirtschaft, die Presse, jeder Einzelne hat die Möglichkeit, sich jederzeit „per Draht" zu orientieren, Anweisungen zu erteilen, Geschäfte zu tätigen, Hilfe herbeizurufen oder auch nur nach der genauen Uhrzeit zu fragen. Gewiß, jedes Klingeln des Telefons kann auch Ärger bedeuten. Sicher ist auch etwas daran, daß die Kunst, in Ruhe gute Briefe zu schreiben, gewissermaßen mit der Feder in der Hand zu plaudern, durch den Fernsprecher gelitten hat. Warum sonst müßte die Post mit dem Slogan „Schreib mal wieder . . ." werben? Andererseits ist es aber doch nicht dazu gekommen, wie 1880 befürchtet, daß mit der Ausbreitung des Telefons das Briefpapier zu einem unnötigen Gegenstand und der Einzelne mehr einer Nummer würde, zu seiner Telefonbuchnummer nämlich, hinter der man sich nichts vorstellen könne. Ganz besonders aber haben dem Verfasser unlängst folgende Sätze gefallen, wonach „das weltumspannende Fernsprechnetz die größte, komplizierteste und teuerste Gemeinschaftsleistung der Menschheit, die größte aller Maschinen sei."

Seit Inbetriebnahme der Telephonanstalt Balingen waren noch nicht ganz zwei Jahre vergangen, als das K. Württ. Postamt Balingen samt seiner Telephonanstalt aus dem Balinger Rathaus auszog, um seine Tätigkeit ab 1. 12. 1899 in einem nahe beim Bahnhof Balingen von der Postverwaltung neu erstellten posteigenen Dienstgebäude fortzusetzen. Doch darüber wird noch gesondert berichtet werden.

Redensarten aus heimischem Handwerk und Gewerbe

Von Fritz Scheerer

Das Handwerk ist bei uns schon sehr frühe bezeugt. In Balingen wird 1289 erstmals ein Schmied genannt, 1323 ein Weber, 1328 ein Ledergerber und ein Steinhower (Steinhauer), 1371 ein Sattler, 1375 ein Metzger und 1379 ein Schuhmacher. In der wirtschaftlichen Entwicklung spielte in den Städten das Handwerk vom Mittelalter bis zur Industrialisierung eine wichtige Rolle. Auf dem Lande dagegen werden bis um 1500 nur wenige Handwerker genannt, z. B. in Engstlatt ein Schuhmacher um 1390. Zahlreicher werden dann die Nennungen im 16. Jahrhundert. Das Lagerbuch von 1688 führt fast bei jedem Balinger Bürger einen Beruf an.

Von der Wichtigkeit des Handwerks und seiner allgemeinen Wertschätzung zeugen die vielen Familiennamen, in denen ein Handwerksname enthalten ist. Die vielen Suter = Sauter = Schuhmacher bezeugen ein Schuhmacher-Handwerk, das in den Dörfern wohl von den Bauern nebenberuflich betrieben wurde. Auffällig sind auch die vielen Pistor = Pfister = Beck = Brodbeck oder Dreher (seit 1372) und Wagner. Manche Handwerker werden aber ihren Beruf nur ausgeübt haben, wenn die Feldarbeit getan war, denn die Landwirtschaft bildete bis in die Neuzeit die Hauptnahrungsquelle.

Auch die vielen fachsprachlichen Ausdrükke, die bis heute lebendig geblieben sind, bezeugen die Wichtigkeit des Handwerks. Viele haben sich in der Umgangssprache über lange Zeiträume hinweg erhalten. Bei dem fast gedankenlosen Gebrauch dieser Wendungen aus den Fachsprachen, die heute sprachliches Gemeingut sind, wird oft nicht mehr bewußt, aus welchen ursprünglichen Zusammenhängen die sprachlichen Bilder stammen. Es lohnt sich daher, eine Zusammenstellung der Redensarten vorzunehmen, die aus den Bereichen unserer heimischen Handwerke stammen, denn sie haben unsere Sprache sehr bereichert.

Zusammenschlüsse der Handwerker in den Zünften und der Gesellen in den Bruderschaften sind früh bezeugt. 1569 werden in Balingen die Bruderschaften der Gerber, der Weber, der Schneider und der Zimmerleute erwähnt. Die Zünfte regelten die Zahl der zugelassenen Meister, übernahmen die Prüfung des Könnens, der Geschicklichkeit und Ehrsamkeit ihrer Mitglieder und achteten streng auf die Wahrung der Handwerksehre, um die Kundschaft zufriedenzustellen. Die verschiedenen Handwerke in der Stadt hatten je einen Obermeister und jedes seine bestimmte Wirtschaft für die Versammlungen. Die durchziehenden „Handwerksburschen" (heute Bedeutungswandel zu Bettler) erhielten für ihre Zunftherberge 1760 einen Zehrpfennig (6 Kreuzer). Für Müller, Wagner, Schmiede, Zimmerleute, Tuch- und Zeugmacher, Hutmacher, Schlosser, Kupferschmiede und Rotgerber war die „Krone" die Herberge, für Schreiner der „Goldene Adler", für Strumpfweber, Stricker und Seiler das „Paradies", für Schuhmacher, Metzger und Weißgerber der „Schwarze Adler".

Zwischen Meister, Gesellen und Lehrlingen bestanden oft große soziale Unterschiede. Nach den Zunftvorschriften betrug beispielsweise bei den Rotgerbern die Lehrzeit drei Jahre, das Lehrgeld 40 Gulden. Wer das Lehrgeld nicht zahlen konnte, mußte fünf Jahre lernen. Die Gesellenzeit (vor allem Wanderzeit) dauerte für den Sohn des Meisters nur drei Jahre, für sonstige Gesellen vier Jahre. Die alten Zünfte wurden 1864 aufgelöst.

Allgemeine Redensarten aus dem Handwerk

Oft wurde das Wort „Zunft" von „Innung" abgelöst. Die Innung, also der Zusammenschluß von Angehörigen eines bestimmten Handwerks, überwachte ihre Mitglieder um der Achtung des Standes willen. Daraus entstand die heutige Redensart „die (ganze) Innung blamieren", denn kein Mitglied durfte durch liederliche Arbeit oder ungehöriges Verhalten die Kollegen bloßstellen. „Pfuschern" und „Stümpern" wurde Arbeitsverbot erteilt, „das Handwerk gelegt". Der Ausdruck Pfuscher galt zur Zeit des strengen Zunftwesens als Schimpfwort. Ihre Arbeit hielt den strengen Prüfern nicht stand, sie war also „verpfuscht". Der zunftmäßige Meister legte besonderen Wert, sich deutlich vom Pfuscher zu distanzieren. Am deutlichsten ist der ursprüngliche Zusammenhang mit der Handwerkersprache in der Redensart „jemanden ins Handwerk pfuschen": mit oberflächlicher Arbeit in ein bestimmtes Fachgebiet eindringen, sich die gleichen Rechte eines Handwerksmeisters anmaßen, ein gefährlicher Konkurrent sein, durch billige Arbeit Kunden abwerben. Die Wendung ist heute in übertragenem Sinne stümperhaft eingreifen, sich unbefugt einmischen, auf ein Gebiet begeben, das man nicht völlig beherrscht.

Die Redensart „ein (elender) Stümper sein" (ungeübt, ungeschickt, ein Nichtskönner sein) stammt ebenfalls aus der Handwerkersprache. Ein Stümper war ursprünglich ein Handwerker, der nicht zünftig gelernt hatte, der mit stumpfen, unzulänglichen Werkzeugen herumpfuschte, dessen Arbeit unvollkommen wie ein Baumstumpf blieb, dem die Krone fehlte. Anders ist es in den Wendungen, die den Meister, den Könner betreffen. Der Stolz auf die eigene Leistung und das Lob des Handwerks werden z. B. deutlich in den Redensarten „ein Meister seines Faches", „sein

Meisterstück vollbracht", „eine Sache meistern" und „sich seines Handwerks nicht schämen brauchen". Die Wendung „es ist zünftig", bedeutete ursprünglich, es entspricht den Regeln der Zunft, den Anforderungen eines zunftmäßigen Meisters, guter handwerklicher Arbeit. Heute wird die Redensart auf die verschiedensten Lebensbereiche übertragen gebraucht. Von einem besonders geschickten Handwerker, den man überall brauchen kann, sagt man: „Er versteht sein Handwerk"; er ist ein anerkannter Fachmann. Meister und Gesellen, die ihre Aufträge nicht immer in der Werkstatt ausführten, „gehen auf die Stör", arbeiten in einem fremden Haus auf dem Land für Kost und Taglohn und nehmen dazu ihr Werkzeug mit. In einigen Berufen wurde viel auf die „Stör" gegangen, vor allem von Schneidern, Schustern und Sattlern.

Redensarten über Gesellen

Viele Redensarten, die sich auf die Gesellen beziehen, hängen mit den Erlebnissen und Erfahrungen während der Wanderschaft (s. oben) zusammen. So bedeutete ursprünglich „sein Bündel schnüren (packen)" den Beginn der Wanderschaft. „Bündel" war das Paket mit den Habseligkeiten des Gesellen, wie wir es heute noch teilweise bei Zimmerleuten antreffen. Auf die oft mühevolle Wanderschaft der jahrelang umherziehenden Gesellen weist auch die Wendung „sein Bündel zu tragen haben". Heute haben wir dies in der erweiterten Bedeutung von „Bündel Sorgen, Nöte" usw.

Auf der Wanderschaft gerieten die Gesellen oft in finanzielle Schwierigkeiten. Darauf bezieht sich die Redensart „fechten gehen", betteln gehen. Umherziehende Handwerksgesellen zeigten im ausgehenden Mittelalter oft ihre Kunst im Fechten und erhofften sich dabei von den Zuschauern Gaben. So nahm der Ausdruck „fechten" die Bedeutung von „betteln" an. Heute sagt man noch: „Hast g'fochta?", wenn einer viel Kleingeld hat.

Ist einer ständig unterwegs, so wird die Wendung „auf der Walz sein" gebraucht. Sie ist ursprünglich auf den wandernden Gesellen bezogen. Althochdeutsch bedeutete „walzen" = sich drehen, fortbewegen, wie wir es noch heute im „Walzer"-Tanz (= Dreher) haben. Scherzhaft wird gefragt: „Gehst auf die Walz?" Der Geselle mußte auf „Schusters Rappen" wandern, war auf seine Füße angewiesen, da er keine öffentlichen Verkehrsmittel benützen konnte. Die schwarzen Schuhe werden die Rappen des Schusters genannt.

Wenn die Gesellen bei einem Meister vergeblich nach Arbeit fragten oder bei Zusage nicht im Hause des Meisters bleiben konnten, so erhielten sie ein Geschenk als Wegzehrung (s. oben), damit sie in der Herberge übernachten konnten, was meist in einem gemeinsamen Schlafsaal geschah. Drohte nun eine Durchsuchung der Herberge, weil einer der fahrenden Gesellen unterwegs etwas gestohlen hatte, so schob er den gestohlenen Gegenstand einem andern in die Schuhe, um den Verdacht von sich abzulenken. Darauf geht die Redensart „einem etwas in die Schuhe schieben" zurück: heute jemand einer Tat bezichtigen, die Schuld an etwas geben.

Während der Sommermonate wurde weniger bei den Meistern um Arbeit vorgesprochen, denn bei Arbeitszusage war der Geselle verpflichtet, die Arbeit anzunehmen. Anders war es, wenn es der kalten Jahreszeit zuging. Dann bemühte sich der Geselle, eine feste Anstellung zu bekommen. Er hatte „seinen Meister gefunden". Diese Wendung wird heute nur noch in übertragener Bedeutung gebraucht.

Die Gesellen, wie auch die Lehrlinge, wohnten meistens im Hause des Meisters (vgl. das Lied: „Es, es und es, es ist ein harter Schluß"), sie gehörten zur Familie, waren aber auch verpflichtet, stets bis in die späten Abendstunden mitzuarbeiten. Um mehr Freizeit zu gewinnen, bemühten sie sich um einen zusätzlichen freien Wochentag zum Sonntag, den „blauen Montag". Die heute gebräuchliche Wendung „Blauen machen", nicht arbeiten, meist in einer negativ abwertenden Bedeutung ist die Kurzform der Redensart „blauen Montag machen". Vermutlich ist der „blaue Montag" nicht von „blau sein" (betrunken) herzuleiten, sondern vom Beibehalten des blauen Feiertagsrockes an diesem Tag. Daß man gerade den Montag als Ruhetag wählte, ist auch bei größeren Festen der Fall (Ostern, Pfingsten, früher auch Kirchweih). Heute sind oft noch auf dem Land dies die Tage für Hochzeiten.

Redensarten um den Lehrling

Der Lehrling hatte in Werkstatt und Haushalt des Meisters eine äußerst untergeordnete Funktion. Er wurde sehr streng gehalten. Die Redensart „Lehrjahre sind keine Herrenjahre" galt als Grundsatz, Strenge walten zu lassen. Für den Lehrling mußte man „Lehrgeld bezahlen". Heute wird diese Redensart in erweiterter Bedeutung gebraucht: durch Schaden klug werden. Hier bildet das „Lehrgeld" den kulturgeschichtlichen Hintergrund.

Bleibt einer ungeschickt und erweist sich unfähig, sagt man noch immer scherzhaft: „Laß dir dein Lehrgeld (Schuldgeld) zurückzahlen". Hat einer aber einen tüchtigen Meister gehabt, und zeigen sich bei ihm die Früchte einer guten Ausbildung, heißt es: „Er ist durch eine gute Lehre gegangen".

Redensarten aus bestimmten Handwerksberufen

Im folgenden soll eine Auswahl von Redensarten aus einzelnen Handwerksberufen erläutert werden. Wir gehen zunächst einmal zum **Bäcker** und wollen seine frische Ware, seine knusprigen Brötchen, Semmeln kaufen, die sehr begehrt sind und rasch weggehen. Darauf bezieht sich die Redensart „wie warme Semmeln weggehen". In übertragener Bedeutung wird die Redensart oft auch auf die Töchter eines Hauses angewendet, die sich rasch hintereinander verheiraten. Die Wendung „Das geht wie's Brezelbacken (machen)" (geht sehr rasch) drückt die Bewunderung der handwerklichen Geschicklichkeit aus, während als ironischer Handwerkerspott „das Bäckerexamen machen" gebraucht wird: den ganzen Tag zum Fenster hinausschauen, faulenzen. Altmodische und rückständige Personen werden als „altbacken" bezeichnet.

Bildkräftige Vergleiche stammen aus dem alten Beruf des Barbiers oder **Baders.** „Jemand einseifen": jemand mit vielen Worten zu gewinnen suchen, umschmeicheln. Heute wird die Redensart im Sinne von betrügen, prellen, auch betrunken machen, gebraucht. Ähnlich ist es bei der Redensart „jemand über den Löffel barbieren" oder „jemand gehörig (ordentlich) schröpfen": ihn übervorteilen, ihm viel Geld abnehmen, eigentlich: tüchtig bluten lassen. Diese Redensart erinnert an die einstige medizinische Praktik des Aderlassens. Der Bader setzte dazu den Patienten die Blutegel oder Schröpfköpfe an, die sich vollsaugten und auf diese Weise krankes und überflüssiges Blut beseitigen sollten. Vielleicht geht auch die Redensart „alles über einen Kamm scheren", alles gleichmäßig nach demselben Schema behandeln, auf die Praxis in den früheren Baderstuben zurück, wo der Bader für alle Kunden denselben Kamm benützte.

Noch vor wenigen Jahren kamen **Bürstenbinder** als Hausierer, von denen die Redensart verbreitet ist: „Saufen wie die Bürstenbinder". „Bürsten" wird in übertragener Bedeutung für „trinken", „zechen" verwendet, wobei wohl an das Ausputzen der Kehle (oder des Glases) zu denken ist.

Von den **Gerbern,** die früher sehr zahlreich waren (1701 in Balingen 41 Rotgerbermeister), stammen viele Redensarten. Auf das berufliche Mißgeschick des Gerbers, der seine Felle am Wasser bearbeitete, geht die Redensart „seine Felle fortschwimmen sehen" zurück: seine Hoffnungen in Nichts zerrinnen sehen. Das Wort Fell wird in der Sprache oft auch für die menschliche Haut gebraucht: „Einem das Fell gerben" (durchprügeln), „ihn juckt das Fell" (er will seine Prügel haben), „ein dickes Fell haben" (unempfindlich sein). Der Überrest von der Lohe (gemahlene Rinde zum Gerben von Eichen usw.) war der Lohkäs, auf den die treffende Redensart zurückgeht: „Schwätz kein Lohkäs (keinen Unsinn) raus!".

Dem **Haftenmacher,** der kleine Häkchen und Ösen (Haften) zum Zusammenhalten und Schließen von Kleidungsstücken herstellte, stammen die Redensarten „aufpassen wie ein Hechlsmacher" (Heftlemacher) (sorgfältig, aufmerksam sein); „es geht so schnell wie's Heftlemachen" (die Arbeit geht überaus rasch).

Vom **Küfer** findet sich die Redensart „Das schlägt dem Faß den Boden naus", womit der Betreffende sagen will, das treibt die Sache auf die Spitze, das macht das Maß voll. Ursprünglich war gemeint: Der Küfer treibt die Reifen so stark an, daß dem Faß der Boden hinausgeht. Sind Kinder ausgelassen, oder es befindet sich etwas nicht in Ordnung, so ist die Redensart gebräuchlich „außer Rand und Band", wie beim Küfer, wenn an den Fässern die Randeinfassungen und Reifen abgesprungen sind und dann alles auseinanderfällt.

Dem **Maurer** sagt man scherzend nach, daß er seine Arbeit gern verzögere und unterbreche, selten ins Schwitzen komme, daher sei „der Maurerschweiß rar"; oder „von des Maurers Schweiß kostet der Tropfen einen Taler". Die Wendung „im Lot sein" (in Ordnung sein) und „etwas ins Lot bringen" (in Ordnung bringen) bedeutete ursprünglich genau senkrecht, vom Maurer mit dem Lot geprüft sein.

Oft wird die Redensart gebraucht, „einen **Metzger**gang machen", wenn man einen vergeblichen Gang getan hat, der umsonst gewesen ist. Diese Redensart ist nur so zu erklären, daß der Metzger manchen vergeblichen Gang über Land tun mußte, um beim Bauern Vieh einkaufen zu können.

Wird dem **Müller** der Bach, der die Mühle treibt, abgeleitet, so bedeutet das den Ruin der Mühle. Die Redensart „einem das Wasser abgraben", jemand das Geschäft verderben, seine Existenz vernichten, seinen guten Ruf untergraben, ist aus dem Vorstellungskreis der Wassermühle, wie auch die Redensarten „das ist Wasser auf seine Mühle" (gereicht ihm zum Vorteil) oder „Oberwasser bekommen" (in Vorteil kommen).

Der **Sattler** stellte einst Pferdegeschirre und Riemen her. Dabei mußte er sein Arbeitsmaterial (z. B. Häute) gut ausnützen, um wenig Abfall zu haben. Leichter war es, „aus anderer Leute Haut Riemen schneiden" (einen andern zu seinem Vorteil ausnützen). Auch die Wendungen „seine Haut für etwas aufs Spiel setzen" (den höchsten Einsatz wagen) oder „seine (eigene) Haut zu Markte tragen", gehen auf den Sattler und Riemenschneider zurück.

Die Redensart „Der **Schmied** seines Glückes sein" (sein Schicksal selbst in die Hand nehmen) geht auf das Sprichwort zurück: „Jeder ist seines Glückes Schmied". „Das Eisen schmieden, solange es heiß ist" (nicht lange zögern, die Chance nützen) beruht ursprünglich auf die Arbeit des Schmiedes, der das noch glühende Eisen formt, auch die Redensart „Mehrere Eisen im Feuer haben" (sich mehrere Auswege offen lassen). Die Redensart „Zum Schmied und nicht zum Schmiedle gehen", sich direkt an den Meister und nicht an einen Stümper wenden oder „Vor die rechte Schmiede gehen" (gleich an die richtige Stelle kommen), sind weit verbreitet. Vom Hufschmied, der die Pferdehufe mit Eisen beschlägt, stammt die Redensart „gut beschlagen sein", die in übertragenem Sinn erfahren, kenntnisreich bedeutet. Auf die Schmiedewerkzeuge beziehen sich „jemanden in die Zange nehmen" (unter Druck setzen, keine Ausflüchte zulassen, ihm ins Gewissen reden) und wohl auch „etwas unter den Hammer bringen". Bei der Versteigerung wird der Zuschlag mit dem Hammer erteilt.

Die **Schneider** wurden jahrhundertelang verspottet, was sich in Schwänken, Liedern und Redensarten heute noch zeigt. Besonders die schwächliche Gestalt des Schneiders, seine Schmächtigkeit und vor allem auch wegen seiner Stubenhockerei ohne körperliche Arbeit dienten zu witzigen Vergleichen: „Frieren wie ein Schneider", „essen wie ein Schneider", „beim Schneider hängen bleiben", „dastehen wie ein geleimter Schneider", „laufen wie ein Schneider" usw... Dem Schneider wurden schließlich wie dem Müller, auch schlechte Eigenschaften nachgesagt: „Dem

Schneider ist viel unter den Tisch gefallen", er hat von dem ihm übergebenen Stoff für sich behalten. Um 1400 kam in Süddeutschland der „Schneider-Geißbock" auf: „Schneider meck, meck, meck", „der kann einen Geißbock zwischen den Hörnern küssen". Auch im Fluch tritt der Schneider auf: „Hol dich der Schneider!". Von diesem Handwerk gibt es nur wenige Redensarten, die eine positive, anerkennende Bedeutung haben, wie z. B. „eine Sache ausbügeln" (einen Schaden gut machen, wie der Schneider ein unansehnliches Kleidungsstück wieder in Ordnung bringt).

Die Mahnung **„Schuster** bleib bei deinem Leisten!" gilt dem, der sich unberufen in alles einmischt. Behandelt einer alles nach dem gleichen Schema, so heißt es: „Alles über einen Leisten spannen" (s. oben). Für einen ungeschickten Schuhmacher wurde ursprünglich „Schuster" als Schimpfwort gebraucht, daher der Ausdruck „ein Schuster sein", „Flickschuster", ein Pfuscher sein. Sehr alt ist die Redensart: „Wo drückt dich der Schuh?" (von zu engen Schuhen): wissen, wo es einem fehlt.

Zahlreiche Redensarten sind aus der Tätigkeit des **Webers:** „einen Faden spinnen", „eine Sache anzetteln" (ins Werk setzen, anstiften, vorbereiten), wie am Webstuhl den Längsfaden herrichten. Heute wird „anzetteln" nur in schlechtem Sinne für das Anstiften von Komplotten und Intrigen verwendet. Hierher gehören auch Ausdrücke wie „Hirngespinst" und „Lügengewebe". Die Redensart „keinen guten Faden an etwas lassen" (nur Negatives feststellen, überaus streng urteilen). Mit der Einrichtung des Webstuhls dürfte auch die Redensart „etwas in Schuß bringen" zusammenhängen, da „Schuß" auch die Bezeichnung für Querfäden ist. Prüft man etwas genau, so wird es „nach Strich und Faden untersucht". Fällt das Urteil über das Meisterstück des Gesellen negativ aus, ließ man „keinen guten Faden" an dem Stoff, man stellte die „Webfehler" fest. Von der Spinnerin stammt der Ausdruck „jemand verhecheln", das von dem scharfen, spitzigen Werkzeug, der Hechel, zum Reinigen des Flachses von Holzteilen herrührt.

Scherzhaft wird gefragt, wenn etwas sehr ungenau aufgezeichnet ist: „Das hast du wohl mit einem **Zimmermanns**bleistift gemacht?" Ursprünglich auf die Schnur, die der Zimmermann einst spannte, um die Balken gerade zu behauen, bezieht sich die Redensart „über die Schnur hauen", zu weit gehen, das rechte Maß überschreiten. Ein Hinausgehen über die Schnur bedeutete einen Fehler des Zimmermanns: „Er hat sich verhauen". Strengt sich einer an, so sagt man: „Brettle bohren". Die Zimmerleute haben viele alte Bräuche bewahrt. Schon durch ihre einheitliche Tracht dokumentieren sie ihre Zusammengehörigkeit. In ihren Richtsprüchen, mit denen sie das Haus übergeben und dem Bauherrn Glück wünschen, sind öfters alte Wendungen enthalten.

Es ließen sich in dieser Zusammenstellung weitere Redensarten zu den einzelnen Handwerken anführen, z. B. von den Goldschmieden, Schlossern, Schreinern usw. Selbst veraltete und ausgestorbene Berufe haben aus ihrer einst lebendigen Umwelt ihre sprachlichen Spuren hinterlassen und bildkräftige Vergleiche bedingt und damit unsere Sprache bereichert.

Unsere Gegend im Dreißigjährigen Krieg

Von Fritz Scheerer

Der Dreißigjährige Krieg (1618 - 1648) brach in unserer Heimat erst nach 1630 und besonders nach der Schlacht bei Nördlingen (1634) und schließlich 1643 und 1644, als unsere Gegend in der Hauptkampflinie lag, durch Seuchen, Beschießungen, Verwüstungen, Plünderungen, fortwährende Besatzung in voller Stärke über die Bevölkerung herein, so daß sie nach dem Westfälischen Frieden zusammengeschmolzen und verarmt war.

Schon der Beginn des 17. Jahrhunderts ließ Böses ahnen. Im Jahr 1601 war ein solch starkes Erdbeben, daß der Balinger Kirchturm geschwankt habe. 1610 und 1611 wütete die Pest, an der in Balingen über 500 Personen starben. Am 14. Januar 1607 wurden infolge der Unvorsichtigkeit einer Frau Knodlerin beim Butterauslassen 106 Häuser und etwa 50 Scheunen ein Raub der Flammen, der Schaden wurde auf 72 000 fl. berechnet.

Vom Jahr 1627 an hatte auch Württemberg unter schweren Quartierlasten zu leiden. Für unsere Gegend begannen die Leiden 1632. Der Hof Bronnhaupten wurde von den Schweden überfallen und vollständig ausgeraubt. In Balingen wurden den aus der Nachbarschaft Geflüchteten, Vorräte an Mobiliar und Korn sowohl eine Geldtruhe geraubt.

Im darauf folgenden Jahr streifte der schwedische General Horn am 11. März durch Balingen und am 12. durch Ebingen der Donau zu. Sigmaringen wurde geplündert und das Schloß niedergebrannt. Im September bezogen Herzog Bernhard von Weimar in Balingen feste Stellung und bei Spaichingen General Horn, um dem kaiserlichen Heer den Durchmarsch nach Württemberg zu verwehren. Im Oktober mußte das österreichische Schömberg dem württembergischen Beauftragten huldigen. Die schwedischen und weimarischen Truppen verfolgten die Kaiserlichen bis an den Hochrhein und zogen beim Rückmarsch wieder durch unsere Gegend. Lautlingen und Margrethausen wurden an den Oberst von Degerfeld geschenkt. Die Nusplinger huldigten den Württembergern und zwar nicht ungern, denn sie hofften, der unbeliebten Herrschft der Truchsessen für immer zu entgehen. Ihre Freude war aber von kurzer Dauer. Aus ungeklärtem Anlaß fingen am 16. Oktober die Württemberger und Schweden zu plündern an und brannten anschließend das Städtchen nieder.

Nach der für unser Land so verhängnisvollen Schlacht bei Nördlingen (1634) besetzten die Kaiserlichen unsere Gegend. Der siegreiche Kaiser Ferdinand III. schenkte die Ämter Balingen, Ebingen, Rosenfeld, Tuttlingen und Sulz seinem Kriegspräsidenten, dem Grafen Heinrich von Schlick. Dieser ernannte Joh. Werner von Themar zum Balinger Obervogt und Hans Jörg Uller zum Schlickschen Kanzler in Balingen. Bei der Huldigung baten die Pfarrer und Untertanen, sie bei der Religion der Augsburger Konfession zu belassen, was ihnen auch zugesagt wurde. Doch die Zusage wurde bald vergessen. Graf Schlick befahl 1637 den Witwen und Jungfrauen, möglichst nur katholische Männer zu heiraten. Schlimm hausten die Kroaten. In der Nähe des Balinger Zollernschlosses ließen sich einige Kroatenfamilien häuslich nieder. Diese Gegend hieß dann jahrhundertelang Kroatendörflein.

Am 30. Juni 1634 überfiel der Kommandant von Überlingen mit 180 Reitern das Dorf Winterlingen. Da die Bauern sich wehrten, wurden einige getötet und verwundet und zwei wurden gefangen nach Überlingen gebracht, dazu 70 Stück Vieh, Pferde und Geißen als Beute abgeführt. Villinger Reiter trieben Vieh bei Leidringen und Bickelsberg von der Weide und erschlugen 8 der sie verfolgenden Bauern.

Welch unruhige Zustände in unserer Gegend herrschten, zeigen auch die Einträge in die Balinger Kirchenbücher. Als Pate ist bei Kindern häufig ein Offizier, Korporal, Marketender oder gemeiner Soldat, besonders der schwedischen Armee eingetragen. Von September bis Dezember 1634 wurden eine ganze Anzahl Kinder aus den umliegenden Orten in der Stadt getauft, ein Zeichen, daß viele Leute aus den Dörfern in die befestigte Stadt geflüchtet waren.

Das Jahr 1635 brachte Hungersnot und Pest. In Bickelsberg sind 20 Pesttote in diesem Jahr aufgeführt, in Isingen sind es sogar 114, in Rosenfeld etwa 275. In den folgenden Jahren wurde unsere Gegend bald von den Kaiserlichen und Bayern, bald von den Schweden und Franzosen besetzt und gebrandschatzt. Im März 1638 eroberte der schwedische General Rosen Balingen, Tuttlingen und Hechingen. Bei Balingen wurde eine kleine Abteilung Kaiserlicher gefangen und eine kroatische Abteilung zurückgeschlagen. Im Mai zog der kaiserliche Oberst Götz durch Balingen, muß aber vor Tuttlingen vor Bernhard von Weimar wieder zurückweichen. Am 6. und 8. Mai 1635 konnte Rosenfeld Angriffe kaiserlich-bayerischer Einheiten abweisen. Die Stadt wurde von wenigen Soldaten, in der Hauptsache von den Bürgern verteidigt. Während des Krieges flüchteten immer wieder die Bewohner der benachbarten Dörfer in die Stadt.

Schluß folgt

Brombeere

(Rubus fruticósus)

Wer schon selbst Brombeeren gesammelt hat, war sicher erstaunt über die Vielgestalt der Früchte und auch vielleicht der Pflanzen. Auffallend ist vor allem die blaue Brombeere (R. caésius), auch Kratzbeere genannt, mit ihrem milchig weißen „Reif" gegenüber der schwarzen Brombeere (fructicósus) mit ihren auch manchmal schwarzroten, aber unbereiften Beeren. Außer diesen beiden Arten gibt es von fructicósus noch mindestens 10 bis 12 Variationen nach Stengeln, Blättern, Blüten und Früchten, die nur der Kenner unterscheiden kann. Der Stengel ist kriechend oder bogig nach oben geformt, ist bis zu Daumensdicke ausgebildet, an dem drei- bis siebenzählig gefingerte Blätter herauswachsen. Die Blüten, die traubig angeordnet sind, erscheinen zunächst rötlich, dann werden sie weiß, und sie entfalten sich von Juni bis September. Die Früchte reifen bis Mitte Oktober, sie sind wie die Himbeere geformt. Jedes Einzelfrüchtchen enthält einen Samen, der von einem köstlichen dunklen Saft umgeben ist, der Vögel und Menschen anlockt, um der Verbreitung der Samen zu dienen. K. Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 | 31. Oktober 1984 | Nr. 10

Baugeschichte der katholischen Kirche St. Josef in Albstadt-Ebingen

von Architekt Eugen Wissmann, Ebingen

Ebingen als Teil des Herzogtums Württemberg ist 1534 evangelisch geworden. Über Jahrhunderte hinweg gab es so gut wie keine Katholiken in unserer Stadt. Das änderte sich seit etwa 1870. Durch die aufblühende Industrie und den Bahnbau kamen Katholiken in größerer Zahl hierher. Sie wurden kirchlich vom Lautlinger Pfarrer betreut. Dieser durfte seit 1874 zunächst einmal, bald zweimal im Monat in der ev. Kapellkirche Gottesdienst halten. Mit dem raschen Anwachsen der Katholikenzahl wurde der Wunsch nach einem eigenen Gotteshaus immer stärker.

Dekan Berg, Pfarrer in Lautlingen, errichtete im Sommer 1886 – mit Zustimmung und Billigung des Bischöflichen Ordinariats – einen Kirchenbaufonds. Bausteine für eine katholische St.-Josefs-Kirche in Ebingen ließ er im November 1889 drucken. Am 5. November 1890 – Ebingen zählte inzwischen fast 600 Katholiken – verkaufte die Stadtgemeinde Ebingen an den Filialstiftungsrat zu Ebingen ein 22 Ar großes Kirchengrundstück „in der Hofstatt beim Gänseweiher" für 12 000 Mark. Gleichzeitig wurde Kirchenbaumeister Joseph Cades, geboren 1855, Architekt in Stuttgart-Cannstatt, mit der Planung der neuen Kirche beauftragt. Cades, einer der tüchtigsten und strengsten Architekten mittelalterlicher Tradition, ließ sich vom romantischen Ideal der neuentdeckten Gotik begeistern. Er war an der Vollendung des Ulmer Münsterturms (1885 – 1890, 161 m hoch) beteiligt. Mit unverkennbarer Handschrift plante Cades im Winter 1890/91 den ersten Bauabschnitt in einfacher, aber stilvoller und harmonischer Ziegelbauweise. Dieser erste Abschnitt umfaßt die westliche Hälfte der heutigen Kirche: das sind Chor, Sakristei, Turm und ein vier Arkadenbögen langes Schiff mit etwa 330 Sitzplätzen. Unter der örtlichen Bauleitung des Bauführers Otto Schottmüller von Spessart bei Ettlingen begann Werkmeister F. Baur, Ebingen, im Juni 1891 mit seiner Mannschaft die Erd- und Maurerarbeiten, während Pius Saile, Zimmermeister und Kirchenstiftungsrat aus Ebingen, die Dachstühle in Auftrag gegeben wurden.

Der 2. August 1892 ist ein freudiger und denkwürdiger Tag für die bereits 700 Seelen zählende katholische Gemeinde: an diesem Tag hat ihr der Koadjutor unseres hochwürdigen Diözesanbischofs, Weihbischof Dr. W. v. Reiser, die neuerbaute schöne Kirche konsekriert und zum Gebrauch übergeben und hat ihr erstmals einen eigenen Stadtpfarrer, Johannes Staudenmaier, zugeführt.

In den Hochaltar wurden bei der Konsekration die Reliquien des heiligen Adeodatus und der heiligen Blandina eingeschlossen. Die Baukosten (ohne künstlerische Innenausstattung) beliefen sich auf 66 000 Mark. Bei Errichtung der katholischen Stadtpfarrei mußte Stadtpfarrer Staudenmaier zunächst für 380 Mark Jahresmiete bei Metallgießer Friedrich Beck – 700 m von der Kirche entfernt – in einer Fünfzimmerwohnung unterkommen. Da dieser Zustand (Werkstattlärm!) nur ein Behelf sein konnte, leitete man im Herbst 1893 die ersten Schritte für den Pfarrhausneubau ein. Mit der Planung wurde Werkmeister Fr. Baur beauftragt. Nach der Baugenehmigung vom 4. Juni 1894 nahm Bauunternehmer W. Baur, Ebingen, die Rohbauarbeiten in Angriff. Das, wie die Kirche, in sichtbarem Ziegelmauerwerk ausgeführte Pfarrhaus konnte nach vielen finanziellen Anstrengungen am 1. Juni 1895 bezogen werden.

Kath. Stadtpfarrkirche Ebingen von der Sonnenstraße nach Südwesten gesehen.

Um die Jahrhundertwende wuchs die Zahl der Katholiken in Ebingen rapide, so daß im Jahr 1911 über 2000 Gemeindeangehörige ansässig waren. Eine Kirchenerweiterung war unumgänglich. Das hierzu notwendige Bauplatzareal mit einem Meßgehalt von 6 Ar ist mit Kaufvertrag vom 5. April 1897 um die Summe von 7000 Mark für die röm.-kath. Pfarrgemeinde als Eigentümerin angekauft worden.

Stadtpfarrer Karl Fleck (seit 1899 Nachfolger von Stadtpfarrer Staudenmaier) wurde bei Bischof Paul Wilhelm von Keppler in Rottenburg vorstellig. Im Einverständnis mit dem Bischof erteilte der Kirchenstiftungsrat dem Erbauer der Kirche, Architekt Cades, den Auftrag, Pläne für eine Erweiterung der Kirche gegen Osten zu fertigen. Bereits beim Neubau 1891/92 erwähnte Cades: »Der Bau ist so eingerichtet, daß er im Bedarfsfall leicht verlängert werden kann.«

Immerhin standen über 100 cbm Ziegelmauerwerk zum Abbruch des Ostgiebels an. Das Fundament sollte verbleiben, was der Kirchenbesucher heute leicht beim Begehen des Mittelgangs als Erhöhung im Boden zwischen dem vierten und fünften Arkadenbogen erkennen kann.

Im März 1911 legte Architekt Cades dem Kirchenstiftungsrat Vorentwurfspläne vor. Im Bericht vom 24. April 1912 des Kirchenstiftungsratsvorsitzenden Dekan Fleck an das Hochwürdigste Bischöfliche Ordinariat heißt es u. a.: »Am 29. Juni 1911 wurden dieselben auch dem hochwürdigen Herrn Bischof zur Prüfung und Begutachtung unterbreitet. Hernach wurde Architekt Cades aufgefordert, die vom hochwürdigsten Herrn gewünschten Änderungen vorzunehmen. Die lange Frist, die Herr Cades ohne jede Nachricht verstreichen ließ, machte den Eindruck, daß ihm an dieser Erweiterung nicht viel gelegen sei, und die zuletzt auf mehrfache Mahnungen hin vorgelegten Skizzen konnten den Beifall des Kirchenstiftungsrates nicht finden. Nach dem Erdbeben am 16. November 1911 wurde der als tüchtiger Zeichner bekannte Stadtbaumeister Leo Strein in Ebingen zur Prüfung und Untersuchung der Erdbebenschäden an der Kirche beigezogen und gleichzeitig um ein Gutachten zu der geplanten Kirchenerweiterung gebeten. Die von ihm gefertigte Bleistiftskizze wurde am 22. Dezember 1911 Seiner Bischöflichen Gnade zur Kenntnisnahme vorgelegt.

Während Cades die Kirche in ihrer bisherigen Breite verlängert und im Äußeren mit einem Treppenhaustürmchen an der Ostfassade und mit einer Seitenkapelle an der Südseite dekoriert, enthält der Schreinsche Entwurf folgende neue Gedanken und Vorzüge:

1. Abwalmung des Daches an der Ostseite anstatt eines Giebels, der bei Erdbeben am meisten gefährdet wäre; 2. Erweiterung der beiden Seitengänge, wodurch in ganz natürlicher Weise Platz für Windfänge an den Seiten-

St. Josef nach 1926: Am Chorbogen sind die Fresken von Hermann Anton Bantle.

portalen, Platz für einen weiteren Beichtstuhl und weit mehr Stehplätze gewonnen werden; 3. mehr Raum bei gleichem Preise. Hierauf wurde Herr Cades wiederholt gebeten, die Gedanken von Schrein zu prüfen und eventuell zu verwerten bzw. zu verbessern, unter dem Hinweis darauf, daß Schrein in seiner Eigenschaft als Stadtbaumeister auf Grund seines Vertrages mit der Stadtgemeinde Ebingen Privataufträge nicht annehmen würde. Der Stadtrat hat eine diesbezügliche Bitte unsererseits abschlägig beschieden mit Rücksicht auf das in diesem Jahre zu erstellende neue Rathaus. Cades hat abgelehnt und nahegelegt, wenn sein Plan nicht zur Ausführung komme, sei es am besten, wenn er seine Rechnung einreiche. Dagegen hat Schrein eingewilligt, daß sein Projekt von einem anderen Architekten ausgeführt werden dürfe. Daraufhin wurde vom Kirchenstiftungsrat vorbehaltlich der Bischöflichen Genehmigung der in Sigmaringen und Ebingen tätige katholische Architekt Götz mit den nötigen Vorarbeiten einstweilen beauftragt. Man hätte gerne anstatt seiner Herrn Architekt Capitain, Stuttgart, beigezogen, wenn nicht Herr Cades geschrieben hätte, man wolle seine Pläne nur deswegen nicht ausführen, um Capitain vorzuschieben.«

Zu erwähnen ist, daß Architekt Capitain bereits 1907/08 für den Katholischen Arbeiterinnenverein das Marienheimgebäude an der heutigen August-Sauter-Straße erbaute.

Nach diesem nicht gerade glücklichen Vorspiel fertigte Architekt Götz im März 1912 die endgültigen Pläne für den Erweiterungsbau. Nach deren Genehmigung konnte man am 25. Juli 1912 die Bauarbeiten vergeben und am 2. August 1912, gerade 20 Jahre nach der Konsekration der alten Kirche, mit den Maurerarbeiten beginnen. Die Rohbauarbeiten führte das Baugeschäft F. & M. Hahn, Ebingen, mit 13 Maurern, in Verbindung mit dem Zimmergeschäft Knecht, Ebingen, mit 14 Zimmerleuten, aus. Die Bauarbeiten liefen ungestört (kleine planerische Verbesserungen wurden währenddessen vorgenommen), und am 13. April 1913 – am Schutzfest des Hl. Josef, Patron der Kirche – konnte das ganze Gotteshaus in feierlichem Rahmen benützt werden.

Die erste Ausmalung des Kirchenraumes erfolgte, vermutlich auch aus finanziellen Gründen, erst anno 1897 durch den Kunstmaler C. Dehner aus Rottenburg a. N. Hermann Anton Bantle (1872 – 1930) »ein Prediger im Malerkittel«, geboren in Straßberg, wohnhaft in München, malte dann 1926/27 den ganzen Kirchenraum neu, wobei die Chorbogen-Fresken (1952 – 1982) übertüncht gewesen) im Beuroner Stil die Erstfassung im Nazarener Stil ablösten. Leider litten 1938 die Bantle-Fresken unter eindringendem Regenwasser, so daß für Frühjahr 1940 eine Gesamtrenovierung des Kirchenraumes vorgesehen war.

Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges machte dieses Vorhaben zunichte. Hinzu kamen erhebliche bauliche Schäden durch die Erdstöße am 2. und 28. Mai 1943, die keinen Aufschub duldeten. Prof. Dr. Ing. Emil Mörsch, Stuttgart, wurde zur Begutachtung herangezogen. Beidseitig des Schiffs mußten die Außenwände mit den Arkadenwänden durch starke Anker wieder zusammengehalten werden.

Nachdem am 11. Juli 1944 die hiesige Martinskirche durch Bombentreffer schwer beschädigt wurde, war die evangelische Kirchengemeinde bis zum 29. April 1945 in St. Josef zu Gast.

Weil St. Josef, abgesehen von den Glockenablieferungen in beiden Weltkriegen, von Kriegswirren verschont blieb, konnte man wenige Jahre nach Kriegsende das Renovierungsvorhaben wieder aufgreifen. Restaurator Lutz aus Leutkirch wurde mit der Ausführung betraut. Nicht zuletzt beeinflußt durch den damaligen Vorsitzenden des Kunstvereins der Diözese Rottenburg, H. H. Monsignore Endrich aus Buchau, ging während der Renovierungszeit 1951/52 die damals aktuelle Purifizierungswelle auch an St. Josef nicht vorüber; das heißt, so gut wie alles Alte wurde entfernt oder übermalt. Kleinere Baumaßnahmen folgten: 1952 Vergrößerung der Sakristei; 1963 Einbau von Toiletten im Untergeschoß der Kirche; 1965 Neugestaltung der Außenanlage; 1970 Einbau einer neuen Warmluftheizung; 1977 Außenrenovierung samt Neudeckung der Dachfläche.

Trotz Erweiterung der Kirche im Jahre 1912/13 kam durch das stetige Anwachsen der Seelenzahl immer mehr Raumnot auf. Nach dem zweiten Weltkrieg sind allein rund 2500 katholische Heimatvertriebene zugezogen. Die Stadt Ebingen dehnte sich nach Osten und Westen immer mehr aus. In den Jahren 1960 bis 1970 bewegte sich die Zahl der Katholiken in Ebingen rasch auf 8000 Seelen zu. Die Errichtung weiterer Pfarreien war unumgänglich. So erstanden 1967 die Pfarrgemeinde Heilig Kreuz im Osten und 1974 die Pfarrgemeinde St. Hedwig im Westen der Stadt. Bei der Pfarrgemeinde St. Josef blieben noch rund 3000 Katholiken.

Zwei harte Erdstöße erschütterten am 3. September 1978 die Kirche St. Josef. Auf volle Schiff- und Chorlänge mußte das auseinandergerissene Mauerwerk mit Epoxidharzinjektionen wieder verbunden werden.

Die Erdbebenspuren unterstrichen optisch die Notwendigkeit der inzwischen wieder fällig gewordenen Innenrenovierung. Diese wurde von langer Hand (erste Überlegungen gehen in das Jahr 1973 zurück) vorbereitet. 30 Jahre nach der letzten Renovierung konnte endlich am 11. Januar 1982 mit den Gerüstarbeiten begonnen werden. In den folgenden drei Monaten wurden der Chorraum mit vorgezogenem Altarbereich geformt und gefliest, die Chorfenster von Kunstmaler Hermann Geyer, Ulm, neu gestaltet, d. h. er ergänzte die von seinem Vater Wilhelm Geyer 1952 geschaffenen Glasbilder, Kirchenschiffdecke und Empore wieder freigelegt, Beichtkammer und Schriftenstand neu eingerichtet, die ganze Elektroinstallation erneuert, die Sakristei ausgebaut und der ganze Kirchenraum ausgemalt. Noch rechtzeitig zum Osterfest, am Gründonnerstag, dem 8. April 1982, konnten die Bauarbeiten abgeschlossen werden.

Nach und nach wurden die alten Altäre und viele alte Kunstgegenstände restauriert und eingegliedert. Eine neue Orgel der Firma Albert Reiser, Biberach, am 21. August 1982 vom Beuroner Erzabt Hieronymus Nitz OSB geweiht, bildet den vorläufigen Abschluß der jüngsten Renovierungsmaßnahmen.

Die Krönung der Innenausstattung war die Benediktion des von Bildhauer Ulrich Henn aus Leudersdorf geschaffenen Altares durch unseren hochwürdigen Diözesanbischof Dr. Georg Moser am 11. Dezember 1983.

Raum Blaubeuren – Kleines Lautertal

Herbstfahrt der Heimatkundlichen Vereinigung

Ihre letzte Exkursion in diesem Jahr unternahm die Heimatkundliche Vereinigung Balingen am 21. Oktober unter der sachkundigen Führung von Ernst Markert in den Raum Blaubeuren – Kleines Lautertal. Über Zwiefalten – Ehingen gelangte man ins untere Schmiechtal, das eigentlich von der Ur-Donau geschaffen wurde, die im Tertiär durch die noch niederliegende Alb in Mäandern dahinfloß. Quarzitschotter aus dem Alpengebiet liegen noch auf den heutigen Höhen, also hoch über dem jetzigen Talboden. Durch Hebung der Alb wurde die Donau gezwungen, sich einzutiefen. Durch die vielen Flußschlingen wurden allmählich die sogenannten Umlaufberge abgeschnürt, der Fluß verkürzte seinen Lauf. Gerade hier zwischen Allmendingen und Blaubeuren ist das noch sehr gut zu erkennen: Meisenberg und Lützelberg bei Urspring, auch der Schelklinger Berg sind solche Umlaufberge. In der Rißeiszeit wurde die Donau in ihr heutiges Bett nach Süden abgedrängt. Ihr früheres Tal wurde von der Ur-Schmiech, die einst bei Ulm in die Donau floß, benutzt, jetzt aber ab Schmiechen, in umgekehrter Richtung wie einst die Donau, nach Süden fließt und bei Ehingen in die Donau mündet. Im einstigen Donau- und späteren Ur-Schmiechtal fließt heute die Ach. Um Meisenberg und Schelklinger Berg liegen heute Trockentäler.

In der Altstadt Blaubeuren, durchzogen von der forellenreichen Ach, wurden eingehend die malerischen Häusergruppen und Stadtmauerreste besichtigt und die Geschichte, die eng mit der des Benediktinerklosters verknüpft ist, erläutert. Die Grafen von Tübingen (ab 1143 Pfalzgrafen) gründeten 1080 ein Kloster Egelsee (eigentlich Egelshöh) bei Feldstetten und verlegten es 1085 wegen dortigen Wassermangels an den Blautopf, wo vorher eine Johanneskapelle stand und besiedelten es mit Hirsauer Mönchen. Der aus Mühlen an Ach und Blau hervorgegangene Ort erhielt 1178 das vorher dem Kloster gehörende Marktrecht und wurde 1267 zur Stadt erhoben. Ihre Herrschaft Blaubeuren sicherten sich die Pfalzgrafen durch Burgen Blaustein, Rusenschloß und Ruck. Nach der letzteren nannte sich einer der Klostergründer und gründete eine eigene Linie der Tübinger. Im Erbgang gelangte die Herrschaft an die Grafen von Helfenstein, die sie schließlich als österreichische Lehen an Graf Ludwig von Württemberg-

Urach wegen chronischen Geldmangels verkaufen mußten. Seither gehörte Blaubeuren zu Württemberg. Um seine am Albaufstieg gelegene Grenzstadt zu fördern, ließ Herzog Ulrich die alte Reichs- und Handelsstraße Straßburg – Ulm – Augsburg, die über die Albhochfläche führte, mit Gewalt von Suppingen ab über Blaubeuren umleiten. Dieser „Umleitung" folgt heute noch die Bundesstraße 28.

Am Blautopf wurde man an die Sage von der schönen Lau aus Mörikes „Stuttgarter Hutzelmännlein" erinnert, als bei bedecktem Himmel die tiefblaue Farbe des Quelltopfes hervortrat, der er ja seinen Namen verdankt. Wunderbar auch die klare Spiegelung der Klosterkirche St. Johann Baptist in seinem Wasser!

Die heutige spätgotische Klosteranlage ließ in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts, nachdem Württemberg die Schirmvogtei erlangt hatte, Graf, späterer Herzog, Eberhard im Bart errichten. Entscheidenden Anteil hatte der bedeutende Abt Heinrich Fabri, persönlicher Freund Graf Eberhards, der auch an der Gründung der Universität Tübingen wesentlich mitwirkte, und 1492 die bischöflichen Pontifikalien für sich und seine Nachfolger erworben hatte. Der Hofbaumeister Eberhards, Peter von Koblenz (am Hochrhein) erbaute 1491 – 99 die in Kreuzform errichtete Kirche, wobei die Mauern des massigen Turms Laienschiff und Chor der Mönche als auch die nördlichen und südlichen Seitenkapellen in fast einmaliger Weise trennt.

Die Sehenswürdigkeiten des Klosters erläuterte sehr gut die Klosterführerin Frau Wutke. Ein Kleinod ist der reich ausgestattete Chor mit seinem Chorgestühl von Jörg Syrlin d. J. und dem 1491 geweihten Hochaltar, einem Gemeinschaftswerk der Ulmer Schule. Als Schöpfer der Skulpturen gilt der Bildhauer Gregor Erhardt, die Tafeln wurden von Bartholomäus Zeitblom, Bernhard Striegel und ihren Mitarbeitern geschaffen. Der Schrein selbst ist wiederum ein Werk Syrlins.

Im Klausurgebäude beeindruckte die Erkerstube mit ihren Decken- und Wandschnitzereien, einst Gaststube Graf Eberhards, heute Ephoratszimmer des Seminars, ebenso das „Dorment" (einstiger Schlafsaal der Mönche, später in Zellen abgeteilt, heutige Wohn- und Arbeitszimmer der Seminaristen) mit hoher gotischer Holzdecke und spätgotischen altulmischer Schnitzerei.

Nach seiner Rückkehr aus der Verbannung führte Herzog Ulrich die Reformation ein im Kloster mit einem ev. Abt. Herzog Christoph wandelte 1556 das Kloster in eine ev. Klosterschule für den ev. Pfarrernachwuchs um. Seit 1806 ist sie ev. theolog. Seminar und umfaßt heute die drei letzten Klassen eines humanistischen Gymnasiums, in dem auch Mädchen unterrichtet werden, denn die Absolventen müssen nicht mehr unbedingt Theologen werden wie einst. Im nächsten Jahr begeht ganz Blaubeuren das 900jährige Bestehen des Klosters, weshalb viele Restaurierungsarbeiten an den Gebäuden vorgenommen werden. Vor allem das Langhaus der Kirche, zuletzt Gemeindesaal, soll wieder in seinen ursprünglichen Zustand gekleidet werden.

Mittagspause war in Bermaringen, einem der ältesten Orte der Blaubeurer Alb, einst im 12. und 13. Jahrhundert staufische Landgerichtsstätte. Die Dorfherrschaft ging über die Helfensteiner und andere Besitzer an die Reichsstadt Ulm, die dort die Reformation durchführte und Bermaringen zu einem ulmischen Amtsort machte. Eine zweistündige Wanderung nach Oberherrlingen führte durchs herbstlich geschmückte Kleine Lautertal, ein langes Trockental bis zur heutigen Lauterquelle im Weiler Lautern. Die einstige Pfarrkirche, heute Filiale von Wippingen (früher war es umgekehrt) birgt einen sehr schönen spätgotischen Altar aus der Ulmer Schule.

Die Burg Oberherrlingen war im Besitz des hochadeligen Geschlechts von Hurningen, das sich nach seinen Gütern in Hirrlingen (Kreis Tübingen) nannte und diesen Namen hierher übertrug. Nach verschiedenen Besitzern hatten die Herren von Bernhausen die Burg inne, die sie 1588 zum Schloß umbauten, das jetzt einer Ulmer Familie gehört, die es gegenwärtig renovieren läßt.

In Herrlingen besuchte man das Grab von Generalfeldmarschall Erwin Rommel, der in Herrlingen wohnte und den Hitler zum Selbstmord zwingen ließ. Auf der Straße nach Wippingen – ein Stein erinnert daran – nahm er dann die Giftampulle. Über Leben und Tod dieses hervorragenden, ritterlichen Soldaten, der bei Freund und Feind gleichermaßen geschätzt und geachtet wurde, gibt ein Dokumentationsraum im Rathaus reichen Aufschluß. Die sehr engagierte Ortsvorsteherin führte die Gruppe noch am Sonntag abend durch den Raum und gab manche Hinweise, die noch aus persönlicher Erinnerung stammten.

Die Dunkelheit machte dem Reiseprogramm ein Ende, und Prof. Roller dankte im Namen aller Teilnehmer Herrn Markert für die sehr gut vorbereitete und durchgeführte Fahrt.

H. K.

Pflanzenleben auf den Rutschen des unteren Weißjura

Von Fritz Scheerer

Am steilen Nordwestrand unserer Alb wirkt die Erosion so kräftig, daß die Pflanzendecke auf einzelnen Flächen völlig abrutscht. So leuchtet über dem steilen Sockel, von der Abendsonne beschienen, ein Felsenkranz weit ins Land hinaus. Im Gegensatz zu den rotbraunen Farben des eisenhaltigen Braunjura fallen Felswände lichter Kalkfarbe auf. Dies gilt auch für viele Stellen der Bergrutsche mit ihren von Pflanzen entblößten steilen Halden und der hohen Felswände.

Die mächtigen Tonmassen des oberen Braunjura samt den überlagernden hellen Impressamergeln des unteren Weißjura sind durch viele Weißjuraschuttmassen vielfach fast völlig verdeckt. Infolge der Durchnässung und Aufschwellung der Mergel kommt es immer wieder zu Bergrutschen kleineren und größeren Ausmaßes: 1744 und 1787 vom Ortenberg herunter nach Ratshausen. 1789 reichte sogar ein Bergrutsch bis zur Schlichem herab, die aufgestaut wurde. Noch größer war an Umfang und Wirkung ein Bergrutsch 1851 am Plettenberg. Riesige Wald- und Flurschäden wurden angerichtet. Oben am Albtrauf sind die Stellen noch offen, an denen einst die Felsen an- und nachbrachen, als unter ihrem Druck die durchfeuchteten Mergel nachgaben. In dem nassen Jahr 1912 gerieten große Massen von Ornaten-ton bei Margrethausen in Bewegung und bedrohten den Ort. Erst in jüngster Zeit kamen Mergel zwischen Hundsrück und Irrenberg in Bewegung und rutschten abwärts. Am Hundsrück auf Bisinger Markung, im Killertal und im Lochengebiet usw., wo die Impressamergel anstehen, sind immer wieder Flächen in Bewegung.

Da die Werkkalke (Weißbeta) von Schichtfugen und Klüften durchzogen sind, sammelt sich das Wasser auf den Mergeln und wird zum Austritt gezwungen (Eyach mit ihren Nebenbächen sowie die Schlichem). Oberall treten Schichtquellen aus. Auf den undurchlässigen Ornatentonen (Braun E) versumpfen diese Quellen das Gelände. Diese Tone sind es auch, die am meisten zu Bergschlüpfen und Bergstürzen Veranlassung geben, indem sie sich bei nassem Wetter vollsaugen und durch den Druck der auflagernden Schichten ausgequetscht werden. Sie geraten in Bewegung. Die Alb wird sozusagen ein Koloß mit tönernen Füßen (Branco). Meist treten die Ornatentone nicht in Erscheinung, weil sie von Weißjuraschutt überdeckt sind.

Im Bereich des obersten Braunjura und der Impressamergel spielen bei der Besiedlung verrutschter Stellen mit Pflanzen das Reitgras (Calamagrostis varia) die wichtigste Rolle, während die zufälligen andern Ansiedler keine Bedeutung haben und bald wieder verschwinden. So befand sich beispielsweise am Hundsrück ein Ar Rutsche mit Löwenzahn, Knautie, Labkraut usw. Sie alle aber waren nach einem Jahr wieder verschwunden. Das Reitgras gewinnt das Gelände teils vom stehengebliebenen Rand, teils von abgerutschten Horsten aus. In der Regel tritt das Abrutschen nicht plötzlich ein, sondern die stärker werdende Erosion macht sich schon längere Zeit vorher bemerkbar, und in dem mergeligen Boden beginnt langsam das Schuttfließen. Schon in diesem Zustand lichtet sich der Wald und Reitgras breitet sich aus. Rutscht nun ein Teil ab, so ist Reitgras schon bereit, in die entblößte Stelle vorzudringen. In der Regel bleiben auch einzelne Stellen von Reitgras stehen, die sich auszudehnen versuchen. Mit seinen langen, reißfesten Ausläufern verankern sie sich in die Tiefe und entwickeln bald üppige ausläufertreibende Horste, so daß die Wiederbesiedlung von zwei Seiten erfolgen kann, die sich über die Umgebung erheben. Im Laufe einiger Jahre werden sie aber eingeebnet. So waren z. B. am Hundsrück vor Jahren eingeebnet. Das Reitgras dominierte aber immer noch, obwohl sich Wundklee, Seggen, Knautie usw. angesiedelt hatten. Bleibt der Boden in Ruhe, so stellen sich bald wieder Sträucher ein und schließlich der Wald.

Die Impressamergel bedeuten für die Alb einen wichtigen Quellhorizont (s. oben). Der Boden kann sich überall so voll Wasser saugen, daß er ins Fließen gerät. Die oberste Schicht kann aber auch an den heißen Halden im Sommer stark austrocknen, daß die Oberfläche eine steinharte Kruste bilde. In diesem Zustand vermögen Segge, Bergaster und andere wärme- und trockenheitsliebende Arten der Gesellschaft ihren Platz festigen. Und wer Glück hat, begegnet hier der Schönsten der Schönen, „Unserer lieben Frauen Schühlein" (Cypripedium – caleolus).

Das Fließen des Bodens kann am Hundsrück schön beobachtet werden. Selbst angepflanzte Fichten können eines Tages im Nachbarwald sein. Während der Boden fließt, bleibt die Pflanzendecke geschlossen. Zurück bleiben nur dem Fließen angepaßte Pflanzen. Hört das Schuttfließen auf, so entfalten sich Weiden und Zitterpappeln, zu denen sich an Schutthängen Forchen gesellen. Dominierend ist das Reitgras. Seine langen, zähen Ausläufer, die beim Ausgraben kaum abreißen, werden durch das Schuttfließen nicht zerstört, wenn auch der Boden langsam abbricht. Sie bilden mit ihren festen Horsten und den zugfesten Ausläufern auf dem rutschenden Boden für die ganze Gesellschaft ein festes Gerüst wie das Geflecht für einen Wandverputz.

Das **Pfeifengras** (Molinia caerulea) ist nicht so zahlreich wie das Reitgras. Mit seinen langen, starken Wurzeln verankert es sich im Boden, wenn der Boden noch nicht ganz zur Ruhe gekommen ist. An den heißen Halden kommt die Fähigkeit, die Blätter einzurollen, zugute. Die Segge **Carex** diversicolor ist mit zähen unterirdischen Ausläufern den Verhältnissen angepaßt. Die **Zitterpappel** (Poppulus tremula) tritt als wichtigster Pionier der Bewaldung auf. Die Nässe in dem tonartigen mergeligen Boden und der reiche Lichtgenuß an den steilen Halden entsprechen ihren Bedürfnissen. Verschiedene **Platterbsen** (Lathy-

rus heterophyllus) wie auch die **Kronwicke** (Coronilla coronata) bevorzugen den Mergelboden. An Feinerdegehalt des Bodens und an Kalkgehalt stellt die **Zwenke** (Brachypodum pinnatum) bestimmte Ansprüche. Sie ist häufig vertreten. Das **Blaugras** (Sesleria coerlea) findet sich auf dem kalkreichen Boden ein.

Den Impressamergeln sind stets einige Lagen compakter Kalkbänke beigemengt. Fast nie fehlt das Nordische **Labkraut** (Galium boreale) und das breitblättrige **Laserkraut** (Laserpitium latifolium). Die unruhige Oberfläche meiden viele Pflanzen, die nach Lage und Klima erwartet werden könnten.

Es fehlen zunächst alle Flechten, dann die Orchideen mit Ausnahme von der Händelwurz, der „Mücken"-Orchidee und der Nieswurz, Bergaster, Brunnelle, Hufeisenklee. Selten stellt sich Teufelskralle ein. Bleibt der Boden jetzt in dieser Lage in Ruhe, so stellen sich rasch wieder andere Bestände ein und schließlich kommt der Wald auf. Nach 6 bis 8 Jahren stellen sich Salweide und Schlingbaum (Viburnum lantana) („Halfera") begrünen die verrutschten Stellen. Oft wandern auch große Schollen mit ihrer ganzen Vegetation bergab. Groß sind solche rutschenden Stollen am Nordhang des Hundsrück oder im Killertal bei Schlatt.

Unsere Gegend im Dreißigjährigen Krieg

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Konrad Widerhold in Balingen

Am 19. Januar 1641 unternahm der Kommandant vom Hohentwiel, der württembergische Oberst Konrad Widerhold, einen Handstreich auf Balingen. Er hatte erfahren, daß im Hause seines Freundes, des Balinger Amtsmannes, 20 000 Reichstaler Kriegskontribution lagern. Wie Widerhold in den Besitz dieser Taler kam, gibt das Tuttlinger Taufbuch vom 20. Januar 1641 Auskunft. Der tapfere Verteidiger der württembergischen Festung Hohentwiel im Dreißigjährigen Krieg durfte der Wagnerstochter Anna Fueß von Tuttlingen Gevatter (Pate) sein. „Berichtet sei, ausser was Ursachen sich begeben, daß der Hr. Obrist allhier kommen, so ist Wohl Ehrengedachter Hr. Obrist d. 18ten huis (d. h.) zuvor nachmittags mit 30 Reuttern und 100 Musketieren ungefehr, hiefürüber und mäniglich unwissend auf Balingen zu gezogen, daselbsten er der 19ten morgens für Tag ankommen, und nächst bei der Stadt in einem Teich (Senke) sich still und verborgen gehalten, inmittelst ettliche in Gestalt Zimmerleuten, die nach Arbeit gefragt und Träger für das Tor geschickt, die sich großen Frosts angenommen und die Torhüter gebeten, sie einzulassen, damit sie in eine Wärmestuben kommen und nicht sogar verfrieren dürfften, welche, weil sie mit Aufschließung des Gatters gutwillig gewesen, nimmt der vermeinten Träger einer seinen Bündel, darinen er Nuß gehabt ab, und sagt, er wolle ihm ein wenig Nuß verehren, läßt aber haufenweis herausser auf den Boden fallen und stellt sich, als obs ihm ohngefahr geschehen, indem die Hüter dieselbigen gar eifrig auflesen, wirft der andere vermeintliche Träger etliche Handgranaten unter die Nuß, dann es alsobalden voller Feuer und Rauch worden, darüber sie im Schrecken der Stadt zu geloffen und das innere Tor zugeschlagen, daran aber jene so bald eine Petarde angehängt und angezündet, welche das Tor mit großem Gewalt eingeschlagen und einem Bürger so ein Gerber, den einen Fuß weggenommen. Bald ist der Hr. Obrist mit seinen Soldaten aus dem Hinterhalt herfür, eilet der Stadt zu und bekommt es diesseitiger, ohne allen der seinigen Schaden, ein, nimmt den Kommismatzen, Obervogt Themar, einen Quartiermeister, so die Kontribution eingezogen, deßgleichen den Schultheißen, Substituten und ettliche Amtsvögte mit sich gefangen hinweg". Widerhold zieht mit 20 000 Talern ab und die Stadt wurde dem französischen General Oisonville übergeben.

1642 - 1648

Oisonville war mit den Schweden verbindet. Er hatte im März 1641 zwei bayerische Angriffe abzuwehren. Am 12. April zog er ab und schon am nächsten Tag zogen die Bayern in Balingen ein. Der bayerische Oberst Kreuz mußte sich im November 1642 vor dem französischen General Erlach von Tuttlingen nach Ebingen zurückziehen. Doch noch im selben Monat wird Erlach überfallen und vertrieben, worauf die Franzosen die Stadt 36 Stunden plündern. Erlach muß sich vor dem bayerischen General Mercy in die Schweiz zurückziehen. Er ließ die Stadt durch seine Truppen plündern. Vom Hohentwiel aus machte Konrad Widerhold einen Streifzug bis zu dem Kloster Kirchberg. Auf dem Rückweg wurden zwei Binsdorfer erschossen und mehrere verwundet. Das Städtchen Binsdorf hatte im Dreißigjährigen Krieg manches zu leiden, da seine halbzerfallenen Mauern keinen Schutz boten. Nach einer Rechnung einer kaiserlichen Kompanie von 1636, die erhalten blieb, mußte die Stadt für fünf Monate 9762 fl. Besatzungskosten zahlen.

1643 marschierte Marschall Guébriant mit seinem französisch-schwedischen Heer von Mergentheim nach Süden. Mercy und Johann von Werth stellten sich ihm vergeblich am Neckar entgegen. Kloster Kirchberg wurde von den Österreichern geplündert. Im Februar 1643 nahmen die weimarischen Truppen Balingen ein und die Stadt wurde geplündert. Sie wurden aber bei Hemmendorf von Johann von Werth geschlagen, so daß Mercy wieder vorrücken konnte. Oberst von Sporck nahm mit bayerischen Truppen Quartier in Rosenfeld. Schweden und Franzosen rückten vom Hegau wieder nach Norden und plünderten auf der ganzen Strecke bis in die Gegend von Schömberg und Rosenfeld. Rottweil wurde am 25. Juli von Guébriant beschossen. Er mußte aber vor Mercy über den Schwarzwald zurückweichen.

Mit 20 000 Mann belagerte im Herbst Guébriant die Reichsstadt Rottweil. Am 7. November stieß er mit 1000 Reitern unter General von Rosen nach Balingen vor, das kurz zuvor von den Bayern besetzt worden war und lagerte bei Geislingen. In der Nacht zum 8. wurde er von dem bayrischen Oberst Sporck überfallen und aufgerieben. Rosen konnte sich nur mit 300 Mann im Schloß behaupten. Während des Gefechts ging das Dorf Geislingen in Flammen auf. Von diesem Schlag konnte sich Geislingen lange nicht erholen. Schon vorher war die Hälfte der Bevölkerung an Pest gestorben.

Auf einem weiteren Streifzug überfielen Soldaten des Marschalls Guébriant Leidringer Bauern. Von den Männern, die sich im Kirchhof verteidigten, kamen sechs um, die übrigen wurden beraubt und mißhandelt. Schon 1633 wurde ein Leidringer Bauer zu Tode gequält und ein weiterer von Soldaten erschlagen. Pest und Hunger wüteten hier 1635.

Nachdem Guébriant Rottweil genommen hatte und einer Verwundung erlegen war, führte sein Nachfolger Rantzau die französischen Truppen nach Tuttlingen. Mercy und die Kaiserlichen folgten ihm über Balingen, Ebingen, Sigmaringen und Meßkirch. Die Franzosen wurden bis an den Rhein vertrieben. Auf dem Rückmarsch bezogen die Kaiserlichen Winterquartier in unserer Gegend.

Die Franzosen erschienen erneut 1644 unter Condé und Turenne. Mercy zog sich im August über Villingen und Balingen nach Rottenburg zurück. Die Kriegshandlungen verlagerten sich dann in die Mergentheimer und Riesgegend.

1645 fiel Widerhold mit seiner Mannschaft in der Vorstadt von Ebingen ein, konnte sich aber der Stadt nicht bemächtigen. Als letztes Ereignis dieses furchtbaren Krieges wird die Beschießung von Balingen 1647 gemeldet. 5000 Franzosen unter General Schönbeck nahmen die Stadt ein, die 110 Mann starke Besatzung mußte sich ergeben. Bis zum Friedenschluß blieb nun die französische Besatzung in der Stadt. Durch die Beschießung hatte neben anderen Gebäuden vor allem das Schloß großen Schaden erlitten. Der Bürgerschaft wurde eine Kontribution von 6000 fl. auferlegt neben bedeutenden Materialiefe-rungen.

Durch den Westfälischen Frieden wurde unsere Gegend wieder dem Herzogtum Württemberg einverleibt. Am 28. November 1648 übergab der Schlicksche Amtmann dem württembergischen Rat Heinrich Achilles von Bouwinghausen die Schlüssel der Stadt Balingen und wies die Bürgerschaft an Herzog Eberhard III. Als Zeichen der Machtübernahme ließ Bouwinghausen die Stadttore kurz schließen und dann wieder öffnen. Die Ämter Ebingen, Rosenfeld und Tuttlingen wurden am 29. November übergeben.

Der Dreißigjährige Krieg hatte unsere Gegend an den Rand des Ruins gebracht. Insbesondere die Jahre 1643 und 1644 haben die stark ausgeplünderten Einwohner um den Rest ihres Vermögens gebracht. Bargeld war nach dem Krieg selten geworden. Im Amt Balingen waren vor dem Krieg 1858 wehrfähige Männer, danach nur noch 882. 4569 Jauchert Äcker und 1437 Mannsmahd Wiesen lagen öde. 778 Häuser und 488 Scheunen waren vernichtet. In Oberdigisheim waren von 69 Häusern alle bis auf 8 ruiniert. Roßwangen soll bis auf 2 Häuser zerstört worden sein. Der Bronnhaupter Hof war noch 1654 unbewohnt und verfallen. Erzingen hatte vor dem Krieg etwa 400 Einwohner, 1654 waren es noch 184.

Die Folgen der häufigen Beschießungen der Städte und die vielen Plünderungen einer verwilderten Soldateska waren entsetzlich. Überall war die Bevölkerung zusammengeschmolzen und verarmt. Der Viehbestand war stark gelichtet, die Felder verwüstet, der Weinbau zerstört. Die Stadtmauer von Balingen war durchlöchert und verwahrlost, die meisten Mühlen abgebrannt.

Wie sehr vermögliche Familien heruntergekommen waren, zeigen die Nachkommen des Obervogts Josua Scheer von Schwarzenburg. Ihre Steuerschuld an die Stadt war von 1636 bis 1656 auf 1950 fl. 30 × (Kreuzer) angewachsen. Da zur Bezahlung das Geld fehlte, wurde das Gut, Eselstall genannt, mit Gärten, Wiesen, Äckern, Egert und Wäldern 1656 an die Stadt abgetreten. Nur der Hof in der heutigen Schwarzenburgstraße blieb ausgenommen.

Ebingen war etwas günstiger weggekommen. Dort waren 176 Bürger getötet worden, 365 J. Äcker (etwa 500 Morgen) und 115 Mannsmahd Wiesen lagen öde; 38 Häuser waren niedergebrannt. Besonders schlimm erging es auch Endingen, das um 1630 60 Bürger in 103 Gebäuden zählte, 1655 aber nur noch 28 Bürger in 42 Häusern. In Margrethausen ging die Einwohnerzahl auf 74 zurück.

von diesen Schlägen konnten sich die Orte nur langsam erholen. Wenn auch unsere Gegend im Gegensatz zum Unterland in den folgenden Jahren von Kriegshandlungen verschont blieb, so hatte sie doch durch fortwährende Einquartierungen, Durchzüge, Spanndienste, Mannschaftsaushebungen und ungeheuren Steuerdruck viel zu leiden. Dazu kam in Balingen 1672 wieder eine gewaltige Feuersbrunst, der 94 Wohnhäuser und 62 Nebengebäude zum Opfer fielen, darunter der herzogliche Fruchtkasten mit der Kelter und der Zehntscheuer und viele Fruchtvorräte. So hat das 17. Jahrhundert viel Schweres über die Bevölkerung unserer Stadt und auch der Umgebung gebracht.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 | 30. November 1984 | Nr. 11

Vom Landgraben, vom Hof und von der Entwicklung der Stadt Ebingen

Von Dr. Walter Stettner

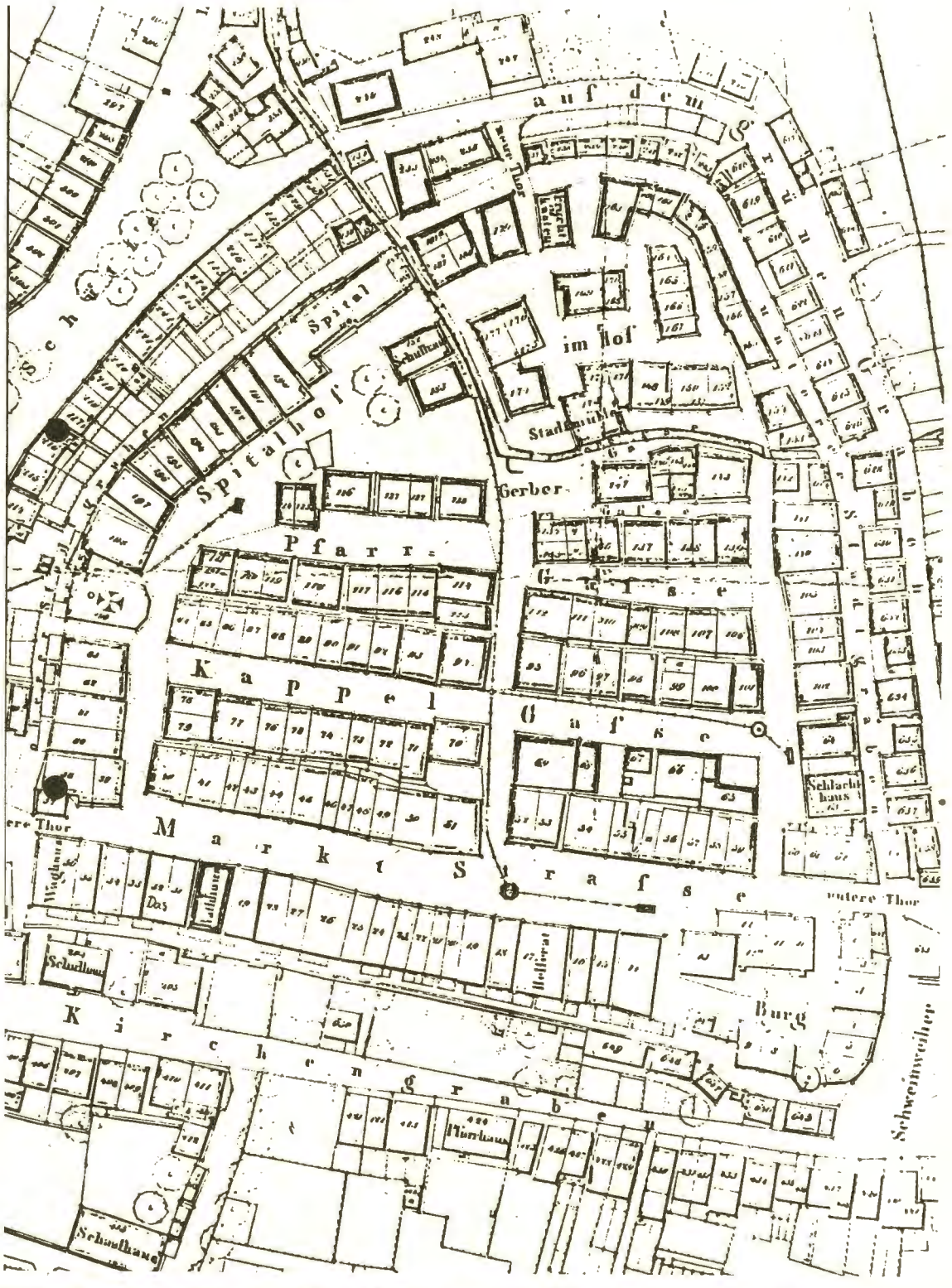
Im alten Ebingen gab es eine breite Straße mit einem auffälligen Namen, den Landgraben. Schon 1483 wohnte Conrad Legeler, ein vornehmer Mann, in einem Haus am Landgraben [1]. 1609 kaufte Hans Jakob Pfeiffer von Michel Binder dessen Behausung und Hofraite unterm Landgraben zwischen Martin Fuchs und dem Mühlbach, stößt hinten an der Stadt Mauer [2].

Da das Haus an die Stadtmauer stößt, kann es nicht am Landgraben selbst liegen, es gehört aber zu Stadtteil unterm Landgraben. Ein weiteres Beispiel: 1684 wurde mit den Bürgern ob dem Landgraben in der Stadt die (alte) Bitzer Steige in der Fron gemacht [3]. Hier ist es wieder ein ganzer Stadtteil, der durch den Landgraben begrenzt wird.

Daß Landgräben Grenzen bilden, ist nichts Ungewöhnliches, als solche können sie sich über viele Meilen erstrecken. Aber sollte ein Landgraben mitten in unserer Stadt eine Landgrenze gebildet haben, und das schon vor 1483? Zunächst einmal bleibt festzuhalten, daß es einen Landgraben wirklich schon 1483 gegeben hat. Daher drängt sich die Frage auf, ob denn unsere Stadt jemals geteilt war. Dafür gibt es tatsächlich wenigstens einen Hinweis, den wir dem sehr gewissenhaften Geschichtsforscher des 16. Jahrhunderts Oswald Gabelkofer verdanken. Er notiert in seinen Collectaneen [4]: Zinstag nach Bartholomäus (28. 8.) 1403 versetzt Graf Eberhard von Württemberg Agathe der Schwelherin, der Ehefrau des Schenken Wilhelm von Stauffenberg, für 500 Gulden in Gold seinen Teil an Ebingen mit dem Zubehör, daß sie das genieße. Graf Eberhard III. mit dem Zunamen der Milde besaß also 1403 nur einen Teil Ebingens und den an Agathe der Schwelherin, die Frau eines Stauffenbergers.

Der andere Teil unserer Stadt war seit 1387 vermutlich im Besitz der Herren von Weitingen (westlich von Rottenburg). In dem genannten Jahr versprach nämlich der Ritter Conrad von Weitingen den drei Grafen von Württemberg, ihre Stadt Ebingen von Graf Rudolf von Sulz oder seinen Erben um 2000 Gulden zu lösen [5]. Ebingen und Winterlingen sollten dann sein Pfand sein für 3000 Gulden, die ihm die Herren von Württemberg schuldeten. Daß mit der Verpfändung Ebingens nicht die ganze Stadt, sondern nur ein Teil gemeint war, ergibt sich erst aus der ober angeführten Notiz von 1403. Wir müssen also schließen, daß Ebingen von 1387 bis 1403 zwischen den Grafen von Württemberg und den Herren von Weitingen geteilt war, und diese Teilung vermutlich durch den Landgraben markiert . Wenn man die 2000 Gulden der Weitinger und die 500 der Württemberger, später der Agathe der Schwelherin gegeneinander hält, kann man wohl die Vermutung wagen, die Grafen von Württemberg und nachher die Schwelherin hätten den kleineren, nämlich den Teil unterm Landgraben, besessen, die Weitinger den oberhalb des Landgrabens.

Die beiden Pfandschaften der Weitinger und der Schwelherin sind offenbar im Jahr 1409 eingelöst worden, so daß Ebingen wieder



württembergisch wurde, denn damals tat Graf Eberhard dem Schultheißen, den Richtern und allen Bürgern gemeinlich, reichen und armen, der Stadt Ebingen die besondere Gnade, daß er sie, solange sie sein Pfand seien, nicht über ihre gewöhnliche Steuer, Gülten, Zinsen und Dienste schätzen und sie auch künftig nicht mehr versetzen und verpfänden wolle. Dazuhin gibt er ihnen das Umgeld in Ebingen, das ist die Umsatzsteuer auf Wein und Bier, ein recht gewichtiges Geschenk [6].

Der Graf war also offensichtlich im Jahr 1409 wieder Herr der ganzen Stadt Ebingen. Aus seinen Versprechungen läßt sich vermuten, daß die bisherigen Pfandinhaber die Steuern und Abgaben erhöht hatten. Die Überlas-

sung des Umgeldes war ein kostspieliges Geschenk, das der hiesigen Bürgerschaft noch länger als ein halbes Jahrtausend zustatten gekommen ist.

Womit hatten die Bürger diese Gnade verdient? Man kann das unschwer kombinieren: Die Ebinger haben wohl in einer Kraftanstrengung die Ablösesumme zusammengebracht und sich damit die Rückkehr zum Haus Württemberg erkauft. So hat auch das Versprechen Graf Eberhards einen Sinn, daß er die Stadt nie mehr verpfänden wolle. Die Trennung in zwei Stadtteile war aufgehoben, aber der Landgraben blieb.

Für die Aufhellung der frühen Geschichte Ebingens haben wir mehrere Vermutungen benötigt, aber sie fügen sich nahtlos ineinander, und es gibt keine Nachrichten, die dem widersprächen.Schauen wir nun den Landgraben genauer an. Daß er recht breit ist, fiel uns gleich auf; um das Land des Grafen Eberhard von dem der Herren von Weitingen zu trennen, mußte er wohl eine solche Breite haben. In seiner Mitte lief einst ein Graben, durch den zeitweise das Wasser des Bachs zum Marktbrunnen geleitet wurde. Dieser Graben könnte der ursprüngliche Landgraben gewesen sein, wobei dahingestellt sei, ob er von Anfang an mit Wasser gefüllt war. Der Landgraben begann an der Marktstraße (die ja zum Kirchengraben gar keinen Durchgang hatte). Aber er endigte nicht an der Stadtmauer, sondern schon eher vor dem jetzigen Haus Schimming. Das frühe Enden des Landgrabens bedarf einer Erklärung. Ich finde keine andere, als daß hier einmal die älteste Stadt endigte. Dann bildete die älteste Stadt ein einfaches Rechteck mit der Marktstraße und den parallel zu ihr verlaufenden Gassen, der mittleren, später Kappelgasse, und der hintere, später Pfarrgasse [7], und entlang der Pfarrgasse wird auch die älteste Stadtmauer gelaufen sein.

Mancher alte Ebinger wird da einwenden, daß doch die Stadtmauer weiter ausholte, daß sie Hof und Spitalhof eingeschlossen hat. Das ist natürlich richtig, aber die meisten unserer Städte sind nicht von Anfang an fertig dagestanden, sie haben vielmehr eine Entwicklung mitgemacht, ihre Einwohnerzahl wuchs, darum wurden sie erweitert. Das dürfte auch auf unsere Stadt zutreffen. So darf man wohl als ältesten Stadtkern das Rechteck ansehen, das Marktstraße, Kapellstraße und Pfarrstraße mit annähernd senkrecht sich schneidenden Straßen oder Gassen bildeten.

Zu diesem ältesten Kern kamen dann als Stadterweiterung der Hof und der Spitalhof. Da soll vorab die Frage geklärt werden, ob denn die Bezeichnung „Hof" richtig ist oder ob es richtiger „Hundshof" heißen sollte. Nun, der Platz dahinten zwischen dem herrschaftlichen Kasten und der Stadtmühle hieß zu allen Zeiten und heißt erfreulicherweise noch heute schlichtweg „Hof". Schon um 1380 wird in einem Margrethauser Jahrtagsbuch ein App im Hof von Ebingen genannt [8]. Aus dem 16. und 17. Jahrhundert könnten zahlreiche Beispiele für die Benennung „Hof" beigebracht werden. Besser ist es wohl zu klären, wie es zur Bezeichnung „Hundshof" kommen konnte.

Zu den Lieblingsbeschäftigungen der Herren gehörte früher die Jagd. Noch heute zieren Jagdtrophäen zu Hundeten adlige Schlösser. Zu Hilfsdiensten bei den Jagden waren im allgemeinen die Untertanen verpflichtet. Zum „Hagen und Jagen" gehörten auch Jagdhunde. Die Bürger unserer Stadt waren jedoch in ihrer großen Mehrheit von Jagdfronen befreit. In einem Lagerbuch von 1561 hießt es: „Wenn der Fürst, seine Räte, Jäger und Anwälte wegen der Stadt Ebingen, auch Jagens oder Raisens wegen gen Ebingen kommen, sollen die Hofleute (das sind in diesem Fall die Inhaber der herrschaftlichen Höfe oder Lehen) seinen Gnaden allwegen Heu und Stroh geben, aber der Hunde keinen Schaden haben" [9].

Besser verständlich als diese Notiz von 1561 ist eine von 1793: Die Ebinger sind „von herrschaftlichen Frondiensten, Hagen und Jagen frei" [10]. Diese summarische Behauptung ist also für „Hofleute", die Inhaber der zehn kleinen herrschaftlichen Höfe und Lehen einzuschränken, sie mußten bei den seltenen Gelegenheiten, wenn ein Herr aus Stuttgart sich hier sehen ließ, ihm zu Diensten stehen, und sie waren auch zur Haltung und Fütterung von Jagdhunden verpflichtet. Darum hießen diese Häuser auch hin und wieder Hundshäuser und auch Hundshöfe. 1564 wird unter dem Besitz der Herrschaft aufgeführt „ain Frucht-Casten, das Hundtzhaus genannt, im Hof bei dem neuen Thor" [11]. Also, der herrschaftliche Fruchtkasten wurde in erster Linie Hundshaus genannt. Es ist aber auch eine Bestätigung für das Vorausgegangene, daß der ganze Raum immer die Bezeichnung Hof führte. Noch ein Beispiel aus der Mitte des 16. Jahrhunderts: 1564 geben „Hans Ammann und Bernhard Frey aus ihrem inhabenden Erblehen Hundshof einen Zins, und ebenda: alt Hans Gryll und Hans Datt geben Zins aus ihrem inhabenden Hof, genannt der Hundshof, der Herrschaft Württemberg eigen, ihr Erbgut" [12].

Die Inhaber herrschaftlicher Gebäude oder mindestens einige von ihnen bewohnten also Häuser, die Hundshäuser hießen, weil die Inhaber im Bedarfsfall mit Hunden für die Jagd bereitstehen mußten. Der ganze Platz aber führte stets den schlichten Namen Hof.

Der Hof war also etwas Besonderes, er war ja auch ganz anders strukturiert als die Stadt mit ihren sich rechtwinklig schneidenden Straßen, er wirkt noch heute etwas ländlich. Vielleicht handelt es sich bei ihm um einen Hof, der in der Frühzeit an eines der Klöster St. Gallen, St. Blasien oder Ottmarsheim geschenkt wurde. Der Hof stand im Gegensatz zur Stadt, ist bei der Stadtgründung draußen geblieben und erst später, vielleicht um 1400, der Stadt einverleibt worden. Seine Bewohner lebten anfangs wohl nach eigenem Recht, das u. a. Jagddienste forderte; erst mit der Stadterweiterung, der Einbeziehung des Hofs in den Stadtbering werden sie den übrigen Stadtbewohnern gleichgestellt worden sein. Und da der Hof etwas Eigenes darstellte, wurde er auch nicht in das System des Landgrabens einbezogen.

Wie der Hof ist auch der Spitalhof eine spätere Stadterweiterung. Er hat ja seinen Namen vom Spital, das aber erst 1487 dort eingerichtet wurde. Denn das Gebäude war von Graf Sigmund von Hohenberg gebaut worden, als er 1463 die Stadt Ebingen samt Winterlingen von den Grafen Württemberg pfandweise übernahm. Nach seinem Tod verkauften die Württemberger das Haus an die Spitalpfleger. Der Hof mit seinen etwa 20 Gebäuden, die nahezu einen geschlossenen Kreis bilden, machten den Eindruck, etwas Gewachsenes zu sein. Beim Spitalhof fehlt dieser Eindruck, er wirkt stärker künstlich angelegt, und so dürfte es auch sein: als man die Stadt erweiterte, dachte man in erster Linie an den Hof, aber dabei wurde ein Bogen gemacht und auch der Raum des späteren Spitalhofs einbezogen. Betrachtet man den Stadtgrundriß genau, so kann man feststellen, daß das sogenannte Hufeisen nicht gleichmäßig geschwungen ist. Der Hof zeigt eine volle Rundung, dagegen beim Spitalhof ist die Linie nur wenig gerundet, mehr gestreckt. Man muß diesen Befund wohl so deuten, daß es bei der Stadterweiterung in erster Linie auf die Einbeziehung des Hofs ankam, die des Spitalhofs war mehr ein Nebenereignis, häßlich ausgedrückt ein Abfallprodukt.

Fassen wir die Ergebnisse in wenigen Sätzen zusammen: Um 1250 ist die Stadt Ebingen angelegt worden mit der Marktstraße und den beiden Parallelstraßen – der mittleren, später Kappelgasse, und der hinteren, später Pfarrgasse. Wahrscheinlich bestand schon damals ein Hof, der urspünglich einen anderen Herren, vielleicht einem Kloster gehörte. Die Stadt war um 1400 geteilt zwischen zwei Herrschaften, der damals gebildete Landgraben bezeichnete die Grenze zwischen beiden. Um dieselbe Zeit oder bald danach hat man den Hof und den Spitalhof in den Stadtbereich einbezogen, hat die Stadt durch die beiden Bezirke erweitert und die erweiterte Stadt mit einem neuen Mauerring gesichert.

Anmerkung:

1. WR 8319
2. Stadtarchiv, Kauf- und Kontractbuch 1609–1614
3. Stadtarchiv Bürgermeisterrechnung 1684–1685
4. HStA J 1 48g S, 839
5. HStA Württemberg Regesten 8233
6. HStA Württemberg Regesten 8236a
7. „Mittlere Gasse": HStA H 102, 881 und H 121, 48;
   „Hintere Gasse": HStA H 102, 872 und 881; Landeskirchl. Archiv A 1
8. HStA B 476 Bü. 10
9. HStA H 101, 368
10. HStA 206, 1863
11. und 12. HStA H 102, 881

Zollern und Hohenberg

Von Fritz Scheerer

Die Südwestalb wurde im 8. Jahrhundert nach den starrenden Felsen des Donaudurchbruchs und der Balinger Alb „Scherra" benannt. Dieses Gebiet hieß dann von 851 an Scherragrafschaft, deren Grafen verschiedenen hochadeligen Geschlechtern angehörten. Von etwa 1170 an sind dann die Grafen von Hohenberg im erblichen Besitz der Grafenrechte in Scherra, doch reichte die Grafschaft nicht mehr bis Trossingen und über Tuttlingen hinaus und gehörte um die Mitte des 13. Jahrhunderts der nordwestliche Teil um Tübingen, Isingen, Balingen und der Schalksburg nicht mehr zur Grafschaft. Wohl sind die Grafen von Hohenberg die Nachfolger der alten Scherragrafen, aber sie sind nur noch Inhaber einer Reihe kleinerer Herrschaften. Ihr Herrschaftsgebiet umfaßte den Südwestzipfel der Alb, den Großen Heuberg. Im Süden reichte Hohenberg nur noch mit einzelnen Markungsteilen über die Donau hinaus, nordwärts bildete die Schlichem die Grenze. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts und am Anfang des 13. Jahrhunderts kamen dann im Norden die Grafschaft Haigerloch und schon etwas früher die Herrschaft um Rottenburg, der alte Sülchgau, hinzu.

Über den Ursprung der Grafen von Hohenberg sind verschiedene Hypothesen aufgestellt worden. Doch im Grunde gibt es wohl nur zwei Möglichkeiten: entweder sind die Hohenberger ein altes Geschlecht, das im 12. Jahrhundert in verwandtschaftliche Beziehungen zu den Zollern trat, oder die Grafen von Hohenberg sind aus dem Geschlecht der Zollerngrafen hervorgegangen und haben sich im 12. Jahrhundert von ihm gespalten.

Diese letztere Annahme wird vor allem von Ludwig Schmid vertreten, der 1862 mit seinen Veröffentlichungen über die Hohenberger und die Zollern begann („Geschichte der Grafen von Zollern-Hohenberg und ihrer Grafschaft"). Schmid führt für die Abstammung der Grafen von Hohenberg zwei Belege an: Der erste ist eine Urkunde von 1225 des Albertus dominus de Rotinburc für das Koster Kreuzlingen. Albertus nennt sich darin als ein Sohn des verstorbenen Grafen Burkhard von Zollern und siegelt mit dem Siegel seines verstorbenen Bruders Burkhard. Das Siegel hat die Umschrift „Burcardus comes de Hohenberc". Albertus nannte sich von Rottenburg, stammte jedoch von Zollern, während sein Bruder, der ein Zoller gewesen sein muß, sich von Hohenberg nannte.

An den Zeitpunkt der Trennung der Hohenberger von der Zollern führt ein Bericht Gabelkhovers, nach dem Graf Burkhard von Hohenberg um 1190 ein Siegel benützt mit der Umschrift „Burcardus comes de Zolre Grain". Dieser Burkhard (1170–1193) ist der Vater des oben genannten Grafen Albert (Albrecht) von Rottenburg (s. Kreisbeschreibung Bd. I S. 222, Stammtafel). Er tritt öfter als Zeuge auf und

nennt sich bald Graf von Zollern, bald Graf von Hohenberg, die also bis um 1170 zurückverfolgt werden können.

Die schriftlichen Zeugnisse über die Zollerngrafen führen rund 100 Jahre weiter zurück, in das Jahr 1061. Der Reichenauer Mönch Berthold, ein Schüler Hermann des Lahmen, berichtet: „Burchardus et Wezil de Zolrin occiduntur" – Burkhard und Wezel von Zollern wurden erschlagen. Also schon um diese Zeit muß eine Höhenburg auf dem kegelförmigen, schwer zugänglichen Berg bestanden haben, deren Erbauung ungewöhnliche Machtmittel der Bauherren voraussetzt, wo man mit Fronen bei den Höhenunterschieden nicht auskam. Die Zollerngrafen müssen damals „zu den mächtigsten Geschlechtern Schwabens" gehört haben (Jänichen).

Graf Adelbert von Zollern stiftete 1095 zusammen mit dem Grafen Alwig von Sulz und mit Rutman von (Neckar-) Hausen das Benediktinerkloster Alpirsbach. Dabei wurden auch zollerische Güter geschenkt, so in Höfendorf (WUB I Nr. 254). Um 1134 machte Egino Zolro in „villam Burron" eine Schenkung an das Kloster Zwiefalten. Zur selben Zeit schenkte Udilhild (Gemahlin Friedrichs), comtissa de Zolron, neben andern Dingen „unam huobam ad Stetin, unam ad Ingislatt, unam ad Harde (vermutlich beim Ziegelwasen), unam ad Striche, duas ad Daneheim (MZ I Nr. 15) – eine Hube zu Stetten, Engstlatt, Hart, Streichen und zwei Huben zu Thanheim – an das gleiche Kloster. Damit wird ein weites Herrschafts-Gebiet sichtbar, das man sich aber noch nicht als geschlossen vorstellen darf. Das wird urkundlich erst durch Teilungen im 14. Jahrhundert erkennbar.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts liegt der zollerische und hohenbergische Besitz in einem Dreieck, das im Süden durch die Donau, im Westen und Nordwesten durch den Nekkar, im Osten und Nordosten durch die obere Steinlach und die obere Starzel, durch Fehla und Lauchert begrenzt ist. Stützpunkte in ihrem Herrschaftsbereich waren die Burgen. Im Besitz der Zollern sind nach 1200 die namengebende Burg Zollern, die Schalksburg, dazu Mühlheim und Bronnen im Süden. Die Hohenberger Grafen besaßen die Burgen Hohenberg, Haigerloch und Rottenburg.

Noch 1226 treten die Ritter von Schalksburg als Zeugen für die Grafen von Hohenberg auf und erst 1266 als Zeugen für die Zollern. Auch Ministeriale der Umgebung, wie die Ritter von Burgfelden, erscheinen zuerst in Beziehung zu den Hohenbergern. Cunrad de Burcvelt steht in Verbindung mit hohenbergischen Lehenträgern. 1266 ist die Schalksburg im Besitz des Zollerngrafen Friedrich (I.), der 1255 Balingen Stadtrechte verlieh. Es besteht also die Wahrscheinlichkeit, daß sie damals das Gebiet um Balingen besaßen, vermutlich auch um Schömberg, denn 1255 verlieh Graf Friedrich von Zollern (1248–1289) in „campo aput Shonberc" (im Felde bei Schömberg) seinem Freund Konrad von Tierberg die Balinger Kirche. Allem nach war vorher die Schalksburg hohenbergisch, denn irgendeine erkennbare Beziehung zu Zollern hat sie vor 1250 nicht gehabt. Die heftigen Kämpfe, die von 1267–1288 zwischen Zollern und Hohenbergern in der Balinger Gemeinde tobten, werden sich u. a. um den Besitz der Herrschaft Schalksburg gedreht haben. Um 1290 steht dann, wahrscheinlich nach einem Kompromißfrieden durch Vermittlung König Rudolfs von Habsburg auf dem Oberhohenberg, die erweiterte Herrschaft Schalksburg vor uns (mit Balingen und „Talgang"). Balingen dürfte bis nicht lange vor 1255 zum hohenbergischen Haigerloch gehört haben („Altbalinger Meß" ist mit dem Haigerlocher Maß identisch). Auch der Talgang, der 1113 mit Ebingen im Eich in Verbindung stand und die Flecken des Schmiechatales mit Pfeffingen, die zum Ebinger Marktgebiet bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts gehörten, müssen wie Ebingen zu Hohenberg gehört haben.

Die erweiterte Schalksburgherrschaft wurde von Graf Friedrich dem Erlauchten, dem gleichnamigen Sohn, Friedrich dem Merkenberger (gest. 1305) übergeben. Mit Friedrich, genannt Mülli, starb 1408 die Seitenlinie der Grafen von Zollern, Herren zu Schalksburg, aus. Schon 1403 hatte dieser seine Herrschaft um 28 000 Gulden an den Grafen Eberhard den Milden von Württemberg verkauft. Sie bestand aus der Feste Schalksburg, der Stadt Balingen, den Dörfern Onstmettingen, Tailfingen, Truchtelfingen, Burgfelden, Pfeffingen, Laufen, Zillhausen, Streichen, Frommern, Waldstetten, Weilheim, Endingen, Erzingen, Heselwangen, Engstlatt, Oberdigisheim, Dürrwangen (zur Hälfte), dem Kirchensatz zu Roßwangen, einem Hof und der Steuer zu Stokkenhausen, Gülten und Zehnten zu Tieringen und Wannental und Zehnten zu Melchingen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß, grob gesehen, den Hohenbergern der Westen und Nordwesten, den Zollern dagegen der Osten und Südosten gehörte. 1268 sind die Hohenberger als Stadtherren von Schömberg bezeugt (WUB 6, Nr. 2022). Spätestens 1315 kam Binsdorf an die Hohenberger. In der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts starb das Geschlecht der Grafen von Haigerloch aus. Auf bis jetzt ungeklärtem Weg fiel dann diese Grafschaft an Hohenberg. Schon 1226 müssen die Hohenberger diese Grafschaft besessen haben. Diese stückweise Entstehung der Grafschaft Hohenberg läßt vermuten, daß dies nicht reibungslos vor sich gegangen ist.

Vom 13. Jahrhundert ab gingen Zollern und Hohenberger getrennte Wege. Dabei hat man den Eindruck, daß der Grafschaft der Hohenberger das größere Gewicht zukam. Wenn in der folgenden Zeit die Hohenberger und die Zollern in Urkunden als Zeugen auftreten, stehen meistens die Grafen von Hohenberg vor den Grafen von Zollern. Nach 1220 treten Hohenberger und Zollern sogar nicht mehr miteinander auf. Die Hohenberger überflügeln die Zollern, obwohl diese glänzende Eheverbindungen mit den vornehmsten schwäbischen Hochadelsfamilien eingehen (Urach, Freiburg, Dillingen usw.), während den Hohenbergern Heiraten im 13. Jahrhundert einen ungeahnten Aufschwung brachten. Die tübingschen Herrschaften, Nagold mit Haiterbach, Wildberg, Altensteig und Horb kamen hinzu. Burkards Tochter Gertrud brachte die Verbindung mit König Rudolf. Ihr Bruder, Graf Albert II., Minnesänger, war einer der angesehensten und einflußreichsten Fürsten im schwäbischen Raum. Ehen von Hohenbergern und ihrer Töchter wurden mit Angehörigen der Grafenhäuser Fürstenberg, Oettingen, Werdenberg usw. geschlossen, aber nie mit Zollern, mit denen man von 1267–1288 in offener Fehde stand (s. oben). Erst der persönlichen Vermittlung König Rudolfs gelang es an Weihnachten 1286 mit dem allbewährten Mittel, einer Eheverbindung, Frieden zu stiften. Eine Heirat Alberts Tochter Euphemia mit Graf Friedrich von Zollern, dem Enkel Friedrich des Erlauchten, wurde in die Wege geleitet.

Wie in Zollern die Regierung Graf Friedrich des Erlauchten einen Höhepunkt darstellt, so war es in Hohenberg die Herrschaft des Grafen Alberts II. Unter ihm erlangte Hohenberg die größte Ausdehnung. Doch bald nach ihm setzten die Teilungen der Grafschaft und ihr Niedergang (1281–1389) ein, auf das hier nicht weiter eingegangen werden soll. Stück um Stück ging verloren. 1367 wurde das verpfändete hohenbergische Ebingen württembergisch. Schließlich mußte der verschuldete Graf Rudolf III., der ohne männliche Erben war, die Grafschaft Hohenberg an Herzog Leopold von Österreich verkaufen.

Auf der zollerischen Seite war die Teilung von 1288 durch Graf Friedrich den Erlauchten, ein Jahr vor seinem Tode, an seine Söhne verhängnisvoll. Der ältere, Friedrich der Ritter, erhielt das Stammgut um den Zoller, der jüngere, Friedrich der Merkenberger, die Herrschaften Schalksburg und Mühlheim (s. oben), wobei die beiden letzteren Herrschaften schon nach rund 100 Jahren verloren gingen.

Auch die restliche verbleibende Grafschaft Zollern war in sich zersplittert, da meist mehrere Familienmitglieder mit Besitz ausgestattet wurden. 1344 teilte sich der Zweig der Zollern nochmals. Friedrich der Schwarzgraf erhielt den westlichen Teil und Friedrich der Straßburger das Steilachtal, die Burg wurde hälftig geteilt. Die zwei Brüder heirateten Töchter des Grafen Burkhard V. von Hohenberg von der Wildberger Linie. Die schwarzgräfliche Linie starb schon bald in der nächsten Generation aus. Dann beginnt 1401 die große Tragödie, indem Friedrich der Oettinger und Eitelfriedrich I. in Streitigkeiten gerieten und der Streit 1423 in der Zerstörung der Zollernburg, der Stammburg, ihren Höhepunkt erreichte. Erst unter Jos Niklas und Eitelfriedrich II. ging es wieder bedeutend aufwärts. 1453 wurde von Kaiser Friedrich III. der Wiederaufbau der Zollernburg gestattet.

Die Grafschaft Hohenberg wurde 1410 an die schwäbischen Reichsstädte 40 Jahre lang verpfändet, die Stammburg auf dem Oberhohenberg 1449 von den Rottweilern zerstört und nicht wieder aufgebaut. In Ebingen verstarb 1486 Sigmund, der letzte Hohenberger. Wenn es auch den Zollern nicht gelang, Hohenberg zu erwerben, so glückte Eitelfriedrich 1497 die Herrschaft, Haigerloch für die Zollern gegen Räzüns in Graubünden einzutauschen und damit das zollerische Gebiet um altes hohenbergisches an der unteren Eyach zu erweitern. Während Hohenberg seinem Geschlecht für immer verloren ging und dieses selber ausstarb, konnte sich Zollern zu einer gefestigten Grafschaft entwickeln, nach Süden in Richtung Sigmaringen erweitern und bis in die neueste Zeit herein bestehen.

Vorindustrielles Handwerk und Gewerbe

Von Fritz Scheerer

Die wirtschaftliche Situation unserer Gegend ist das Ergebnis einer langen Entwicklung, die von verschiedenen Faktoren bestimmt wurde. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war die Landwirtschaft die wichtigste Existenzgrundlage, vor allem in unseren alten Städten wie Binsdorf, Rosenfeld und Schömberg. Diese trugen den Charakter von „Ackerbürgerstädtchen". Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte in ihnen eine stärkere Hinwendung zu Gewerbe und Industrie. Die bäuerliche Erbsitte der Realteilung führte zu einem Kleinbauerntum, so daß die Bewohner der Orte gezwungen waren, sich Nebenerwerbsmöglichkeiten zu suchen. Sie fanden sie im Handwerk, in der Heimarbeit und im Hausierhandel (Killertal) oder in der Auswanderung.

Das „Gewerbe der armen Leute", die Hausweberei, war in vielen ländlichen Orten und im 18. Jahrhundert vor allem im Schmiechatal und auf der Alb stark vertreten. Bis um 1900 arbeiteten in ländlichen Orten, besonders zur Winterszeit, Handleineweber. Jedoch ab 1750 ist die Leineweberei stark zurückgegangen und von der Wirkerei verdrängt worden. Einige Handleineweber in Obernheim und Ratshausen konnten sich bis zum Ersten Weltkrieg halten, der letzte Handweber starb 1945 in Nusplingen.

Wirtschaftlich wichtiger und von zukunftsweisender Bedeutung war die **Strumpfwirkerei.** Die ihres Glaubens aus Frankreich vertriebenen evangelischen Hugenotten hatten sie am Ende des 17. Jahrhunderts mitgebracht. Als es 1770 zwei Ebinger Schlossern gelang, statt des primitiven hölzernen Strumpfwirkstuhles einen verbesserten eisernen zu entwikkeln, nahm die Strumpfwirkerei einen raschen Aufschwung und erreichte um 1800 ihre Blütezeit (s. dazu auch Kreisbeschreibung Bd. II S. 254). 1750 gab es in Ebingen 10 Meister und Gesellen, 1796 waren es dann 81 Meister, 50 Gesellen und 60 Lehrjungen. In Ebingen und Umgebung gab es etwa 700 Strumpfwirkstühle. Außerdem arbeiteten für Ebinger Meister

viele Leute in den umliegenden Orten sowie 600 bzw. 400 Kinder, indem sie Wolle kämmten und spannen, Garn duplierten sowie Strümpfe nähten und kettelten. Die Strumpfweber verarbeiteten jährlich 1200 Zentner inländische und 25 Zentner böhmische und italienische Wolle.

Schon damals war das Textilgewerbe des Bezirks exportorientiert. So wurden z. B. im Jahre 1810 Strumpfwaren im Wert von 200 000 Gulden außerhalb Württembergs, vor allem in Bayern, in der Schweiz, nach Frankreich und Holland abgesetzt. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gelang es sogar einem Ebinger, Johann Adam Maag, durch einen seiner Söhne in den Vereinigten Staaten einen großen Absatzmarkt für Baumwollstrümpfe zu erschließen.

Die Strumpfwirkerei, die vor allem Strümpfe und Unterhosen aus Baumwolle herstellte, erlangte als Muttergewerbe für zahlreiche jüngere Zweige des Textilwesens zusätzliche Bedeutung. Auf sog. „Kittelestühlen" erzeugte man auch Kinderkittele in allen Farben. Ums Jahr 1842 wurde ein großer Teil der Strumpfweberstühle auf feine Kinderhauben (Erstlingshauben) umgestellt. Es war dies für Jahrzehnte ein großer und lohnender Artikel. Die Häubchen waren nur weiß. Schon vor dem Ersten Weltkrieg aber war diese Produktion verschwunden.

Allmählich ging die Strumpfwirkerei zurück und die Korsettfabrikation trat mehr und mehr an ihre Stelle. So entstanden z. B. anfangs der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts in Tailfingen Korsettfabriken (Gebr. Maute, Balthas Blickle, Karl Conzelmann, Jakob Conzelmann usw.).

Noch um 1870 ist die Manchesterherstellung in Handarbeit betrieben worden. Diese Weber machten besonders dauerhafte Baumwollstoffe, die gerne zu „Manchester-Röcken" verarbeitet wurden.

Eine alte Tradition besaßen auch die Mouselin- und Weißstickerei, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts vor allem in Bitz und Straßberg und im Albvorland für Schweizer Unternehmen im „Verlagssystem" in den Wintermonaten betrieben wurde. In Nusplingen war im 19. Jahrhundert mit Hilfe von Schweizer Kapital die Tamburinstickerei aufgekommen. Dann ließen Balinger und Ebinger Firmen besonders auf dem Heuberg in Heimarbeit aus Stoffetzen Hausschuhe herstellen, die sog. Endschuhe.

In einem Bericht des Schriftführers des Ebinger Gewerbevereins kennzeichnet Robert Göbel (vom Jahr 1880) den Übergang zur industriellen Entwicklung für Tailfingen u. a. folgendermaßen: „Man könnte diese Gemeinde mit Recht eine Fabrikfiliale von Ebingen nennen, so eng, und zwar von jeher, waren in Tailfingen an die 100 Strumpfweber als sog. Façonmeister für Rechnung von Ebinger Fabrikanten beschäftigt. Später kam, ebenfalls von Ebingen aus, die Manchesterweberei hinzu, welche in den 50er Jahren noch über 100 Stühle in Bewegung setzte. Aus letzterer entwickelte sich dann, als dann bei der Manchesterfabrikation der Handstuhl dem mechanischen Webstuhl weichen mußte, die Korsettweberei . . . Zur Zeit der höchsten Blüte des Erwerbszweiges (1872) zählte Tailfingen sieben Fabriken mit 200 Stühlen und einem durchschnittlich wöchentlichen Arbeitsverdienst von 9 bis 10 Mark pro Weber. Daneben arbeiteten zirka 100 Mädchen um 3 bis 4 Mark pro Woche". Die Strumpf- und Korsettweberei nahmen nach Einführung des Rundwirkstuhles schnell ab; denn 1836 stellte Johannes Maute zum Löwen in Ebingen den ersten Rundstuhl in Deutschland auf. Dies war der Anfang der Trikotwarenfabrikation. Während 1881 in Tailfingen noch 97 Strumpfweber zu finden waren, waren es 1890 nur noch 2, dagegen bestanden nun 124 Trikotwirkereien.

Im Fehlatal, in Burladingen, wo sich ein weiteres Textilzentrum entwickelte, setzte die Industrialisierung erst später ein. Die Burladinger nützten bisher die heimischen Rohstoffe, um daraus Töpfe, Krüge, Schüsseln, Teller sowie Rechen, Gabeln, Simri und Peitschen herzustellen. Auf beschwerlichen Hausier-Reisen wurden die Erzeugnisse vertrieben. Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts fanden dann Burladinger in Ebingen und Tailfingen eine lohnende Beschäftigung. Angespornt und ermuntert durch die Entwicklung in Tailfingen mag der junge Medard Heim auf die Möglichkeit der sich immer weiter ausbreitenden Industrialisierung aufmerksam geworden sein. Er eröffnete 1884 mit seinem Bruder Josef einen kleinen Betrieb mit 12 Webstühlen, mit denen er im Lohn Webstoffe herstellte. 1887 machte er sich mit der Fertigung von Baumwollwaren selbständig und rief damit den ersten Burladinger Fabrikbetrieb ins Leben. Bisher suchte die Bevölkerung ihren Erwerb nur in der Hausweberei und -strickerei und bei den Trikotfabriken des Talgangs entweder als Heimarbeiter oder als Pendler.

Schuhmacherei

Auf eine alte Handwerkstradition kann die Schuhmacherei zurückblicken, deren Zentren in Balingen, Ebingen und Geislingen lagen. Meist auf Rechnung städtischer Unternehmen arbeiteten in den umliegenden Ortschaften Schuster und gingen im 19. Jahrhundert ganz zur Heimarbeit Balinger und Tuttlinger Fabriken über, für die Tuttlinger die Schuster in der Nusplinger und Weilener Gegend. Um 1880 zählte man im Oberamtsbezirk Balingen 749 Schuhmachermeister und 85 Gesellen. Allein in Ebingen wurden damals über 30 000 Paar Schuhe und Stiefel hergestellt, die auf den benachbarten Jahrmärkten, aber auch in ganz Württemberg, Baden und der Schweiz verkauft wurden. Die Balinger Meister besuchten die Messen der Schweiz, besonders in Luzern, Zurzach, Winterthur und hatten eigene Läden in Genf und Neuchâtel. Im Jahr 1864 zählte man in Balingen 14 Schuhfabrikanten mit je 30 bis 40 Arbeitern und 20 mit je 20 Arbeitern, zusammen also 34 Firmen mit etwa 900 Arbeitskräften (Landtagsprotokoll 1864). Um 1880 waren es 153 Meister und 400 Gehilfen. Zu dieser Zeit haben die Balinger Schuhmacher Waren im Wert von 250 000 Mark umgesetzt.

Gegen Ende des Jahrhunderts wurden die Handwerksbetriebe durch die Fabriken abgelöst. Den drei Meistern Falkenstein, Link und Strasser gelang es, ihre Betriebe für damalige Verhältnisse neuzeitlich zu erweitern und sie zu bedeutenden Fabrikationsstätten zu gestalten. Ihre Arbeitsstätten waren nun grundverschieden von der Schusterstube von einst, wo der Geselle auf dem Dreifuß vor dem Galgen mit der Lichtkugel saß, mit Knieriemen, Pfriem und Pechdraht hantierend.

Bemerkenswert sind die Verhältnisse in Geislingen, wo die Gutsherrschaft aus Furcht vor Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern sich, solange sie konnte, gegen den Bau von Fabriken im Ort wehrte. Sie konnte jedoch nicht verhindern, daß die Arbeiter sich der Farbrikarbeit in Balingen zuwandten. 1880 wurde dann die erste Schuhfabrik in Geislingen erbaut. In Balingen waren die Firmen C. C. Falkenstein (1850), G. Strasser (1858), Link/Haueisen/Mercedes (1871), die 1959 insgesamt rund 690 Arbeitskräfte beschäftigten.

Feinmechanisches Gewerbe

Das wirtschaftliche Leben unserer Gegend erhielt entscheidende Impulse durch das Wirken des Pfarrers Philipp Matthäus Hahn (1739–1790), der in den Jahren 1764 bis 1770 in Onstmettingen tätig war und zum Begründer unserer feinmechanischen Industrie wurde. Hahn kann als Universalgenie bezeichnet werden. Er übte zwei Berufe aus: der eines pietistisch geprägten Pfarrers und den eines genialen Ingenieurs und Erfinders. Seine Erfindung der gewichtslosen Neigungswaage wurde zum Ausgangspunkt der heute blühenden Waagenindustrie des Zollernalbkreises. Seine „Himmelsmaschinen" (Großuhren mit astronomischen Indikationen), Taschenuhren, Thermometer, Barometer, Sonnenuhren, Blitzableiter, Waagen, Rechenmaschinen, machten ihn berühmt.

Hahn leitete in Onstmettingen die Entwicklung des feinmechanischen Gewerbes ein, die nach seinem Wegzug sein engster Mitarbeiter, der Lehrer und Uhrmacher Ph. Gottfried Schaudt (1739–1809), weiterführte. Als Heimarbeit breitete sich dieser Wirtschaftszweig in der Gemeinde aus und griff alsbald auch auf Ebingen über. In dem Huf- und Waffenschmied Simon Sauter, der sich ganz auf die Herstellung Hahnscher Waagen spezialisierte, fand Hahn einen würdigen Nachfolger. Ein Enkel von Sauter, August Sauter, gründete 1856 in Ebingen eine Feinwaagenfabrik, die später eine Interessengemeinschaft mit der Firma Bizerba in Balingen einging. Die Firma Bizerba Wilhelm Kraut ging aus der Waagenbauwerkstatt der Brüder Bizer in Ebingen (1866) hervor und wurde 1868 von Andreas Bizer nach Balingen verlegt (Bizerba = Bizer Balingen). Hier entwickelte sich das Unternehmen zum Großbetrieb, der größten europäischen Waagenfabrik.

Die Feinmechanik konnte sich nicht nur in Onstmettingen festigen und auf andere württembergische Orte übergreifen, sondern auch im Hohenzollerischen Fuß fassen. Der Junginger Schmiedesohn Ludwig Bosch erlernte in Onstmettingen das feinmechanische Handwerk und gründete zusammen mit seinem Bruder in Jungingen eine Werkstatt, aus der ein bedeutendes Unternehmen heranwuchs, das hochwertige Analysenwaagen und Präzisionswaagen sowie Feingewichte herstellte.

In der Form von Heimarbeit griff im 19. Jahrhundert die Trossinger Harmonikafabrikation auf den Heuberg über (Schömberg, Dautmergen, Ratshausen, Nusplingen, Isingen). Im 20. Jahrhundert kam es dann zur Errichtung von Filialbetrieben.

Bauhandwerker

Das Bauhandwerk entwickelte sich besonders im 18. Jahrhundert. Seit 1650 sind Zimmerleute in Onstmettingen bezeugt; 1769 wird ein Zunftmeister des Zimmerhandwerks genannt. Von 1750 an saßen fast in allen Dörfern Zimmerleute, Maurer, später auch Gipser. Da sie aber in der Heimat keine ausreichende Beschäftigung fanden, waren sie gezwungen, außer Landes zu gehen und haben sich daher während des Sommers vorwiegend in der Schweiz und im Elsaß nach Arbeit und Verdienst umgesehen oder gingen für einige Jahre nach Amerika. Bei einem aus Weilen gebürtigen Unternehmer in Chicago arbeiteten zu Anfang des 20. Jahrhunderts 18 Bauhandwerker aus seinem Heimatort. Mit dem Schließen der Grenzen nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Saisonarbeitsgewerbe stark behindert und die Zahl der Bauhandwerker nahm überall stark ab. Noch 1848 zählte man in Ratshausen 58 Bauhandwerker, die in den Wintermonaten in ihre Heimat zurückkehrten, um dort in Waldarbeit Verdienst zu suchen.

Das Holzgewerbe

Noch zu Ende des letzten Jahrhunderts war mit jeder der damaligen 6 Balinger Mahlmühlen eine Sägmühle verbunden, in der der Holzreichtum der waldreichen Braunjuravorberge verarbeitet wurde. Die Sägewerke nützten die Wasserkraft der Flüsse und Bäche. Aber auch in Heimarbeit wurde das Holz verarbeitet. So drechselten, hobelten und schnitzten die Killertäler viele Geräte für Haushalt und Landwirtschaft: Koch- und Waschlöffel, Wellhölzer, Teller, Nudel- und Hackbretter, Rechen, Gabeln, Faßhahnen usw. (s. HBl. Dezember 1980). Ringingen wurde ein Zentrum der Wäscheklammernherstellung. Jahrzehntelang wurden hier Millionen von Federklammern fabriziert, bis sie von Plastikklammern verdrängt wurden. Ebenfalls verschwunden ist hier auch die Peitschenherstellung (s. auch Dez. 1980).

Schluß folgt

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 31 | 31. Dezember 1984 | Nr. 12

Die fünf spätgotischen Figuren der St. Nikolaus geweihten Dorfkirche in Weilen u. d. R.
Foto: Gerd Schneider

Der Meister von Weilen

Von Fritz Scheerer

Die St. Nikolaus geweihte Dorfkirche in Weilen unter den Rinnen birgt in ihrem erneuerten Hochaltarschrein einen besonders wertvollen Schatz in den fünf spätgotischen Figuren der Muttergottes, der Heiligen Katharina, Ottilia, Johannes dem Täufer und Nikolaus, die zu den bedeutendsten Werken spätgotischer Plastik um 1530 zählen.

Diese Plastiken wurden von einem Bildschnitzer geschaffen, der zu den wichtigsten Künstlerpersönlichkeiten dieser Zeit in unserer Heimat gerechnet werden muß. Sein Name ist nicht bekannt, da eine Signatur an seinen Schnitzwerken fehlt. Nach seinem Hauptwerk nennt man ihn „Meister von Weilen". Er hat vielleicht von Balingen oder von Rottweil aus, wo er vermutlich eine Werkstatt gehabt und wohl auch mehrer Gesellen beschäftigt hat, in unserem Gebiet eine fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Ein Altar von seiner Hand befand sich auch in Geislingen. Ein aus Heinstetten stammender Altar befindet sich deute im Freiburger Münster. Andere Arbeiten sind in Neufra, Neukirch, Böhringen, Fridingen, Schlatt und in der Lorenzkapelle Rottweil.

In Weilen u. d. R.

Die Weilener Kirche wird seit 1500 Nikolauskapelle genannt. 1751 wurde sie abgebrochen und bis 1762 wieder neu aufgebaut. Am 9. September 1762 wurde sie durch Weihbischof Fuger, Konstanz, eingeweih. 1841 verlängerte man sie nach Westen, wobei auch der Westturm neu errichtet wurde, der sich dreigeschossig auf quadratischem Grundriß erhebt. Die Kaplaneistelle, die seit 1450 bestand und zu Schömberg gehörte, wurde 1831 zur selbständigen Pfarrei erhoben.

Im Jahre 1923 wurde nach dem Entwurf des heimatlichen Kunst- und Kirchenmalers August Blepp der Altar neu zusammengestellt. Die zum Teil auf der Kirchenbühne und in der Ottilienkapelle zerstreuten wertvollen Holzbildstatuen wurden neu gefaßt. Der Schrein ist von W. Klink (Horb) und die Flügel von Blepp (s. unten).

Eine weitere Innenrenovation der Kirche fand 1952 statt, bei der die kostbaren Figuren auf dem Altar mit Gold gefaßt und zwei weitere Seitenaltäre angegliedert wurden. Die gelungene Renovation ist besonders dem damaligen Pfarrer Denninger und dem Bürgermeister Koch zu verdanken.

Die Schnitzwerke des Meisters weisen in den Proportionen gedrungene Gestalten mit meist heiteren Gesichtern auf (s. Bild). Nase, Kinn, Mund und Wangen sind in weichen Formen gearbeitet. Die Haare fallen in Wellen oder Locken über die Schultern. Reich ist die Gewanddrapierung, vor allem des Mantels, viel bewegter als bei den meisten schwäbischen Bildschnitzern damaliger Zeit.

Die Madonna. Die Zentralfigur des Altars zu Weilen ist eine im Heiligenschein strahlende königliche Madonna mit dem Jesuskind auf dem Arm und dem Gekreuzigten zu Füßen. Das zufrieden lächelnde Kind schwingt in seiner rechten Hand das Zepter. Auf seinem angezogenen linken Knie balanciert spielerisch und sicher zugleich die goldene Weltkugel. Diese nimmt den Mittelpunkt ein. In das ausgestreckte rechte Bein des Kindes fugt die linke Hand Marias, „wodurch eine betonte Waagrechte entsteht. Damit ist ein formales Grundmotiv des Meisters von Weilen angesprochen" (Egon Rieble). Die Menschendarstellungen des Meisters haben sowohl Erdenkraft wie auch unversehrbare Würde. Gelöst lächelnd steht die Madonna inmitten der Heiligen. Reich gelocktes Haar fällt über Kleid und Mantel. Um sie gruppieren sich rechts Ottilie und Nikolaus, zur Linken Katharina und Johannes der Täufer. Ob diese Art der Aufstellung die ursprüngliche war, ist nicht sicher; aber auf jeden Fall sind diese Plastiken das reichste Werk des Meisters.

St. Ottilia. Ottilie rechts von Maria trägt das Kleid einer Nonne mit Skapulier und Schleier. In der Rechten hält sie ein Buch, in der Linken einen Kelch. Nach der Legende soll diese blindgeborene Herzogstochter im Kloster wieder sehend geworden sein. Ihr zu einem Faltenberg aufgetürmter Mantelumschlag bringt Farbe und Bewegung ins Bild.

St. Nikolaus. Die Männergestalt St. Nikolaus neben St. Ottilia stehend, mit Mitra und Krummstab, ist wie fast immer als Bischof dargestellt. Mit dem Buch und den drei goldenen Kugeln soll – wie die Legende berichtet – drei Töchtern eines armen Edelmannes mit den drei goldenen Kugeln zu einer Aussteuer verholfen haben. Aus dem feierlichen Bischofsornat blickt ein beherrschendes Gesicht mit Güte und Ernst. „Hier ist auch die Waagrechte geometrisch genau ins Bild gesetzt durch das von der linken Hand getragene Buch. Zur Waagrechten sind sogar die drei goldenen Kugeln (das Attribut dieses großzügigen Gebers hintereinander gereiht und nicht wie üblich, unregelmäßig angeordnet). Bei derart korrekter Haltung können diese Kugeln gar nicht herunterfallen" (Rieble).

St. Katharina. Als stolze Königin in üppigem Gewand zeigt sich Katharina. Das Schwert zu ihrer Linken trifft zu ihren Füßen einen Kopf mit Turban, das als der des Kaisers Maximum gedeutet wird, der sie von ihrem Glauben abbringen wollte. Sie aber besiegte die vom Kaiser beauftragten 50 Philosophen durch ihre Beredtsamkeit und Klugheit und bekehrte sie zum Christentum. Sie erlitt dafür den Märtyrertod. Der Mantel dieser Heiligen, deren Schönheit die Künstler immer wieder betont haben „wird zum Mittel, den schlanken Frauenkörper in dem miederartig geschnürten Kleid mit weitem Halsausschnitt herauszustellen".

St. Johannes der Täufer. „St. Johannes Baptista" bildet daneben dazu einigen Kontrast. Mit lockigem Haupt und in ein Schaffell gehüllt, dazu einen bauschigen Mantel mit den eigenartigen Falten strahlt er nicht das Harmonische der Heiligen neben ihm aus. Er hat mehr das Gesicht eines vergrübelten Einsiedlers. In der Rechten hält er den Krummstab mit dem Spruchband „Ecce Agnus Dei" („Seht das Lamm Gottes"). Das Lamm liegt auf dem mit der linken Hand gehaltenen Buch und läßt seine Vorderbeine gemütlich über den Buchrücken hängen. Der Zeigefinger deu-

tet auf das Osterlamm. Johannes ist die einzige Figur der Altargrupe, die barhäuptig ist. Der Künstler kann so alle Spielarten von Locken um das rätselhafte Antlitz legen. Kunstvolle goldene Stoffbahnen sind über die Schultern geschlungen und schwingen über den nackten Beinen aus.

Vom Meister von Weilen sind auch die beiden Schnitzwerke in der **Predella,** eine „Anna selbdritt" und eine „Margaretha". Das Gesicht der Mutter Annas strahlt verläßliche Geborgenheit aus. Das heitere Kinderpaar Jesus und Maria, spielt sorglos. Vier Kinderhände sind zum Öffnen des Buches bereit, das als Spielzeug dient und über dessen Rücken die Hand Annas beschützend steicht. Maria betrachtet lächelnd den munteren Jesusknaben. Auf der Gegenseite ist die gekrönte königliche Jungfrau St. Margaretha. Kunstvoll sind ihre Lokken gedreht, verklärt schaut sie drein. Ohne hinzusehen drückt sie dem Drachen, der ihr die Zunge bleckt, den Hals zu und steckt ihm das Kreuz in den Schlund.

Die prächtigen Flügelbilder des Hochaltars, die auf der Vorderseite den Weilener Kirchenheiligen Nikolaus als Wohltäter und auf der Rückseite den leidenden Heiland mit der Schmerzensmutter unter dem Kreuz in eindrucksvoller Weise zeigen, wurden von August Blepp geschaffen. Die Kirche zu Weilen kann in dem Altarschrein ein Kleinod ihr Eigen nennen, das sich im Reigen spätgotischer Werke durch seine hoheitsvolle Würde und Schönheit auszeichnet.

Dazu sei noch vermerkt, daß das älteste Bildwerk der Kirche, die 1953 neu gefaßte Pieta aus der Zeit um 1390 stammt. Aus der Gotik stammt auch das Sakramenthäuschen, während „St. Wendelin", eine mehr bäuerliche Arbeit, und die Kanzel mit einem Pelikan auf dem Schalldeckel aus der Barockzeit, aus der Erbauungszeit der Kirche stammen.

In Böhringen

Die dem heiligen Sylvester geweihte Kirche am Fuß der Keuperterrasse in der Talebene der Schlichem zu Böhringen beherbergt zwei bedeutende Bildwerke des Meisters von Weilen, eine „hl. katharina" und einen „hl. Johannes" aus der Zeit um 1510.

Böhringen ist 1275 (im liber decimationis) eine Filiale von Gößlingen. Die Toten von Böhringen wurden über das „Totenwegle" nach Gößlingen gebracht. Im Chor der 1842 gebauten Kirche, nach der Oberamtsbeschreibung „in modernem Rundbogenstil", befindet sich auf dem Hochaltar ein großformatiges Bild mit Maria und Johannes unter dem Kreuz, unter einer von Säulen getragenen Decke ein Auferstehungschristus und die bärtigen Figuren „Petrus" und „Paulus" aus der Zeit um 1550, daneben die zwei bedeutsamen Werke des Meisters von Weilen, St. Katharina und St. Johannes.

St. Katharina. Eine der schönsten Figuren, die der Meister von Weilen geschaffen hat, ist die hl. Katharina auf der linken Seite des Altars zu Böhringen. Mit beiden Händen hält sie das Schwert (s. oben bei Weilen). Die zierliche Gestalt wird vom Mantel umhüllt, der an der Hüfte und am linken Knie eingeschlagen ist, wo sich die grüne Unterseite des Goldmantels enthüllt. Er gibt den Blick frei auf den gefalteten Rock und den eng anliegenden roten Oberteil. Mit großer weiblicher Sicherheit steht die anmutige Gestalt mit leicht geneigtem Kopf und lächelndem Gesicht voller Liebreiz vor uns. Aus ihrem herrlichen Lockenhaar hat sich eine Strähne gelöst. Eine wahrhaft majestätische Gestalt!

St. Johannes. Auf der rechten Seite des Altars steht voller Behäbigkeit mit grüblerischem Gesicht der Evangelist Johannnes. Reich gelockt ist sein Haar. Durch eine Fülle von Falten zeichnet sich diese Figur aus: Diagonal-, Brech-, Tüten-, Haufenfalten. Diese Vielfalt führt zunächst zu einer Unruhe, die sich aber im Ganzen in einer gelösten Harmonie des Gewandes auflöst. Als Schnittpunkt der Falten erscheint der Kelch in der vom Mantel umhüllten linken Hand, während die Rechte mit den ausgebreiteten Fingern eine einladende Geste aufweist.

In Neukirch und Neufra

Der weithin sichtbare Chorturm der St. Peter und Paul Kirche zu **Neukirch** lädt zur Besichtigung ein. In der 1737 gebauten Kirche fällt beim Betreten zunächst die Stuckdecke auf, die im Oval die „Krönung Marien" zeigt. Das Hauptwerk der Kirche ist aber eine Madonna des Meisters von Weilen. Im Vergleich zur Weilener Madonna erscheint hier Maria gereifter und würdevoller, so daß angenommen werden kann, daß sie ein Spätwerk des Meisters ist. Maria schaut hier würdevoller; das Jesuskind hält den Erdball an seiner Brust und schaut freundlich drein. Maria hebt das Kind bis zur Höhe ihres Gesichts, so daß ihr ganzer Oberkörper verhüllt ist.

Die um 1500 entstandene Bischofsgestalt an der linken Seitenwand der Dionysiuskirche zu **Neufra** (Teilgemeinde von Rottweil) wurde auch schon mit dem Meister von Weilen in Verbindung gebracht, da die Faltenbehandlung bis zum Saum darauf hinweisen. Auch die fein gearbeiteten Hände, die filigrane Schnitzkunst und das Buch deuten auf einen ähnlichen Meister hin.

Die neugotische Backsteinkirche zu **Schlatt** bei Hechingen, die 1900 nach den Plänen von W. Fr. Laur errichtet wurde, besitzt zwei beachtenswerte spätgotische um 1510 geschaffene Skulpturen, Maria und hl. Dionysus, die dem Meister von Weilen zugeschrieben werden.

Weitere Holzplastiken des Meisters von Weilen befinden sich unter den rund 200 Werken schwäbischer Gotik des 14.-16. Jahrhunderts in der hoch über dem Neckar gelegenen Lorenzkapelle zu Rottweil.

In der Spätgotik hatten viele Landkirchen ähnliche Altäre. Was nach allen Zerstörungen und Umstellungen auf uns zu kam, mag nur ein Teil des ehemals Vorhandenen sein. Wir müssen unbedingt dankbar sein, daß noch in einigen Kirchen unserer Heimat ein überaus wertvoller Besitz erhalten blieb.

Manfred Pahl

von Edeltraud Brockmüller

Der Künstler Manfred Pahl wurde am 20. Januar 1900 in Ebingen geboren. Sein Vater, Albert Pahl, war hier Reallehrer. Seine Mutter, Barbara Pahl, war eine geborene Stähle. Seine Geburtsstadt blieb jedoch nicht seine Heimatstadt, denn schon mit vier Jahren zog er mit seinen Eltern und drei Geschwistern nach Stuttgart, die Stadt, in der er, neben Berlin, die meiste Zeit seine Lebens verbrachte. Doch, nach eigener Aussage, bildeten die kindlichen Eindrücke der kühlen Grautöne der Jurafelswände und die Lineatur der Berge, vom Wohnhaus auf dem Bühl aus gesehen, bleibende Erinnerungswerte.

Manfred Pahl ist als Zeuge und Mitgestalter eng mit der Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts verbunden. Schon fünfzehnjährig war er in die Zeichenklasse von Christian Speyer aufgenommen worden. Als zweite Ausbildungsstufe folgte der Unterricht bei Christian Landenberger, dem Virtuosen, gleichfalls in Ebingen geborenen Zeichner und Impressionisten. 1917 war er dann bereits Meisterschüler bei Adolf Hölzel, einem zur Abstraktion führenden Farbenmagier, bei dem er sich, bis zu dessen Ausscheiden aus der Akademie 1919, ausbilden ließ. In weiteren drei Akademiejahren förderte ihn Robert von Haug.

Nach einem Zeitraum als freischaffender Künstler in Stuttgart siedelte Pahl 1930 nach Berlin über, wo er, nach einer erfolgreichen Ausstellung in der Galerie Gurlitt, auf Fürsprache von Max Slevogt und unterstützt von Käthe Kollwitz, ein Stipendium der preußischen Akademie der Künste erhielt. Im Dritten Reich folgte Berufsverbot und die Ausbildung zum technischen und Trickfilmzeichner zur Sicherung des Lebensunterhaltes. Durch Vermittlung des Architekten Hans Bernhard Scharoun, des späteren Baumeisters der Berliner Philharmonie, fand Manfred Pahl Arbeit im Büro des Garten- und Landschaftsgestalters H. Mattern. Der Vorwurf politischer Unzuverläßlichkeit und seine Ehe mit der jüdischen Künstlerin Aenne Pahl geborene Frank brachte ihm Zwangsarbeit und KZ-Gefangenschaft.

Nach dem Kriege war es wiederum H. B. Scharoun, der Pahls Mitarbeit anforderte und ihn zum Leiter des Entwurfsbüros für Grüngestaltung im zerstörten Berlin machte. Ein Ruf an die Westberliner Akademie der Bildenden Künste lehnte Pahl ab, eine in Stuttgart in Aussicht gestellte Professur lockte ihn mehr. Als diese aus nicht völlig geklärten Gründen nie Realität wurde, leitete er dort die Abteilung Grünplanung der Stadtverwaltung.

Während der Jahre der Verwaltungsarbeit folgte der Künstler seiner Malerberufung wann immer möglich, aber erst im Ruhestand (ab 1966) konnte er seine Zeit wieder ungeteilt der Kunst widmen. Ein umfangreiches Oeuvre von großformatigen Ölgemälden und zahlreichen Zeichnungen entstand. Im Pahl-Museum in Gailsbach bei Mainhardt, 1974 in Eigeninitiative des Künstlers begonnen und von 1976 bis 1979 ausgebaut und neu konzipiert, faßt Pahl sein noch weiter wachsendes Lebenswerk zusammen. Mehr als 300 Gemälde und über 3000 Aquarelle, Zeichnungen und Druckgraphiken werden dort in Wechselausstellungen in den Sommermonaten gezeigt. Die Aussage seiner Kunst soll ungemindert erhalten bleiben. Unmittelbare Realitätserfahrung bildet die Basis seiner Bilder. Der Mensch in all seiner Vielschichtigkeit bleibt das zentrale Thema: Als Liebender oder Mörder, als Arbeiter oder Müßiggänger, als Suchender oder Gesättigter, in allen Alterstufen und Emotionslagen. „Das Schöne", sagt er, „das (seine Bilder) zeigen wollen (ist): Das Bewußtsein von Weltordnung in und durch Ideen. (Es bleibt) Aufgabe der Kunst, Schönheit auch dort zu finden, wo Not, Leiden und Tod ist. Nicht nur der blaue Himmel und die Harmonie zwischen den Gegensätzen ist schön, sondern auch das, was äußerste Kraft kostet hinzunehmen und zu überstehen."

Die malerischen Mittel sind unruhig bewegte Farbakkorde, mosaikhaft ausgelöst, mit klar bestimmten Kontouren. Modulationen der Figurationen mit kalter und warmer Farbigkeit und bunte Schattengestaltung bedingten Räumlichkeit und Plastizität. Trotz der maßgeblich abstrakten Schulung bei Adolf Hölzel bleibt die Gegenständlichkeit betont und erhalten. Manfred Pahl folgt dabei dem Physiker und Philosophen Werner Karl Heisenberg, der in seinem Buch „Naturbild der heutigen Physik" (1955) „die unendliche Bezugsfähigkeit des Gegenstandes" apostrophiert. Dem Timaios, dem Buch platonischer Weltordnung verwandt, klingt das Bekenntnis des Malers, für den „die Welt – Kosmos – in Ordnung ist . . ., (und) jedes Ding und jeder, auch der geringste Vorgang, Sinn und Bedeutung hat." Von dieser Ordnung zu abstrahieren, liegt ihm fern. Die Funktion der künstlerischen Abstraktion versteht er daher auch nur als Vorstufe zum gegenständlichen Bild „in Erweiterung theoretischer Erkenntnisse und des ästhetischen Bewußtseins". Zum Umgang mit seinen Bildern lieferte der Künstler einen „kleinen Knigge". Auf japanische Wohnkultur verweisend, lehnt Manfred Pahl jede Art der Rahmung ab, die nicht vom Künstler selbst geschaffen ist. Nur die neutrale weiße Wand oder ein Hintergrund mit der Nichtfarbe Schwarz garantiert die unverfälschte Farbigkeit seiner Bilder. Firnis ist für ihn ebenso entstellend wie eine Ansammlung von mehreren Bildern an einer Wand, die sich gegenseitig beeinträchtigen. Der Firnis, der zum Schutz gegen Verschmutzung über die Malschicht aufgetragen wird, bewirkt für Manfred Pahl eine „Mumifizierung" des Bildes, weil er Farben verändert und erstarren läßt. Frisches Weißbrot, mit dem die Schmutzschicht ein-

fach abgetupft wird, empfiehlt er als einziges Mittel zur Reinigung der freien Malschicht. Die Wirkung eines Raucherfilms auf Bildern ist ebenso verheerend, und der Künstler rät dringend, die Kunstwerke vor Nikotineinwirkung zu schützen (Bilder, solange im Raum geraucht wird, mit dem Gesicht gegen die Wand drehen; Bilderschränke zum Schutz anfertigen lassen). Auch die Arbeit des Restaurators an einem Bild bedeutet für ihn ein Verzerren der Originalität des Werkes. Für Manfred Pahl sollten Kunstwerke „überhaupt nicht einer anderen Hand" zur Bearbeitung ausgeliefert werden.

Die Unabhängigkeit und Authentizität von Manfred Pahls Kunst bedeutet nicht, daß er sich von kunstpolitischen Aufgaben zurückgezogen hätte. Zu dem Hölzel-Kreis, dem die künftigen Bauhausmeister Oskar Schlemmer, Willi Baumeister und Johannes Itten angehörten, sowie der Uecht-Gruppe, der der Holzschneider Gottfried Graf vorstand, hatte Manfred Pahl zwar eher ein distanziertes Verhältnis. Als tatkräftige Persönlichkeit versuchte er berufsbedingte Schwierigkeiten direkt anzugehen, was er als Gründungsmitglied der „Neuen Sezession" unter Beweis stellte. Schon 1924 war in Stuttgart eine Sezession (Abspaltung) vom Stuttgarter Künstlerbund durch den Schweizer Heinrich Altherr, Professor an der Stuttgarter Kunstakademie, vollzogen worden. Nach Julius Baum sollte diese Trennung der Durchsetzung des Expressionismus dienen, den die Schüler Altherrs vertraten und der in der bestehenden Künstlervereinigung keine Aufnahme gefunden hatte. 1929 folgte dann mit der „Neuen Sezession", für die Manfred Pahl federführend war, die Reaktion auf den mittlerweile tonangebenden Verband unter Heinrich Altherr. Als Gründungsmitglieder gehörten neben Manfred Pahl Wilhelm Geyer, Alfred Lehmann, Gustav Schopf, Manfred Henninger, Walter H. Kohler, Heinrich Wägenbaur und Erhardt Brude zur „Neuen Sezession". Diesmal waren es weniger kunstimmanente Problemstellungen, die zur Abspaltung führten, vielmehr sahen sich die jungen und nicht etablierten Künstler von den „beamteten oder prominenten älteren" Kollegen bei den Ausstellungen bevormundet und übergangen. Die jüngere Generation wollte selbstbestimmend auftreten. Deshalb wurde ein Altersparagraph in die Satzung aufgenommen, der allen Mitgliedern der „Neuen Sezession" über 36 Jahren das Stimmrecht entzog. Juryfreie Ausstellungen wurden eingeführt, die Künstler in den Katalogen mit Photos und biographischen Daten vorgestellt und Besprechungen im Rundfunk erstmals angeregt.

Jahrzehnte später, ab 1966, als Vorsitzender des Verbandes bildender Künstler Württemberg e. V., sah Manfred Pahl seine Aufgabe wieder darin, den Künstlerkollegen zu ermöglichen, ohne Bevormundung ihrem Publikum gegenüberzutreten. Er organisierte juryfreie Ausstellungen, die im Messegelände auf dem Killesberg durchgeführt wurden und die wegen ihres breiten Spektrums auf hohem künstlerischem Niveau große Anerkennung fanden.

Als 1979 in der Galerie Fischinger in Stuttgart eine Ausstellung anläßlich des 50jährigen Jubiläums der Stuttgarter Neuen Sezession stattfand, deren Eröffnungsrede wie bei der Gründung 1929 Manfred Pahl hielt, waren vier der ursprünglich acht Gründungsmitglieder und zwar Alfred Lehmann, Manfred Henninger, Gustav Schopf, Manfred Pahl an der Ausstellung beteiligt. Dieser Zusammenrbeit der Künstlergruppe, die sich nach dem Kriege auf Anregung des Malers Alfred Wais als „Frei Gruppe" eine lose Verbindung bewahrt hatte, war nicht zuletzt der Integrationskraft des Individualisten Manfred Pahl zu verdanken.

Die Ehrenprofessur, vom Land Baden-Württemberg 1977 verliehen, ist ein äußeres Zeichen der Anerkennung der Verdienste des Künstlers um die Kunst insbesondere in unserer Region.

Unsere Keuperlandschaft

Von Fritz Scheerer

Über der fruchtbaren, fast durchweg landwirtschaftlich genützten Lettenkohlenebene erheben sich bei uns östlich des oberen Nekkars von Empfingen bis in die Rottweiler Gegend mit zunächst flachem, dann steilem Anstieg, die mit Wald bestandenen, schluchtreichen Berge des Keupers.

Von der verglasten Aussichtskuppel des Brittheimer Wasserturms genießt man über die Landschaft eine prächtige Sicht. Vor dem Beschauer liegt der gesamte Südwesten unseres gesegneten Heimatlandes zwischen den tannendunklen Kuppen des Schwarzwaldes und der Bergmauer der Schwäbischen Alb mit ihren leuchtenden Felsen und Rutschen. Zu Füßen des Turmes finden sich zwei ganz gegensätzliche Landschaften: das fruchtbare Akkerland der sanft nach Osten fallenden Liasplatte des Kleinen Heubergs und die bewaldeten Formen der Keuperstufe mit ihren dunklen Wäldern auf nahen und fernen taldurchfurchten Hügeln.

Der Wasserturm steht auf dem höchsten Punkt der Brittheimer Markung, dem „Harteggert" (698 m) und auf dem am weitesten nach Westen ragenden Sporn des Kleinen Heubergs. An der scharfen, wie mit dem Messer zugeschnittenen Kante hören die Ackerflächen auf und gehen in Wiesen und Wälder über. Wie eine schildförmige Bastei springt die Liasplatte vor. Gegen Südwesten in Richtung Rottweil und gegen Norden zum Hohenzollern, rücken die bewaldeten Keuperberge viel näher gegen den Fuß der Albberge hinan, während hier die felsgekrönten Balinger Berge erst in 13 km Luftlinie entfernt ansteigen. Dadurch ergeben sich im Rottweiler Gebiet und beim Hohenzoller schmale Randstreifen.

Beim Aufstieg von der Gäuplatte im Mühlbachtal bei Renfrizhausen sind die Keuperhügel bei den malerisch gelegenen einstigen Klösterlein Kirchberg und Bernstein zu einem sieben Kilometer breiten Waldstreifen auseinandergezogen, in dem Liasinseln zerstreut liegen (Kirchberg, Dickeberg, Lonau, Heiligenberg, Bettenberg usw.). Die Stunzach und ihre Nebenbäche haben die Keuperlandschaft in ein unübersichtliches Bergland aufgelöst, das mit einem schwarzwaldähnlichen Nadelbestand, mit Tannen, Fichten und Forchen bedeckt ist, in dem aber früher auch Buche, Eiche, Erle und Birke vertreten waren.

In der verwickelsten Weise zerschnittene Hügelreihen steigen von den vielen Tälern und Tälchen auf. Die Liasplatte ist vielfach, wie bei Rosenfeld und Binsdorf, in lappig vorspringende Stücke zerlegt. Ihr Stufenrand nähert sich in den Inseln bis auf vier Kilometer und die Keuperhügel bei Sulz/Fischingen bis auf zwei Kilometer dem Neckar. Die Keuperhügel sind im Westen wenig gegliedert, so daß sie vom Schwarzwald her als dunkle Mauer erscheinen. Erst nach Osten lösen sie sich in lange, schmale Rücken auf (Kirnberg, Rindelwald mit dem Schloßberg der einstigen Burg Beuren usw.). Der Keuper wie auch der Schwarze Jura zeigen hier eine Breitenausdehnung wie sonst nirgends am Rand des südwestlichen Albvorlandes. So liegen in weithin sichtbarer Lage auf bastionartig ins Keuperland vorgeschobenen Schwarzjuraschichten das Städtchen Binsdorf, der Homburger Hof und idyllisch am Waldrand versteckt Schloß Lindich.

Wie kommt es nun, daß wir hier eine solch große Flächenausdehnung des Keupers und Schwarzjura haben? Das ganze Gebiet liegt in einer tektonischen Mulde. Dies klingt zunächst widersinnig, da man von Balingen auf den Kleinen Heuberg hinaufsteigen muß (Balingen 517 m, Brittheim 689 m). Aber das ihn aufbauende Schichtpaket liegt tektonisch tiefer als die Nachbargebiete. Zum Beweis hierfür seien zwei Übersichten zusammengestellt.

Grenze Muschelkalk Lettenkeuper:	
bei Rottweil	600 m
Böhringen (Schlichem)	550 m
Trichtingen (Schenkenbach)	555 m
Irslenbach	550 m
Vöhringen (Mühlbach)	440 m
Fischingen (Wehrstein)	485 m
Fischingen (Eckwald)	517 m
Grenze Knollenmergel / Unterster Schwarzjura:	
Neukirch (Geißenloch)	685 m
Gößlingen (Jungholz)	645 m
Leidringen (Ulmäcker)	620 m
Rosenfeld (Kohlbrunnen)	620 m
Rosenfeld (Buchhalde)	600 m
Kirchberg (westlich)	600 m

Nördlich Kirchberg sind diese beiden letzteren Schichten nicht mehr vorhanden. Aus all dem sehen wir, die Schichten fallen nicht nur von Westen nach Osten, sondern sind auch im Schichtenstreichen nach Norden geneigt, abgebogen zu der Tiefenlinie Mühlheim, Kirchberg, Erlaheim, Balingen. Der Kleine Heuberg bildet eine tiefer liegende Scholle, ist in eine tektonische Tiefenlage gerückt. Dadurch hat er eine Schutzlage bekommen, so daß hier die Keuperberge wie auch die Liasplatten weitgehend von der Abtragung verschont blieben und sich deshalb weit nach Nordwesten vorschieben können.

Geologischer Bau der Keuperberge

Östlich vom oberen Neckar erhebt sich stufenartig über der abgeräumten Hochfläche von Muschelkalk und Lettenkohle (Lettenkeuper) die Keuperlandschaft mit ihrem Wechsel weicher und härterer Schichten, vielgestaltig zerfurcht und zernagt durch eingreifende Täler.

Zunächst sind es flachgewellte, teilweise noch dem Feldbau oder aber dem Wiesenbau dienende Flächen der mergeligen Schichten des **Gipskeupers,** der bei Bochingen, Bergfelden abgebaut wurde. Durch eine deutliche Rotfärbung der Böden verrät er sich. Vielfach ist er vermoort. Die Wege schneiden sich oft tief ein in die mergeligen Schichten als Hohlwege. Bei Bochingen hat er beim Bau der Autobahn Westlicher Bodensee durch seine Neigung in dürrer Zeit auszutrocknen und sich in Regenzeiten wieder vollzusaugen und auszudehnen erhebliche Mehrkosten verursacht. Große Bedeutung hatte in der Vergangenheit der in wechselnder Mächtigkeit zutage tretende **Schilfsandstein** (s. auch Heimatk. Blätter Oktober 1980). Neben mächtigen Werksteinlagern in tiefen Flutrinnengebieten, wie bei Trichtingen, Renfrizhausen (30–40 m mächtig), Heiligenzimmern kann er in naher räumlicher Nachbarschaft (Bergfelden nur 2–4 m stark) durch dünne Lagen vertreten sein. So lagert bei Trichtingen graugrünes (in dem Steinbrüche angelegt waren), seltener gelbliches oder schmutzigrotes Gestein in mächtigen Werksteinbänken. Hier erscheint er als Vorgebirge vor dem höheren Keupergebirge des „Kleinen Heubergs".

Die Pflanzenwelt auf dem Schilfsandstein ist entsprechend dem durchweg sandigen Grund: dichte Bestände von Heidelbeeren, gelegentlich auch Preißelbeeren und üppig wucherndes Heidekraut, sogar Stechpalmen wie im Buntsandstein-Schwarzwald.

Über der Schilfsandsteinplatte erheben sich mit steilem Anstieg die **„Bunten Mergel".** Sie erreichen eine Mächtigkeit von 30 m und etwas mehr und zeichnen sich durch ihre farbenfrohe Schichtung aus (z. B. im „Kühlen Grund") grau, grün, violett, rotbraun. Im Waldgrund schaffen und reißen sich die steil herabkommenden und unruhig arbeitenden Bäche leicht ihre Schluchten und Tobel ein.

Der **Stubensandstein** (Name! „Sandwald" bei Brittheim) zeigt weiße und weißgraue rauhe Sandmassen, durchmengt mit viel Kaolin. Seine Mächtigkeit beträgt 15 bis 20 m. Mit Erreichen der Stubensandsteine steht man auf den Kämmen und vortretenden Hügeln und meist zugleich an der Grenze des Waldes. Die Pflanzenwelt ist wieder diejenige des Sandbodens: Heidelbeere, Preißelbeere, Adlerfarn.

Durch die unruhige, wellige oder auch kissenförmige Oberfläche (meist Wiesengründe) verraten sich die zu Rutschungen neigenden 30 bis 40 m mächtigen **Knollenmergel** (s. Heimatk. Blätter Juni 1979). Meist werden sie von Baumgütern und Wiesen benützt.

Die höchste Lage des Keupers, der **Silber- und Rhätsandstein,** ist nicht überall entwikkelt. Er ist am Oberende des Schwarzenbachtales vom Katzenberg bis Jungholz und am Talschluß Täbingen – Dautmergen im Schlichemtal im Gelände hervortretend, schwach bei Rosenfeld und recht gut erschlossen bei der früheren Stadtmühle Balingen, am Eckwald unterhalb der Kläranlage und auf der Hochfläche zwischen Bergfelden und Heiligenzimmern. In Versteinerungen (Avicula, Modiola usw.) macht sich schon eine neue Zeit, das Jurameer, bemerkbar.

Besiedlung der Keuperlandschaft

Die Keuperhöhen sind seit alters meist bewaldet. Die zähen Tonmergel des Gipskeupers, die roten, grauen, grünlichen, harten Mergel in den Bunten Mergeln, die körnigen, mürben Sandsteine im Stubensandstein, die feinkörnigen Sandsteine des Schilfsandsteines, die weichen, leicht rutschenden Tonmergel des Knollenmergels und die feinkörnigen Sandsteine mit kieseligem Bindemittel im Rhät liefern keine fruchtbaren Böden, so daß ergiebiges Ackerland fehlt, eine Besiedlung ist daher sehr spät und spärlich erfolgt und beschränkte sich in der Hauptsache auf die geräumigen Talbuchten: Zimmern unter der Burg im Schwarzenbachtal, Kleinenzimmern (abgegangen) in der Schlichembucht am Westrand des Kleinen Heubergs, im Stunzachtal der Weiler Bubenhofen mit der Burg der verdienten Ritter von Bubenhofen unterhalb Rosenfeld bei der Wirtschaft „Zur Burg", im Eyachtal mit Oberowingen, von dem noch die Weilerkirche besteht. Doch viele dieser Siedlungen gingen wieder ein. Übrig geblieben sind zum größten Teil nur Mühlen (s. unten).

Im Schlichemtal bei der Micheles- und Brestneckermühle lag der Weiler **Kleinenzimmern,** der noch 1424 im Besitz des Klosters Rottenmünster war, jedoch um 1500 bis auf die Mühle abgegangen war. Ein Burgstall in Kleinenzimmern war noch 1540 zu sehen. Der Weiler gehörte zur Pfarrei Gößlingen. Nach dem Eingehen der Siedlung fiel ihre Markung an Leidringen.

Im „Bubenhofer Tal" (Stunzachtal) unterhalb Rosenfeld lag an der Einmündung des Süßenbachs in die Stunzach der Weiler **Bubenhofen** mit Burg und Kirche zur Hl. Agathe. Die Kirche wird schon 1275 erwähnt. Über die Besitzer der Siedlung s. Kreisbeschreibung Bd. II S. 697–ff. Nach 1430 wird die Siedlung abgegangen sein.

Spuren von Ackerbau (Beete, Terrassen und Furchen) unter dem Waldboden sind noch gut erkennbar im Nordteil der Binsdorfer Markung von dem früheren **Ammelhausen** (heute Nammelhausen = in Ammelhausen), das 1333 und 1340 urkundlich erwähnt wird. Heute ist das Gebiet bewaldet und ist wahrscheinlich nach der Stadtgründung Binsdorf zugewiesen worden.

Zwischen Böllatmühle und Gießenmühle lag unterhalb Ostdorf im Eyachtal die Siedlung **Anhausen**, das schon 1095 urkundlich erwähnt wird, als Mangold von Anhausen mit andern Adeligen der Umgebung als Zeuge bei einer Schenkung für das Kloster St. Georgen auftritt. Auf einem fast 20 m hohen freistehenden Stubensandsteinrücken lag der Weiler, der sich aber trotz der hochwasserfreien Lage nicht behaupten konnte, wohl wegen des zu kleinen und kargen Lebensraumes (s. Kreisbeschreibung Bd. II S. 636–637). Von der Siedlung blieb nur die Böllatmühle erhalten. Sie dürfte um 1400 wohl durch eine Pestseuche entvölkert worden sein.

Ein weiterer -hausen-Ort im Keupergebiet, **Haarhausen,** lag unterhalb Brittheim. Er wird 1094 erstmals als Besitz des Klosters St. Georgen erwähnt und war ein kleines Pfarrdorf, dessen Kirche St. Stephan geweiht war. In Haarhausen waren ein Schlößle und ein Burgstall. Die Siedlung war aber schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts abgegangen, und die Güter wurden von Brittheim aus bebaut. Die Markung wurde nach 1800 Brittheim einverleibt.

Auch die auf Rhätstein liegende Siedlung **Schlechtenfurt** (= ebene Furt) bei der heutigen Kläranlage am Übergang über die Eyach ging ein. Von ihr erhielt sich bis vor wenigen Jahren die obere Ostdorfer Mühle. Ihre Markung wurde unter Ostdorf und Engstlatt aufgeteilt.

Alle diese Orte lagen am Rande der Keuperstufe und hatten keine günstigen natürlichen Grundlagen. Darunter sind auffallend viele -hausen-Siedlungen, die abgegangen sind. Zu den abgegangenen Siedlungen zählt auch **Beuren** im Beurener Tal an der Straße nach Vöhringen. Von den abgegangenen Siedlungen sind Mühlen erhalten geblieben (s. oben), die in ihrer Bindung an Fluß- und Bachufer nicht verlegt werden konnten und zum Teil auch Bannmühlen waren und im Interesse ihrer Einkünfte daraus die herrschaftlichen Eigentümer für ein Fortbestehen Wert legten. Überhaupt vermochten sich viele **Mühlen** bis in die jüngste Gegenwart herein erhalten. Denn bis zum Einsetzen der Technisierung waren sie schlechthin unentbehrlich. Untrennbar sind sie mit unseren Keupertälern verbunden, zumal in der Nachbarschaft der kornschweren Liasplatten.

Schluß folgt

Vorindustrielles Handwerk und Gewerbe

Von Fritz Scheerer (Schluß)

Das Holzgewerbe war um 1800 besonders reich auch in Nusplingen, Zillhausen, Laufen an der Eyach verbreitet. Schreiner von Nusplingen lieferten um 1900 Möbel in die Spaichinger Möbelfabriken. In Frommern und Zillhausen entwickelten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts kleine Schreinereien zu Möbelfabriken. 1889 baute in Frommern Friedrich Erhard aus Ebingen die Ölmühle zu einer Möbelschreinerei um, die er bald zur modern eingerichteten Möbelfabrik erweiterte, die dann der Ausgangspunkt zur dortigen Möbelindustrie wurde.

Die Küblerei war in Bickelsberg zu Hause. Hier wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts Salzfässer für die Saline Rottenmünster angefertigt, während in Weilen u. d. R. Holzfässer für die Pulverfabrik Rottweil hergestellt wurden. Sitz eines alten Holzgewerbes war auch Laufen. Neben dem Handel in Schnitt- und Brennholz waren bis zum Aufkommen der Zündhölzer viele Heimarbeiter mit der Herstellung von Schwefelhölzern beschäftigt, die später von der Dachschindelfabrikation abgelöst wurde. Um 1880 wurden hier jährlich um 2½ Millionen Dachschindeln in den Handel gebracht. Außerdem gab es in Laufen Rechen-, Gabel- und Korbmacher, die ihre Erzeugnisse als Hausierer vertrieben. Nach 1857 nahm hier auch der Samen- und Baumpflanzenhandel einen überraschenden Aufschwung. 1877 zählte man hier 48 Personen, die im Holz- und Samenhandel, auch noch 5 im Lumpenhandel, tätig waren, und 24, die mit Ellenwaren, Korbwaren usw. handelten.

Die Holzdreherei, die besonders in Onstmettingen zu Hause war, wurde nach 1900 ziemlich unbedeutend. Heute sind die Holzgewerbe zum größten Teil verschwunden. Einige kleinere Schreinereien in Frommern, Zillhausen und Nusplingen gelang es dann anfangs unseres Jahrhunderts sich zu Möbelfabriken bzw. Möbelhandlungen zu entwickeln.

Im Killertal fand die Bevölkerung einen besonderen Weg, um mit der wirtschaftlichen Not des 19. Jahrhunderts fertig zu werden. Hier suchten die Einwohner den existenzsichernden Nebenerwerb nicht allein im handwerklichen Bereich, sondern im Hausierhandel (s. oben). Erst mit dem Aufkommen der Industriearbeit (nach 1880) ging die Hausierertätigkeit zurück.

Erwähnt sei noch die Granatbohrerei (Schmuckperlenherstellung), die um 1840 in Lautlingen, Geislingen, Winterlingen und auf dem Heuberg von der württembergischen Regierung zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit eingeführt wurde. Sie ging aber bald wieder ein.

Ein besonderer Gewerbezweig war das **Fuhrgewerbe,** das sich schon seit ältester Zeit, vor allem in Winterlingen findet. Aufstellungen über die Gespanne im Amt Balingen zeigen, daß hier Winterlingen den Amtsdurchschnitt um mehr als das Dreifache überschritt. 1796 wurden hier 211 Pferde und 200 Zugochsen gezählt. Die Winterlinger Fuhrleute brachten Waren, vor allem für die Ebinger Kaufleute, auf die Messen der Schweiz, in Nürnberg, Frankfurt usw. Sie schlossen sich sogar zu einer Gesellschaft zusammen, die von der Regierung genehmigt wurde. Einer der 14 Fuhrleute gab an, daß er allein dem Land schon 1600 fl. für Zoll und Umsatzsteuer gezahlt habe. Im 19. Jahrhundert ging der Frachtverkehr besonders in die Schweiz. Um 1800 befaßten sich auch Einwohner anderer Orte mit diesen Schweizerfahrten, vor allem die von Meßstetten. Engstlatter Bauern leisteten Vorspanndienste an der Steige im Ort. Dies hörte aber mit dem Bau der Eisenbahn auf (1874).

Allgemein nahm in allen Orten im 19. Jahrhundert die Zahl der Einwohner stark zu, die neben einer geringen Landwirtschaft ein Gewerbe ausübten. Einige Gewerbe gingen wieder ein, aus anderen Handwerks- und Gewerbezweigen erwuchsen vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts industrielle Betriebe, so daß heute unsere Gegend in Südwestdeutschland zu den Regionen zählt, die am stärksten industrialisiert sind.

Inhaltsverzeichnis 1984

	Seite
Aus unserem mundartlichen Wortschatz (Fritz Scheerer)	434
Der Owinger Aufstand 1584 (Fritz Scheerer)	434/435
Bemerkenswertes zur gotischen Schömberger Kirche mit manischem Turm (A. Grözinger)	434/435
Die Quadratur des Kreises (R. Kernter)	435/436, 440
Von den Zehnten (Fritz Scheerer)	436
Der Onstmettinger Fruchtkasten (Alfred Munz)	437/438
Von den Fluren um Weilstetten und Roßwangen (Fritz Scheerer)	438/440, 444
Aus der Landschaftsgeschichte des mittleren Schwarzwaldes (Fritz Scheerer)	440/442, 444
Der Ritt auf dem Esel (Kurt Wedler)	441/442
Die Herzöge von Teck am oberen Neckar und auf dem Kleinen Heuberg (Fritz Scheerer)	442/443, 444, 445, 448
Ausdruckskraft mit leuchtenden Farben (Kurt Wedler)	445/446
Von unseren Burgen (Fritz Scheerer)	446/448, 451/452
Ortsjubiläen unserer Heimat (Fritz Scheerer)	450/451
Simon Schweizer (Fritz Scheerer)	453
Bildstöcke und Feldkreuze in unserer Landschaft (Fritz Scheerer)	453/454, 459/460
Exkursion in den Raum Baden-Baden/Straßburg (Wilfried Groh)	454/455
Der Kirchenbau zu Laufen (Gustav Rieber)	449/450, 454/456
Postamt Balingen im Balinger Rathaus (Rudolf Töpfer)	449/450, 454/456, 461/463, 466/467
Mittelalterliche Kaplaneien um Balingen (Fritz Scheerer)	464
Redensarten aus heimischem Handwerk und Gewerbe (Fritz Scheerer)	466/468
Unsere Gegend im Dreißigjährigen Krieg (Fritz Scheerer)	468, 472
Baugeschichte der kath. Kirche St. Josef in Albstadt-Ebingen (Eugen Wissmann)	469/470
Raum Blaubeuren – Kleines Lautertal (Hermann Knauß)	470/471
Pflanzenleben auf den Rutschen des unteren Weißjura (Fritz Scheerer)	471/472
Vom Landgraben, vom Hof (Dr. Stettner)	473/474
Zollern und Hohenberg (Fritz Scheerer)	474/475
Industrielles Handwerk und Gewerbe (Fritz Scheerer)	475/476/480
Der Meister von Weilen (Fritz Scheerer)	477/478
Manfred Pahl (Brockmüller)	478/479
Unsere Keuperlandschaft (Fritz Scheerer)	479/480

Sumpfdotterblume (444), Birke (448), Türkenbund (452), Echte Goldrute (456), Eibisch (460), Eberwurz (464), Brombeere (468) (Kurt Wedler).

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.
Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.
Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.
Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers".